

www.e-rara.ch

**Lehr- und Lesebuch für die Thurgauischen Volksschulen, 7. bis 9.
Schuljahr**

Scherr, Ignaz T.

Frauenfeld, 1889

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-111427>

A. Prosa.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Erste Abtheilung.

Sprache.

A. Prosa.

I. Abschnitt: Erzählungen.

1. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: „Wenn sie nur auch den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten!“ Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel!“

2. See und Fluß.

„Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbst.“ — „Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer.“

Also stritten sich See und Fluß mit einander. Die Toren! Kann denn der See fließen, oder der Fluß stille stehen?

3. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roße flog ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roße zu: „Schande! Von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren.“ — „Aber ich“, versetzte das Roß; „denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?“

4. Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns armen, schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.“

„Mit dem Wolfe?“ sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch bei

Zeiten durch die Flucht retten können. Aber alsdann möcht' es um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden."

5. Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung wie ein Ei dem andern gleichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es ohne Rücksicht auf die Vereblung seiner Natur zum niedern Dienste am Pflug und Karren; das andere kam in die Hand eines Bereiters. Dieser baute die Kunst seines Dienstes auf die Vereblung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Mutes. Es ward ein edles Geschöpf, indes das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an eurer, noch an der Hand derer, denen ihr sie übergeben, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, so sind diese Kräfte für sie umsonst, und die edlern Anlagen der Menschennatur sind ihnen sogar gefährlich und verderblich.

6. Der Wind und der Schiffer.

"Wenn ich hinauf will, so wehest du hinab, und wenn ich hinab will, so wehest du hinauf." Also sprach der Schiffer zum Winde.

"Weißt du was?" erwiderte dieser; "wenn ich hinabblase, so fahre du hinab, und wenn ich hinaufblase, so fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht und willst du mir entgegenfahren, so arbeite du so gegen mich wie ich gegen dich."

7. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: "Ein wenig zu plump bist du doch. Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelpen. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen."

Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. "Du verdienst diese Zieratem, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht.

8. Der Fuchs und der Igel.

Ein stolzer Fuchs besprach sich mit dem Igel und fragte ihn, wie er es mache, wenn ihn die Hunde verfolgen. — "Ich habe dann einen

einzigem Kunstgriff", antwortete der Igel sehr bescheiden. — „Einen einzigen? Ja freilich, dann bedaure ich dich; denn ich habe deren wenigstens hundert.“ So prahlte der Fuchs, und in eben dem Augenblicke hörten sie die Hunde bellen und sahen, bevor sie entfliehen konnten, Jäger herbei eilen.

Der Igel rollte sich in eine Kugel zusammen. Überall war er nun stachlicht. Die Hunde bissen sich an ihm blutig. Abgeschreckt dadurch gingen sie auf den Fuchs los. Vergebens nahm dieser zu List und Seitensprüngen seine Zuflucht. Er machte freilich den Hunden den Sieg schwer; aber endlich ward er doch erhascht und erwürgt.

„Ei“, sprach der Igel, der von ferne zusah, „ei, daß er noch lebte! Jetzt würde er eingestehen, daß eine Kunst, recht erlernt, besser sei als hundert nichtige.“

9. Das Pferd und die Ziege.

Ein Pferd und eine Ziege standen in einem Stalle beisammen. Das Pferd ließ sich sein Futter wohl schmecken und war vergnügt, indes die Ziege betrübt neben ihm stand und immer seufzte. Das Pferd, welches seinen kleinen, sonst muntern Stallgesellen sehr lieb gehabt hatte, fragte: „Warum seufzest du?“ — „Ach, ich bin hungrig“, antwortete die Ziege, „und habe keinen Bissen Futter mehr. Sage mir, wie fängst du es an, daß du immer noch Vorrat hast, wenn meine Kause schon längst leer ist, so daß, wenn du noch issest, ich dastehen und hungern muß?“ — „Das will ich dir gerne sagen“, antwortete das Pferd. „Du bist ein Beckermaul und zupfst nur solche Kräutlein aus, welche süß schmecken; die übrigen aber, welche weniger gut schmecken, trittst du unter die Füße. Ich frage nie: was schmeckt süß, sondern ich esse, was da und was gesund ist. So sättige ich mich täglich vollkommen und bin zufrieden; du aber leidest auf diese Weise Hunger und stehest unzufrieden da.“ — „Du hast recht“, antwortete die Ziege, „ich will mich bessern, wenn ich es noch kann.“

10. Das Irrlicht.

Ein Mann reiste durch ein Gebirge; es überfiel ihn die Nacht, und er verirrete sich, daß er angstvoll ausrief: „O, möchte doch ein Mensch mir beistehen!“ Da schimmerte endlich, als er lange Zeit rechts und links gegangen war, aus der Ferne ein wankendes Licht ihm entgegen. Der Glanz war ihm erfreulich in der Nacht; er folgte ihm. Aber es war ein Irrlicht, das in Sümpfen entsteht und über denselben schwebt und von leichten Rüstern fortbewegt wird. Der Wanderer stand plötzlich an einem Abgrunde. „Halt!“ rief auf einmal eine Stimme, „du bist ein Kind des Todes!“ Er fuhr zurück. Es war ein Arbeiter, der ihn

gerade antraf, als er dem Abgrund nahte. „Danke Gott“, sprach derselbe, „daß mich mein Beruf gerade diesen Weg führte.“ — Und er brachte den Reisenden auf den rechten Weg; dieser erreichte die Heimat, fiel auf die Kniee und dankte Gott für seine Rettung.

Wer ist hier der Wanderer? Der Mensch, der von der Tugend abwich, in Unglück geriet und Hilfe suchte. Und ein Verführer zum Bösen (das Irrlicht) bot ihm die Hand und zeigte ihm verbotene Mittel, sich zu helfen; und nun versiel er in Sünden und beging Böses auf Böses, und war seinem Verführer bald gleich. Da erkannte ein Freund seine Verirrung und zeigte ihm, wohin seine Verbrechen führten, zeigte ihm gerechte Mittel, sich zu helfen, und er ward wieder ein sittlicher Mensch und dankte Gott, daß er ihm einen treuen Ratgeber zugeführt hatte.

11. Die ewige Bürde.

Der Khalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Gändereien und bezahlte den Eigentümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Witwe fand sich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was tat also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Khalif sich eben in dem schönen Gebäude befand, das er auf dem Erbteil der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sack setzten ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.“ Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Khalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Khalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu gewichtig.“ „Herr“, antwortete Ibn Beschir mit edler Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen

Witwe genommen hast! Wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am großen Gerichtstage auf deine Schultern legen wird?" Der Khalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Erbe zurück mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen.

12. Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelstamm pflanzen. Was willst du da, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen. — Aber der Vater antwortete: Urteile nicht zu früh, mein Kind. Kennst du denn dieses Bäumchen, das du ein knorrig Ding nennst? — Wie sollte ich nicht, sagte der Knabe. Man sieht ja wohl, was es ist. — Seine äußere Gestalt, sagte der Vater, siehst du wohl, aber nicht das, was in ihm verborgen liegt. Sieh, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher, schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüten und Früchte tragen und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht; denn verborgen ruhet noch in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses vermag. — Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben dasselbe und band es daran. — Warum tust du das? fragte der Knabe. Du nimmst ihm seine Freiheit. — Der Vater antwortete: Daß der Wind es nicht zerkrücke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge. — Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher auf und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten. — Sieh, sprach der Vater, ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft willen, die in ihm liegt, und darum pflege ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaume geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und machte einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. O weh! rief der Knabe und erschrak, nun ist ja alle Mühe vergebens! — Der Vater aber lächelte und pflanzte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorrig, wie der Zufall es gab, aufgewachsen sein und niemals eßbare Frucht getragen haben. Aber ich habe sein Wachstum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühlings in seiner vollen Kraft erscheint, habe ich dem Bäumchen das Eblere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte und künftig liebliche Blüten und Früchte trage. — Bald breitete

nun das Bäumchen seine Zweige und Äste aus und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüten, und im Herbst neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und rötlichen Äpfeln. — Was meinst du nun? fragte der Vater den Knaben. — O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden. — Sieh, fuhr der Vater fort, wie es die vollen Äste dir entgegenstreckt! Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm. Es soll von nun an dir gehören. Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht.

13. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch geraten waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung; eine Quelle war ihr Trank und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wussten nichts mehr von dem grossen, festen Lande; Brot, Milch, Obst und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schiffelein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine grosse Freude und hofften nun, von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schiffelein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen, — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretteerne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser, — und ihr alle kommt ja bald nach!“

Als das Schiffelein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder!“

Endlich kam das Schiffelein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirteten. „O, wie töricht war unsere Furcht!“ sagten die Kinder; „nicht fürchten, sondern freuen

hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen.“

Der Christ soll Tod und Grab nicht scheuen;
er darf sich auf den Himmel freuen;
ihn führet Gottes Vaterhand
hinüber in das bess're Land.

14. Theodotus.

Ein frommer Greis, mit Namen Theodotus, war dem wüsten Treiben der Welt entflohen und hatte sich in die Einsamkeit des Waldes verborgen. Er wollte sich dort ungestört der Verehrung Gottes widmen. Aber die Kunde von seinem heiligen Leben drang bald durch die dichte Wildnis, und es eilten der Andächtigen gar viele zu der Hütte des Einsiedlers, um sich durch Worte der Erbauung im Glauben und frommen Wandel stärken zu lassen.

So kamen auch eines Tages zwei Jünglinge zum Greise und sprachen zu ihm: „Vater, wie machen wir es, dass wir die bösen Neigungen ertöten und die verderblichen Gewohnheiten ablegen? Wohl erkennen wir das Unrechte; auch ist der Geist willig; aber der Leib ist schwach.“

Da sagte Theodotus zu einem der Jünglinge: „Reise doch einmal jenen jungen Eichbaum dort aus der Erde!“ Der Jüngling tat es leicht mit der Hand; denn die Pflanze war erst etliche Spannen hoch. Darauf sprach Theodotus abermal: „Lieber, reise doch jenen dort aus der Erde!“ Der Jüngling vollbrachte auch dieses, wohl aber mit Mühe und Anstrengung; denn das Bäumchen war höher und stärker als das erstere. Und Theodotus sprach zum dritten Mal: „So reise mir denn auch diesen aus dem Boden!“ Der Jüngling umschlang den Baum und mühte sich, das Gebot zu vollbringen. Es nahte auch sein Bruder, ihm zu helfen; aber beider Kräfte erlahmten; denn der Baum hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen und war von der Höhe eines Mannes. Und als beide vom vergeblichen Bemühen abstanden, redete der Greis: „Sehet, meine Söhne, diesen Bäumen gleichen die bösen Lüste und Gewohnheiten im Herzen. Haben sie noch nicht lange gekeimt, so vermag der feste Wille sie wohl bald herauszureissen und zu vertilgen; wenn sie aber erst feste Wurzeln geschlagen haben, dann ist es gar schwer und fast unmöglich, ihrer Herr zu werden. Darum mühet euch, so lange als es noch an der Zeit ist, damit der schwere Kampf eure Kräfte nicht übersteige. Seid wachsam und betet!“

15. Der Schüler der Ameise.

Tamerlan, ein berühmter Eroberer Asiens, dankte seine Macht und Grösse hauptsächlich seiner Beharrlichkeit. Auf diese Tugend soll er, wie er selber versicherte, vorzüglich durch folgendes Ereignis geführt worden sein.

„In einem meiner ersten Kriege“, erzählt er, „kam ich eines Tages so sehr ins Gedränge, dass ich in den Ruinen eines Gebäudes vor den mich verfolgenden Feinden Schutz suchen und daselbst viele Stunden versteckt bleiben musste. Die Furcht, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen, und der Gedanke, durch die erlittene Niederlage den ganzen Gewinn meiner bisherigen Anstrengungen zu verlieren, drückte meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Erfolge meiner Unternehmungen und beschloss, sie aufzugeben. Da fiel mir plötzlich eine Ameise in die Augen, die bemüht war, ein Weizenkorn, fast grösser als sie selbst, auf eine Anhöhe zu tragen. Das Tierchen fiel, wenn es mit seiner Last beinahe oben war, immer wieder herab, und ich zählte neunundsechzig vereitelte Versuche desselben. Aber es liess nicht nach, und bei dem siebenzigsten Versuch erreichte es glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieses Beispiel gab mir Mut, und ich zog aus dem Gesehenen eine Lehre, die mir später sehr oft trefflich zu statten kam.“

„Emsiges Ringen führt zum Gelingen.“

16. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung von hundert Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld hab' ich gefunden; das wird's wohl sein; so nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“, sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Taler in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur noch siebenhundert. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Taler schon herausgenommen haben. Da

habt Ihr wohl daran getan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön; ehrlich währt am längsten, und Undank schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Taler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, dass er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zu kennen schien, griff die Sache so an: Er liess sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Taler verloren hat. Und dir da weiss ich keinen andern Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, welcher deine achthundert Taler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

17. Der listige Quäker.

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Lande die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht tun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferde nach Hause in die Stadt reiten wollte, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Ross, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne; denn sie waren alle ausgebissen — nicht am Hafer, aber am Stroh.

„Kind Gottes“, sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tiere da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muss dem Aussehen nach. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich.“ Der Quäker dachte bei sich selbst: Was ist zu tun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu

Hause noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben. Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Ross des Quäkers nach Hause; aber der Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voran, Lazarus; du wirst deines Herrn Stall besser finden als ich.“ Und so liess er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stalltüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Russ aus dem Gesichte mit einem wollenen Strumpfe. „Seid Ihr wohl nach Haus gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben; er ist ohnedies nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rösslein wieder; das Eurige steht vor der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut“, sagte der Quäker, „und gebt mir jetzt auch noch 2 Taler Rittlohn; ich und Euer Rösslein sind miteinander zu Fuss spaziert.“ Wollte der Spitzbube wohl oder übel, musste er ihm auch noch 2 Taler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein läuft einen sanften Trab?“ sagte der Quäker.

18. Scharfsinn eines Indianers.

Ein Indianer, der eines Tages zu seinem Stamme zurückkehrte, bemerkte, dass sein Wildbret, welches er zum Dörren aufgehängt hatte, gestohlen war. Er stellte seine Nachforschungen nach den Spuren des Diebes an und machte sich auf den Weg, denselben durch die Wälder zu verfolgen. Im Walde begegneten ihm einige Personen, welche er fragte, ob sie nicht einen kleinen, alten, weissen Mann mit einer kurzen Flinte gesehen hätten, der einen kleinen Hund mit einem Stumpfschwanz bei sich gehabt. Sie antworteten: ja; und der Indianer versicherte sie, dass dieser Mann ihm sein Wildbret gestohlen habe. Nun wollten sie gerne wissen, wie er denn eine so genaue Beschreibung von einer Person, die er nie gesehen, geben könne. Der Indianer erwiderte: „Ich weiss, dass der Dieb ein kleiner Mann ist, denn er musste einige Steine zusammentragen und sich darauf stellen, um das Wildbret, das ich vom Boden aus aufgehängt hatte, herablangeln zu können. Dass er ein alter Mann sei, sah ich an seinen kurzen Schritten, deren Spur ich auf dem welken Laube in den Wäldern verfolgte; und dass er ein weisser Mann sei, weiss ich daher,

weil er seine Zehen auswärts kehrt, wenn er geht, was ein Indianer nie tut. Seine Flinte muss kurz sein, das habe ich an dem Baum gesehen, an welchem er sie angelehnt, und wo die Mündung die Rinde aufgerissen hat; dass sein Hund klein sei, sehe ich an seiner Spur, und dass er einen Stumpfschwanz habe, entdeckte ich an dem Abdruck, den er im Sande zurückliess, auf welchem er gesessen ist, so lange sein Herr das Wildbret herunterholte.“

19. Der dankbare Sohn.

Ein preussischer Offizier, der sehr reich und aus vornehmer Familie war, hielt sich eine Zeit lang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und machte sich reisefertig. Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben zu lassen. Er war sehr schön gewachsen, schien wohl-erzogen und brav; aber wie er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dies der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge. „Ich fürchte, dass Sie mich abweisen“, versetzte der junge Mensch; und indem er dies sagte, rollte eine Träne über seine Wangen. „Nicht doch“, antwortete der Offizier, „Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen. Wie konnten Sie etwas befürchten?“ „Weil Ihnen das Handgeld, das ich fordern muss, vermutlich zu hoch vorkommen wird.“ „Wieviel verlangen Sie denn?“ „Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, 100 Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir soviel zu geben.“ „Hundert Gulden ist freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, dass Sie Ihre Pflicht tun werden, und ich will nicht mit Ihnen handeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab.“ — Er zahlte 100 Gulden aus; der junge Mann war entzückt. Er bat darauf den Offizier um die Erlaubnis, noch einmal nach Hause zu gehen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen; in einer Stunde versprach er wieder da zu sein. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte und liess ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes bemerkt hatte, so schlich er selbst ihm von ferne nach, um zu erfahren, wo er hingehen würde. Er sah ihn stracks dem Staatsgefängnisse zulaufen, wo er anklopfte und eingelassen wurde. Der Offizier ging ebenfalls hinein und sah alles, was vorging, und was den Jüngling bewogen hatte, sich anwerben zu lassen. — Der Vater des letztern sass im Gefängnis wegen einer Schuld

von 100 Gulden, die er nicht bezahlen konnte. Der Sohn hatte sich deshalb anwerben lassen, um mit dem Handgeld ihn zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die 100 Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und verkündete ihm seine Freiheit. — Als der Offizier das alles sah, trat er hervor und sprach zu dem Alten: „Beruhigen Sie sich; ich werde Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich teilnehmen an seiner schönen Handlung. Er ist frei, und es reut mich die Summe nicht, die er so schön angewendet hat.“ Vater und Sohn waren, als sie dies hörten, davon aufs tiefste ergriffen. Der Sohn bat zwar den Offizier, ihn mitzunehmen, und sagte, er möchte einem so guten Herrn keinen Schaden verursachen. Aber der grossmütige Mann bestand darauf, dass er bei seinem Vater bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Gefängnisse und reiste fröhlich von Ulm ab, weil er sich bewusst war, zwei gute Menschen glücklich gemacht zu haben.

20. Kosciuskos Pferd.

Kosciuszko, der edle Pole, wollte einst einem Geistlichen zu Solothurn einige Flaschen guten Weines übersenden. Er wählte dazu einen jungen Mann mit Namen Zeltner und überliess ihm für die Reise sein eigenes Leibpferd. Als Zeltner zurückkam, sagte er: „Mein Feldherr! ich werde Ihr Pferd nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht zugleich Ihre Börse mitgeben.“ — „Wie meinst du das?“ fragte Kosciuszko. Zeltner antwortete: „Sobald ein armer Mann auf der Strasse den Hut abnahm und um ein Almosen bat, stand das Pferd augenblicklich still und ging nicht eher von der Stelle, als bis der Bettler etwas empfangen hatte; und als mir endlich das Geld ausging, wusste ich das Pferd nur dadurch zufrieden zu stellen und vorwärts zu bringen, dass ich tat, als ob ich den Bittenden etwas gäbe.“

21. Die beiden Bettler.

Die Fürstin von Gallizien erzählt in ihren Tagebüchern Folgendes: Ich begegnete auf der fliegenden Brücke bei Wiesel einem alten, lahmen Invaliden. Er sprach mich um ein Almosen an. Ich gab ihm einen halben Gulden. Da sah ich, wie er freudig zu einem armen Blinden, der auf einer andern Bank saß, hinhielt und die Gabe mit ihm teilte. Ich rief ihn zurück und fragte: „Vater, ist der dein Bruder oder Verwandter?“ „Nein“, sagte er; „es war mein Kamerad im Kriege;

nun ist er es als Krüppel. Er kann nicht betteln gehen, weil er nicht sieht; ich aber sehe, es ist also billig, daß ich auch für ihn Almosen sammle.“ — Wie gern gab ich ihm nun ein Goldstück! Und wenn wir, die wir böse sind, so ergriffen werden vom Anblick der Liebe und Treue, wie viel mehr wird es dann unserm Vater im Himmel gefallen, wenn er sieht, daß die Menschen einander lieben und brüderlich unterstützen! Teile von dem Deinigen mit, so wirst du mehr empfangen!

22. Die drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele törichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Bise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Küsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein geklopft hatten, kam durch die Kammertür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus; aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Fräulein aus und überstrahlte alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Weiblein mit wunder süßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfee Anna Frihe, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streuet und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: „Das lautet nicht übel.“ Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ „Das ist kein Fehler“, dachte der Mann und legte der Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke, der Dampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon im voraus waren, und ob schon sie keinen Stern mehr am Himmel sahen,

sondern lauter Baßgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun“, sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der ruhigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als aber die Frau die gerösteten Kartoffeln auf das Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, und — o weh! da war der erste Wunsch getan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft unter einander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre!“ sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Hufaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise von der verwünschten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu leben; und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft dem nichts, der den Verstand nicht hat, sie zu benützen.

23. Joggeli, zieh 's Chäppli ab.

„Zieh 's Chäppli ab, Joggeli, wenn d'frömde Lüte begegnist!“ het 's Schniderbalze Witfrau zu ihrem einzige Buebli mängist g'feit. Und der Joggeli het seiner Muetter g'folget und vor alle frömde Lüte 's Chäppli g'lüpft, sig's denn der Schereschlifer gfi us em Welschland ober e Herr us der Stadt in eme flotte Feuerwerch.

Die andere Bure-Chinder im Dorf und au die mehrste Erwachsne fi de aber grob gfi wie Erbsstrauch, und wenn 'ne öpper Frömder bigegnet isch, hei s'ne fast Böcher in Chopf g'luegt, aber 's Grüeze hei sie vergässe. 's wird niemer welle behaupte, das sige gar fini Lüt gfi i dem Dorf, und doch isch d'Höflichkeit so ne billigi War, und es treit g'wüß keine schwer dra, und nit umsunst seit me-n-au: Mit em Huet i der Hand chunt me dur 's ganze Land. Singege so Lüt, wo grob und hert si, 'aß me chönnt Nägel uf 'ne spiße, mit dene g'schirret keine gern, ober wenn er mueß, so macht er, 'aß er si bald wider los isch.

Wenn e Frömde i das Dorf cho isch, so isch der Joggeli g'wöhnlig der erst und au mängist der einzig gfi, wo ne grüecht het. Die andere Bure si stoh blibe wie Liechtstöck und hei d'Chappe uf em Chopf lo fiße, wie wenn sie dört a'bachtet wäri.

Es het's au öppe chönne b'reiche, 'aß e Frömde cho isch und het der Weg nit g'wüßt und um Askunst g'frot. Denn si die Bure z'säme g'stande, hei g'lachet oder hei schlechti Wiß g'macht, oder au gar nit g'feit und si ihres Wegs g'laufe, wie alti Roß, wo nit meh g'feh, — denn isch aber der Joggeli bald parat gfi und isch go der Wegwiser mache-n-e ganzi halb Stund wit, bis der ander numme het chönne fehle. 's ischt wohl z'begrife, 'aß er das nit allimol het müesse vergebe tue.

Der Muetter isch das gar recht gfi, und sie het mängisch g'feit: „Me het meh Freud z'lebe unter Lüte, wo-n-enander au öppis achte, enander helfe-n-i der Not und 's guet z'säme chönne; a-n-eme Ort, wo niedere numme für si Sack luegt, keim andere 'nes guets Wort gönnt, und wo me a-n-enander verbi lauft wie Chaz und Hund — do begehrt' i nit g'molet z'fi.“

Ku, was g'scheht d'ruf?

Der Joggeli isch allbireits im sechzehnte Johr g'stande und het g'schaffet wie-n-e Große und der Muetter g'hulfe 's Brot verdiene und isch allethalbe wege sine ordlige Maniere wert gfi.

Do trifft's es emol am e Sunntig Nomittag, wo-n-e Schar Mannevolch uf's Wirts Chegelris binander g'hocket isch, 'aß e-n-alte Herr us der Stadt i das Dorf ine chunnt z'spaziere. Do trümmlet eine vo bene Bure — er isch scho stark adreicht gfi — uf d'Gäß use und dem Herr entgege, het g'sluecht und g'schwore wie-n-e Rhinbueb und het mit dem alte Herr absolut welle tanze, und het dä guet Ma i die größti Verlegeheit ine brocht. Was denket ihr jetz, 'aß die andere Bure werde g'macht ha? G'lachet hei sie überlut, wie hohli Fässer, und 's isch natürlig keim i Sinn cho, dem Valli go abz'wehre. Zum Glück isch der Joggeli grad des Wegs cho, stellt dä B'joffnig uf d'Site und füert der Frömd i Pfarrhof; dört hi het er ebe welle.

Chum e Viertelstund spöter chöme zwo Gutsche voll Herrre und Fräulene is Dorf ine z'fahre. Uf's Wirts Chegelris si die höfliche Bure no eister bi-n-enander g'hocket und hei so dummi Gsichter g'schnitte, wie d'Figure i-n-eme Savoirörgeli. Endlig tuet eine 's Mul e chlei zue und seit: „Das isch uf mi armi Seel üse Herr Oberamtme gfi!“ Und weidli nähme si derno ihri Zipfelchappen obe-n-abe, wo 'ne d'Zuerwerch ase der Rügge g'chehrt hei, und luege 'ne noh um all Egge-n-umme, bis si i 's Pfarrers Höfli ine g'renkt hei. 's isch nümme lang gange, so g'fehrt me derno der ehrwürdig Herr Pfarrer mit dem ehrwürdig alte Herr und das jünger Volk us beide G'ferge go d'Chilche und 's alt Schuelhus besichtige, und der Joggeli isch mitts i dem vornehme Trüppeli inne gfi. — Und noch he het der Herr Oberamtme-n-es fründligs Wort mit dem Schüßlig g'redt, het en spöter mit em i d'Stadt gno, git ihm Schleider, Tisch und Bett, 'aß der Joggeli het chönne die höchere Schuele b'fueche. Und bald einisch isch das arm Sühli als hübsche Student cho si Muetter luege, isch spöter no i d'Frömdi gange; denn Büt, wo-n-en understützt hei mit Geld und guete-n-Empfeshlige, het's i der Stadt g'nue gä, und nach paar Johre isch das leid Taunerbüebli derno as e g'lehrte Mann wider hei cho und isch spöter derno selber Oberamtme worde, wo si Gönner i der Stadt sis Amts ase müed gfi isch. Jetzt hei die Bure g'merckt, daß 's Ordlig- und Höfligsi gar viel wert isch, und hei ihri Chinder au derzue agwise. „Nützt's nüt, so schad't's au nüt!“ hei si denkt. — Und wenn öppe no-n-e grobe Challi unter 'ne gfi isch, wo die ganzi G'mein i d'Schand hätt' chönne bringe, so hei si 'm us alle Fenster zueg'rüest:

„Joggeli, zieh 's Chäppli ab!“

24. Der treue Untertan.

Als die Franzosen im Jahre 1809 gegen Wien vorrückten, sollte ein Bauer der Führer einer Truppenabteilung werden. Mit ihr gedachte der Feind einen wichtigen Plan auszuführen. „Gott bewahre

mich", sagte der Bauer, „das tue ich nimmermehr.“ Der französische Offizier, der die Truppe führte, drang heftig in ihn; aber der Bauer blieb bei seiner Weigerung. Der Offizier bestürmte ihn mit Versprechungen; er bot ihm einen Beutel voll Gold an, aber vergebens. Inzwischen langte der Hauptzug der Feinde an, und der General war sehr erzürnt, als er den Vortrab hier noch antraf. Als er hörte, daß der einzige Mann, der den Weg kannte, sie nicht führen wollte, ließ er den Bauern vorsehen. „Entweder“, rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!“ — „Ganz gut!“ erwiderte der Bauer, „so sterbe ich als ein rechtschaffener Untertan und brauche kein Landesverräter zu werden.“ Da reichte ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh' heim, wackerer Mann, wir wollen uns ohne Führer behelfen.“

25. Fromme Söhne.

Am steilen Abhang des Rigi, hoch ob dem freundlichen Gersau, wohnt noch heute (1874) eine gebrechliche Frau, die nicht mehr zur Kirche ins Dorf gehen kann. Dennoch wünscht sie, von Zeit zu Zeit mit der Gemeinde da ihre Andacht zu halten. Reiche Herrschaften, welche die wundervolle Aussicht auf dem Gipfel des Berges genießen möchten und weder zu Fuß hinaufgehen noch reiten können, setzen sich auf feste und bequeme Tragsessel. Zwei starke Männer fassen einen solchen Tragsessel vorn und zwei hinten, schreiten in festem Gange den Berg hinan, und wenn die Last sehr schwer ist, wechseln sie mit einer gleichen Zahl anderer Träger. Immer kostet es viele Schweißtropfen, bis sie den Staffel und den Kulm erreicht haben, und sie verdienen den großen Lohn, welchen die Herrschaft ihnen bezahlt. Jene gebrechliche Frau ist nicht so reich, um sich Sesselträger bestellen zu können; aber sie hat zwei Söhne. Diese haben ihr einen eigenen Tragsessel angeschafft; dahinein setzen sie das liebe Mütterchen, nehmen sie zu zweien auf ihre starken Schultern und tragen sie ins Dorf Gersau hinab zur Kirche und hernach wieder die steile Berghalde hinauf, wann und so oft sie es wünscht; und die frommen Söhne tun das als eine liebe Kindespflicht, die sich ja wohl von selbst versteht. Berg und See, die Schneehäupter und Firnen und der blaue Himmel darüber mögen allen dreien noch auf mancher frommen Tal- und Bergfahrt freundlich zulächeln.

26. Aischweizerische Biederkeit.

Franz und Kaspar, Landleute aus dem Kanton Schwyz, waren mit einander im Streit wegen einer Wiese, von welcher jeder behauptete, daß sie ihm gehöre. Als der Heuet da war, kam Franz zu Kaspar

und sagte: „Nachbar, die Zeit zum Mähen ist da. Nun weißt du, daß wir in Zwist sind wegen der Wiese. Ich habe die Richter in Schwyz angerufen, weil wir nicht unterrichtet genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden recht hat. Komm also morgen mit mir vor die Richter!“ „Du siehst, Franz“, erwiderte Kaspar, „daß ich die Wiese schon ganz gemäht habe; ich muß morgen durchaus das Heu eintun.“ „Und ich“, erwiderte der erste, „kann die Richter nicht wieder fortschicken, welche diesen Tag gewählt haben; auch müssen wir doch zuerst wissen, wem die Wiese ist, bevor wir sie heuen.“ Nachdem sie eine Weile gestritten hatten, immer die nämlichen Gründe wiederholend, sagte Kaspar zu seinem Nachbar: „Weißt du, wie wir es am besten machen? Geh du morgen nach Schwyz, sag den Richtern deine und meine Gründe; dann ist es nicht nötig, daß ich auch hingeh.“ „Wenn du mir die Sache anvertrauen willst, werde ich für dich reden wie für mich“, erwiderte Franz. Den folgenden Morgen begab sich dieser nach Schwyz und erklärte den Richtern, so gut er konnte, die Ansprüche seines Gegners und seine eigenen. Nachdem die Richter entschieden hatten, kehrte er zu seinem Nachbar zurück und sprach zu ihm: „Kaspar, die Wiese ist dein, und ich wünsche dir Glück dazu; die Richter haben sie dir zugesprochen, und ich bin froh, daß der Handel jetzt vorbei ist.“

27. Der Erzähler auf der Ofenbank.

Dem kleinen Johannes Müller von Schaffhausen zeigte sein Großvater öfters Kupferstiche, welche merkwürdige Begebenheiten darstellten, und erzählte ihm dabei die Geschichten, auf welche sie sich bezogen. Der Knabe hörte und betrachtete dies alles mit der größten Aufmerksamkeit. So prägte er sich, ehe er noch lesen konnte, die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes ein und wußte sie zu erzählen. Als ein fünfjähriger Knabe wurde er einmal mit seinen Verwandten zu einer Hochzeit geladen. Einige Gäste stellten nach Tische den Kleinen auf eine Ofenbank und verlangten von ihm, er solle ihnen eine Geschichte erzählen. Ohne Zaudern fing nun Johannes an, aus der Weltgeschichte zu erzählen, und zwar so lebhaft und angenehm, daß nach und nach alle sich um ihn sammelten und ihm mit Erstaunen zuhörten. In seinem neunten Jahre, da er kaum schreiben gelernt hatte, verfaßte er aus schweizerischen Geschichtsbüchern und Schaffhauser Chroniken eine Geschichte seiner Vaterstadt und vergaß schon damals über seiner Arbeit Essen und Trinken und alle sonstigen Vergnügen. Im dreizehnten oder vierzehnten Jahre trat er in die höhere Schule zu Schaffhausen. Hier blieb er meistens bis in die späte Nacht bei seiner Arbeit und stand des Morgens gewöhnlich um 4 Uhr auf. So kam es, daß später viele Tausende mit eben solchem

Bergnügen und noch viel größerm Nutzen seine Darstellung der Weltgeschichte und Schweizergeschichte lasen, mit dem jene Hochzeitsgesellschaft dem kleinen Erzähler auf der Ofenbank zugehört hatte.

23. Bruderliebe.

Zu Lyon in dem schrecklichen Gefängnis, benannt „der schwarze Keller“, lag im Jahr 1793 eingekerkert und zum Tode verurtheilt ein kaum 15jähriger Knabe. Er hatte bei dem Aufstand der Stadt gegen die Schreckensregierung von Paris die Waffen ergreifen müssen und sich im Kampfe sehr ausgezeichnet. Sein Vater war gefallen, und er hatte nur noch die Mutter und einen jüngern Bruder von 12 Jahren, welche aber nicht wußten, wo er war. Da ging der jüngere Bruder von Gefängnis zu Gefängnis und rief seines Bruders Namen; endlich vernahm er Antwort aus dem Kellerloch des „schwarzen Kellers“. Sehen konnten sie einander nicht; aber der Kleine stellte sich auf die Zehen, um wenigstens seines Bruders Hand berühren zu können. Dann rief er klagend: „O mein Bruder! Dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?“ „Ja, Bruder!“ entgegnete der Gefangene, „ich habe alles gesagt; aber sie wollten nichts hören. Tröste unsere gute Mutter! Ach, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sag' ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!“ — Der Kleine zerfloß in Tränen. Er legte sich auf die Erde, winselte und rief unaufhörlich: „Ach, er soll sterben und ist noch nicht 15 Jahre alt!“ Man drohte ihm, daß er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich vor der Kelleröffnung, bis er durch eine Wache mit Gewalt weggerissen und vor einen Kommissär der Regierung geführt wurde. Zum Glück hatte dieser noch einiges Mitgefühl; er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen und in das Unvermeidliche zu fügen. Aber wie konnte er das? Er warf sich vor dem Kommissär nieder, blickte tränend zu ihm auf und flehte so herzlich und dringend, er möchte doch ihn für seinen Bruder sterben lassen, daß der Strenge gerührt wurde. Er hob den Knaben freundlich auf und schrieb einige Zeilen, die er sogleich absandte. Nach einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. „Gott im Himmel!“ riefen beide, „mein Bruder!“ und sie stürzten einander in die Arme. Nach einigen Minuten rief entschlossen der Kleine: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!“ „Das sollst du auch nicht“, sagte gerührt der Kommissär; „kehr' heim zu eurer Mutter und seid eben so brave Söhne, als ihr gute Brüder seid!“

29. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines getroffen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gaßaus, gaßein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Gy oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande, und noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt

stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Rannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenzug, langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Erküße. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?“ „Rannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttklinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Rannitverstan! rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Rannitverstan hinabsinken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Simburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Rannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

30. Kaiser Joseph als Arzt.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen

Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich will's probiren. „Gnädiger Herr“, sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszigmal um den Kreuzer zu betteln. „Tut's ein Käsperelein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt' ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählt' ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben“, und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hatt' ich Euch nicht verschreiben können.“ Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die

gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt und der Kaiser die arme.

31. Der Star von Segringen.

Selbst einem Staren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen hatte der Barbier einen Star, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: so so, la la; oder par compagnie (das heisst so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn derselbe das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eines von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wussten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: ich hab' jetzt schon viel gelernt, dass ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle mit einander in ein Garn. Der Star sagte: wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen grossen

Fang getan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen“; als wenn er wüsste, was ihn retten muss. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „par compagnie“. Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zu Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herausgekommen.

32. Das Lämmergeier-Anni.

Der Bartgeier, welcher den Lämmern sehr gefährlich ist und darum in der Schweiz gewöhnlich Lämmergeier genannt wird, ist einer der frechsten Raubvögel in den Alpen. Er raubt junge Ziegen, Schweine, Gemen, auch Hasen und Murmeltiere. Das arme Geschöpf, das seinen Hunger stillen soll, ergreift er mit den Klauen, reisst es im Fluge empor, über einen Felsen hinaus und lässt es in die Tiefe fallen; so wird dasselbe zerschmettert und dann von ihm verzehrt. Den jungen Tieren ist er besonders im Frühling gefährlich. Auch kleine Kinder sind vor seiner Raubgier nicht sicher. Man weiss, dass ein Bartgeier im Kanton Schwyz einen Hirtenknaben, der auf einem vorstehenden Felsenkopfe sass, hinabgestürzt und dann aufgefressen, und dass ein anderer im Kanton Appenzell ein Kind vor den Augen seiner Eltern ergriffen und fortgeschleppt hat. Bekannter noch ist folgende Raubgeschichte, die sich am 12. Juli 1763 im Berner Oberlande zugetragen hat.

Anna Zurbuchen von Habcheren wurde als ein fast dreijähriges Kind von ihren Eltern auf die Wiese mitgenommen. Während diese mit Heusammeln beschäftigt waren, schlief Anna ein. Der Vater bedeckte ihr hernach das Gesicht mit einem

Strohute und ging wieder seiner Arbeit nach. Als er bald darauf einen Heubund herzutrug, war das Kind verschwunden und nirgends eine Spur desselben zu entdecken, wie sehr auch die Eltern und andere Talbewohner sich bemühten, dasselbe zu suchen.

Unterdessen ging Heinrich Michel von Unterseen auf einem einsamen, wilden Pfade dem Bache nach, der vom Berge herabfließt, und hörte zu seinem grössten Erstaunen plötzlich das Geschrei eines Kindes; schnell entschlossen eilte er dem Orte zu, woher dasselbe kam. Als er den Platz erreichte, erblickte er einen Lämmergeier, der, durch die rasche Erscheinung des Mannes aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe sich erhob und über den tiefen Abgrund hinwegschwebte. Am Rande desselben lag das geraubte Kind, das der schreckliche Vogel, wenn Heinrich Michel nur einige Augenblicke später gekommen wäre, wahrscheinlich da in den Abgrund gestürzt hätte. Der Ort war von der Schlafstelle des Kindes 1400 Schritte entfernt. — Die kleine Anna war nur am linken Arme und an der linken Hand verwundet, an welchen Stellen sie der Räuber wahrscheinlich ergriffen und festgehalten hatte; aber Schuhe, Strümpfe und Käppchen hatte sie auf ihrer gefährlichen Reise durch die Luft verloren. Sie hiess von diesem Tage an nur das Lämmergeier-Anni, ist aber doch später die Gattin eines Schneiders geworden und hat im Jahre 1814 noch gelebt.

33. Daniel Weber, der brave Handwerksbursche.

Daniel Weber, geboren im vorigen Jahrhundert, war der Sohn eines Zinngießers in Zürich und widmete sich dem Berufe seines Vaters. Vor dem Ende seiner Lehrzeit war er wenig unter fremde Leute gekommen und hatte von dem gewöhnlichen Treiben in der Welt nichts erfahren. Er war ein Jüngling voll guter Gesinnung. Als er aber in den Gesellenstand erhoben worden war und nun öfter auf die Herberge kam, so verstand er lange nicht die unsaubern Reden, die er da manchmal hören musste, und er empfand keine Freude an der Lebensweise, die er da mitmachen sollte. Er hielt sich fern vom Spiele, weil er die unseligen Folgen desselben täglich in der eigenen Familie sah, und es ihm auch nur Langeweile verursachte. Wollte man ihn jedoch mit Sticheleien oder unguuten Worten dazu nötigen, so warf er ein Stück Geld zum Verspielen hin und sass in einer Ecke, um zu lesen. Bald aber besuchte er die Herberge nur selten, und zwar meist nur dann, wenn er eben musste. Dagegen

begleitete er einen Freund, der Arzt war, am Sonntag lieber in das Spital und andere Krankenhäuser. Aus Schriften des berühmten französischen Arztes Tissot, die er damals gelesen, erkannte er die Gefahren, in welche viele seiner Altersgenossen durch ihr unordentliches Leben sich stürzten, und wünschte recht sehnlich, die bessern derselben daraus zu retten oder ganz davor zu bewahren. Zu diesem Zwecke stiftete er eine kleine Gesellschaft junger Handwerker, die in kurzer Zeit 18 Mitglieder zählte. Statt den Spiel- und Trinkhäusern nachzugehen, kamen sie Sonntags mit Daniel zusammen und gewöhnten sich unter seiner Leitung an eine anständige Unterhaltung über mannigfaltige Gegenstände. Anfänglich unterhielt er sie mit Auszügen aus Lebensbeschreibungen und aus vaterländischen Geschichten und erzählte ihnen ältere und neuere Begebenheiten, welche auf die Sitten, auf die Denkweise und Lebensart des Zürichvolkes wesentlichen Einfluss hatten. Bald gelang es ihm, einzelne Mitglieder zu ermutigen, dass sie abwechselnd an seine Stelle traten. War eine Vorlesung oder Erzählung zu Ende, so besprach man sich darüber, und dabei kamen mitunter recht gute Bemerkungen zum Vorschein. Vor dem Ende der Versammlung wurde eine freiwillige Steuer erhoben, und daraus eine Armenkasse gebildet. — Als einmal grosse Teuerung und Verdienstlosigkeit eintrat, so gab die Gesellschaft dem guten Daniel den Auftrag, dem grössten Mangel und der würdigsten Armut auf dem Lande nachzuspüren, weil er eben die ausgedehnteste Bekanntschaft hatte. Am Sonntag eröffnete er die eingezogenen Erkundigungen; daraufhin beschloss man die einzelnen Unterstützungen, die in bescheidener Stille übersandt wurden. Es konnte aber doch nicht ganz unbekannt bleiben, wer die geheimen Wohltäter waren. Wenn daher Daniel mit seinen Freunden bei bessern Zeiten nachher aufs Land hinausging, so waren Pfarrer und Landleute eifrig bemüht, ihnen recht von Herzen freundlich zu begegnen. Dabei empfanden die jungen Handwerker ein so inniges Vergnügen, wie sie es bei Spiel und Trunk sich nie hätten schaffen können. So hat der biedere Daniel mit wenig Mühe und geringen Mitteln des Guten viel gestiftet. Des Himmels Segen war dabei, der einer guten Tat nie ausbleibt.

34. Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boniswyl im Schweizer Kanton Aargau, kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein

junger Mensch, dem es ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz aller Hindernisse am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiss und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Tierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht. — Sein Vater gab ihn daher in seinem sechzehnten Jahre einem sogenannten Viehdoktor von Mummthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war. — Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief und wusste alles, was sein Meister wusste, nämlich: Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel. — Ich weiss einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoktor in Ober-Olten im Emmental noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief und wusste abermals — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntnis von der innern Beschaffenheit eines Tieres im gesunden und kranken Zustande und von der Natur der Arzneimittel hatte.

Ich weiss einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen, und hätt' sich mit andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen. Fast sah es mit unserm Jakob Humbel ebenso aus. Mit Windsalben war wenig Geld, noch weniger Kredit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Tagelöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rat, und dennoch hatte er noch immer den Tierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiss einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn missbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirt und der Spielmann. Aber Jakob Humbel wusste mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermutlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter

zu seinem Zwecke zu kommen, noch ein geschickter und braver Tierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nyon in die Schulanstalt des Herrn Snell und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrat verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, musste er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienst, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld und befand sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boniswyl und trieb mit seinem erworbenen Gelde einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von statten ging und seine Barschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hilfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boniswyl musste acht Mann stellen. Die jungen Burschen müssen spielen; den guten Jakob Humbel trifft das Los, Soldat zu werden.

Ich weiss einen, der hätte gedacht, die Welt ist gross und der Weg ist offen, wär' mit seiner kleinen Barschaft ins Weite gegangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten. Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten musste. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unsäglichen Schmerze drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Matthä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen Stock in die Hand und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Strasse zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er: Gottlob! und Gott wird mir helfen. — Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich, wie du, von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist eine öffentliche Anstalt zum Unterrichts in der Tierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrlinge gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Tierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Berufe vorbereitet und gebildet. — Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Tier mit

andern Augen anschauen als in Mumental und im Emmental, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin oder im Wirtshaus zur Stadt Strassburg oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützlichendes gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgebildeter Tierarzt mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrat in dem Kanton Aargau geprüft, legte zu jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziele seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiss ich vier, die denken: Wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, dass aus mir nichts hat werden wollen. — Guter Freund, nimm Gott zu Hilfe und versuche es noch!

35. Charles-Michel de l'Épée.

Derselbe wurde 1712 zu Versailles in Frankreich geboren und widmete sich aus Neigung dem geistlichen Stande. Einige Zeit lebte er in Paris in stiller Zurückgezogenheit in einem Kloster. Da kam eines Tages eine weinende Mutter zu ihm und erzählte, dass sie zwei taubstumme Töchter habe, welche Pater Vanin seit etlichen Monaten zu unterrichten versuchte. Nun sei aber Vanin plötzlich gestorben, und sie komme, de l'Épée zu bitten, diesen Unterricht fortzusetzen. Dieser entschuldigte sich mit der gänzlichen Unkenntnis eines solchen Unterrichts, versprach aber dennoch, einen Versuch zu wagen.

Kaum hatte er sich ans Werk gemacht, als seine ganze Seele von dem Gedanken erfüllt wurde, ein Bildner und Retter der Taubstummen zu werden. Tag und Nacht beschäftigte ihn

das Nachdenken über die Mittel und Wege zur Erziehung der Taubstummen, und sein erfindungsreicher Geist liess ihn allmählig ein vollständiges System zu einer Methode des Taubstummenunterrichts zu stande bringen. Die Erfolge, welche er erzielte, erregten Erstaunen und Bewunderung, und einflussreiche Männer gaben der Welt Kunde von seinen Leistungen. Sein Entschluss war gefasst. Er wollte sein Leben ausschliesslich der Taubstummenbildung widmen, zu welchem Berufe seine unermüdliche Tätigkeit und sein sanfter, liebevoller Charakter ihn besonders eigneten. Auf seine Kosten gründete er in Paris eine Taubstummenschule, die er bald nach dem Montmartre verlegte und dort in eine förmliche Erziehungsanstalt verwandelte, welche auch Taubstumme aus der Provinz in Verpflegung nahm. Fast sein ganzes Einkommen (bestehend in einer jährlichen Rente von ungefähr 12,000 Franken) und was ihm sonst menschenfreundliche Gönner an Geschenken und milden Beiträgen zukommen liessen, verwandte er zur Erziehung und Verpflegung seiner Zöglinge, wie zur Besoldung des Lehrpersonals, und versagte sich dabei nicht selten selbst das Notwendige. So wollte er in dem strengen Winter des Jahres 1778 — bereits ein schwacher Greis — sein Zimmer nicht heizen lassen, um nur nicht durch den Ankauf des Holzes die Summe zu überschreiten, welche er für seine eigenen Bedürfnisse angesetzt hatte. Alle Vorstellungen, welche ihm hierüber von seiten seiner Freunde gemacht wurden, blieben fruchtlos. Erst dem Flehen seiner Zöglinge, welche ihn auf ihren Knien beschworen, sein Leben wenigstens für sie zu erhalten, gelang es, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Lange nachher soll er sich noch Vorwürfe über seine Nachgibigkeit gemacht und öfters zu seinen Kleinen gesagt haben: Ihr armen Kinder, ich habe euch um hundert Taler wehe getan. —

Im Jahre 1773 wurde dem Abbé de l'Épée ein junger Taubstummer zugeführt, den man auf den Strassen von Paris in dem elendesten Zustande angetroffen hatte. Der Abbé nimmt den Unglücklichen bei sich auf und gelangt durch mehrere an ihn gerichtete Fragen zu der Entdeckung, dass er aus Toulouse gebürtig und als Flüchtling nach Paris gekommen sei. Infolge dieser Entdeckung sendet er ihn in Begleitung eines bewährten Mannes und eines gebildeten Taubstummen, der als Dolmetscher dienen sollte, nach Toulouse, um dort die erforderlichen Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Resultate derselben bestätigen die schon längst von de l'Épée gefasste Vermutung, dass der Unglückliche ein ausgestossener Erbe der angesehenen und reichen gräflichen Familie Solar zu Toulouse sei, in welcher sich

allerdings ein Taubstummer befunden hatte, der aber nach Aussage der Verwandten zu Paris gestorben sein sollte. Abbé de l'Epée, unterstützt von dem menschenfreundlichen Herzog von Penthièvre, bringt die Sache vor Gericht und fordert die Rechte seines Schützlings zurück.

Mehrmals hatte sich de l'Epée an die königliche Regierung gewandt, damit dieselbe das Werk der Taubstummenbildung unterstützen möchte; seine Bitten blieben lange Zeit unberücksichtigt. Erst durch Kaiser Josephs II. Verwendung wurde Ludwig XVI. veranlasst, aus seiner Kasse einen Beitrag zu bewilligen. Als nämlich Joseph im Jahr 1777 in Paris war, besuchte er de l'Epées Anstalt und machte diesem sogar den Antrag, er möchte eine Abtei in Österreich annehmen. De l'Epée erwiderte: „Ich bin schon alt; wenn Ew. Majestät es mit den Taubstummen wohl meinen, so verwenden Sie Ihre Wohltaten nicht an mich, der ich bereits mit einem Fusse im Grabe stehe, sondern an das Werk selbst. Es ist eines grossen Fürsten würdig, dem, was der Menschheit wahrhaft nützlich ist, Dauer und Unvergänglichkeit zu sichern.“

Die russische Kaiserin Katharina wollte im Jahr 1780 de l'Epée durch ihren Gesandten ein ansehnliches Geschenk überreichen lassen; er wies es aber aus Nationalgefühl zurück und sprach zu dem Gesandten: „Mein Herr, ich nehme kein Geld an; aber sagen Sie Ihrer Majestät, dass, wenn ihr meine Bemühungen einiger Aufmerksamkeit wert schienen, ich mir zum Beweise ihrer Huld einen Taubstummen aus Russland erbitten, den ich unterrichten werde.“

Alle Widerwärtigkeiten, an denen de l'Epées tätiges Leben so reich war, konnten eben so wenig seinen Eifer für seine gute Sache erschüttern, als die frohe, jugendlich heitere Laune verscheuchen, welche ihn selbst im Greisenalter nie verliess. Die Erfüllung aber seines sehnlichsten Wunsches, seine Anstalt zu einer öffentlichen königlichen erhoben zu sehen, erlebte de l'Epée nicht. Er starb bald nach dem Ausbruche der Revolution, am 23. Dezember 1789, in einem Alter von 77 Jahren.

Dem Abbé de l'Epée bleibt das unsterbliche Verdienst, die öffentliche Teilnahme für die unglücklichen Taubstummen ange-regt und durch sein eigenes Wirken die Gründung von Taubstummenanstalten veranlasst zu haben.

36. Andreas Hofer, der Tiroler Sandwirt.

Nach einem sehr unglücklichen Kriege im Jahre 1805 musste Österreich das Land Tirol an Bayern und Frankreich abtreten.

Die treuen Tiroler konnten die neue Herrschaft nicht ertragen und ergriffen den ersten Anlass, um dieselbe abzuschütteln.

Als nun im Jahr 1809 ein neuer Krieg zwischen Österreich und Frankreich ausbrach, erhoben sich die ausgezeichneten Tiroler Schützen und verteidigten mit Mut ihre Täler und Höhen. An ihrer Spitze stand Andreas Hofer, der Wirt zum Sand im Passeiertale. Nach heldenmütigen Kämpfen zog er als Sieger in die Hauptstadt Innsbruck ein und erhielt nun den Titel: Oberkommandant von Tirol.

Aber Österreich unterlag, und die Tiroler wurden aufgefordert, nun sich wiederum der neuen Herrschaft zu unterwerfen. Der Sandwirt, von heldenmütiger Vaterlandsliebe durchglüht, beharrte im Kampfe, verteidigte den Brenner, den Iselberg, den Pass Lueg und leistete im Passeiertale mit 600 Mann drei Tage lang den tapfersten Widerstand gegen 18,000 Feinde. — Endlich musste die Heldenschar der Übermacht unterliegen. Der Iselberg wurde mit Sturm genommen; die Tiroler wurden zerstreut; der Sandwirt entkam den spähenden Feinden und hielt sich auf einem Berggipfel in einer einsamen Sennhütte verborgen. Aber zwei feindliche Soldaten, die in dem Gebirge den Gemsen nachstellten, entdeckten ihn in seinem Aufenthaltsorte. Ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt, und sie eilten, den Franzosen ihre Entdeckung mitzuteilen. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1810 umzingelten Franzosen die Hütte. Der Sandwirt öffnete selbst die Türe, trat hervor, und auf die Frage, wer er sei, sprach er mit Ernst und Würde: Ich bin der Sandwirt Andreas Hofer; mein Schicksal ist in euern Händen; schont nur meines Weibes und meiner Kinder! — Unter einer starken Bedeckung wurde er nach der italienischen Festung Mantua geführt.

Man hoffte jedoch, der Kaiser Napoleon werde gegen einen Mann, der seinem angestammten Landesherrn Treue bis zum Tode bewiesen und sich überall als wahrer Held und würdiger Mann gezeigt, Grossmut üben. Diese Hoffnung wurde bitter getäuscht: ein Kriegsgericht verurteilte den Sandwirt zum Tode, und am 20. Februar 1810 wurde das Bluturteil vollzogen. Um 11 Uhr morgens führte man ihn aus dem Kerker auf eine Bastei, wo ein Grenadierbataillon aufgestellt war. Beim Herausgehen übergab er dem ihn begleitenden Beichtvater eine Banknote, deren Wert er unter andere Mitgefangene verteilen sollte; ihm selbst schenkte er zum Andenken ein silbernes Kruzifix und eine Tabaksdose. „Melden Sie“, sprach er im Angesicht des Todes, von ihm Abschied nehmend, „meinem Weibe meinen Tod; schreiben Sie ihr, dass ich mit festem Vertrauen zu der alles lenkenden

und richtenden Vorsehung, in Hoffnung auf bessere Zeiten für mein unglückliches Vaterland gestorben; sie möge in diesem Vertrauen nicht wanken und meine Kinder darin erziehen.“ —

Zwölf Grenadiere treten vor. Der sie führende Sergeant befiehlt, dass Hofer niederknie und sich die Augen verbinden lasse. Hofer verweigert beides. „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat; stehend als ein Mann will ich den Tod empfangen, nicht als Verbrecher.“ — Nachdem er einige Minuten still gebetet, kommandirt er selbst: Feuer! — Sechs Grenadiere schiessen — er ist nur verwundet; auch die sechs andern Schüsse töten ihn nicht; erst auf den Schuss des dreizehnten, des Sergeanten selbst, haucht er seine Heldenseele aus.

Einige Jahrzehnte später hat das Haus Österreich ihm in Innsbruck ein Denkmal setzen lassen und seine Familie in den Adelstand erhoben.

Die Stelle, auf der Hofer stand, und auf welcher er erst nach der dreizehnten Kugel den Geist aufgab, war durch eine liegende Steintafel bezeichnet worden. Dieses einfache Denkmal, das nur die Anfangsbuchstaben von Hofers Namen und die Angabe des Todestages enthielt, wurde im Jahr 1860 durch ein neues ersetzt, das die Offiziere des Tiroler Kaiserregimentes errichten liessen. Auf einem acht Zoll hohen Steinsockel erhebt sich eine abgestutzte Pyramide aus venetianischem Marmor, deren Vorderseite die wenigen Worte enthält: Andreas Hofer, am 21. Februar 1810; — darunter in Relief ein schlichtes Kreuz und 13 pyramidenförmig geordnete Gewehrkugeln.

37. Herzog Leopold von Braunschweig.

Im Frühjahr 1785 richtete die Oder bei Frankfurt schreckliche Verwüstungen an. Die Lehbüsch-Vorstadt stand ganz unter Wasser. Die Bewohner des Dammes baten, daß man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte. Der edle Herzog Leopold von Braunschweig, der gerade damals mit seinem Regimente daselbst sich befand, machte deshalb die dringendsten Vorstellungen, konnte es aber nicht durchsetzen. Er eilt nun selbst in früher Morgendämmerung hin an die gefährlichsten Plätze, schiebt Rähne fort, und er selbst arbeitet, daß ihm der Schweiß vom Gesichte strömt. Schon wollte er in einem Rähne zur Rettung der Glenden, die jammervoll in den Wind hinausheulten, hinüberfahren; aber noch hielt man ihn zurück, indem eben die Flut die Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Dammriß von einander trennte. Nun wird der Jammer noch größer; denn mehrere Joche der Brücke rissen sich los. Hoch bäumen sich die erzürnten

Wogen, die Tiefe eröffnet sich, erbebt, und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Der Herzog sieht's und will fort, umsonst — er findet keinen, der ihn führt. Schon war er müthig und tief gebeugt durch das Glend, welches er, ohne helfen zu können, mit ansehen mußte, nach Hause geeilt; da bringt ein neuer Hilferuf zu ihm. Eine Mutter stürzt in sein Zimmer und bittet, daß der Prinz einen Kahn zur Rettung ihrer Kinder schaffe. Er konnte nicht helfen. Jetzt schlug die Glocke zwölf, und die Not auf der Dammborstadt war aufs höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmen die Fluten Häuser weg. Bäume, die den größten Stürmen widerstanden hatten, wurden aus den Wurzeln gerissen, und das ganze Land umher war eine wogende, weite See. Hier schreit ein Greis auf dem zerschmetterten Dache seines Hauses; dort ringt ein anderer mit dem Tode; hoch in die düstere Luft ertönt das Jammergeheule der Hilfesehenden. — Leopold vernimmt's mit Schaudern, und länger hält es sein edles Herz nicht aus. „Ich will sie retten, diese Unglücklichen, wenn andere Menschen zu furchtsam sind! Ich bin ein Mensch wie sie, bin schuldig, meine Brüder zu retten, und vertraue auf die Vorsehung!“ — Er sprach diese unsterblichen Worte — gehört im Himmel und aufbewahrt zum Tage der Vergeltung. Dann stieg er in den Kahn, geführt von einem alten, erfahrenen Schiffer. Schon sind sie nahe dem Lande; aber ein Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umherstreckte, stemmte sich gegen den Kahn und warf das Vordertheil an eine Klippe, stieß ihn um, und Prinz und Schiffende versanken in den tobenden Fluten. Die Schiffsleute wurden gerettet; aber der Prinz ward das Opfer seines Heldenmutes. Wahrscheinlich hatte ihn, da er nach einer starken Erhitzung ins Wasser stürzte, ein Schlagfluß getroffen und es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten.

38. Der heldenmüthige Schiffsjunge.

Eine französische Brigg, welche im Jahre 1830 von Toulon mit einer reichen Ladung und vielen Passagieren nach Havre schiffte, wurde auf der Höhe der Bretagne von einem furchtbaren Sturme überrascht. Der Kapitän, ein erfahrener Seemann, erkannte alsbald die große Gefahr, welcher das Schiff an den mit Klippen bedeckten Küsten ausgesetzt war, und suchte die hohe See wieder zu gewinnen, was aber trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte. Wind und Wogen trieben die Brigg gewaltsam weiter gegen die Küste.

Zur Schiffsmannschaft, die mit musterhaftem Eifer ihre Pflichten erfüllte, gehörte auch der kleine Jakob, ein Knabe von zwölf Jahren, der als Schiffsjunge an Bord diente. Man mußte ihn sehen in seiner blauen Weste und der griechischen Mütze, wie er behend die Wipfel

der Masten erklomm, während das Schiff sich furchtbar neigte und der Wind wütend durch das zerrissene Takelwerk pfiß. Manchmal, wenn er einen Augenblick hinter den Falten eines Segels verschwand, glaubten die Seelente, er sei in den Abgrund gestürzt; manchmal, wenn eine Woge das Verdeck bedeckte, blickten sie um sich, ob sie nicht den armen kleinen Jakob weggeschwemmt haben. Doch wenn der Windstoß vorbei und die Woge weggerollt war, erblickte man den Schiffszungen wieder: bald an einem Stück Tau in der Luft schwebend, bald an die Bekleidung des Schiffes angeklammert; aber immer arbeitend, dort eine Schlaufe windend, hier ein Segel befestigend; immer unerschrocken und gehorsam dem leisesten Winte.

Er scherzte noch beim Anblick seiner von den Reibungen des Tauwerks zerrissenen Hände, seines von den Raaen zerschlagenen Körpers und seines blauen Hemdes, ganz naß vom kalten Wasser des Ozeans. Wenn er an den alten Matrosen vorbeiging, die der Anblick der Gefahr ernst gemacht, gelang es ihm, sie durch einen kindlichen Scherz zu erheitern, und in den Augenblicken, wo er sich am meisten der Gefahr aussetzte, konnte er noch mit einem scherzhaften Lächeln sagen: Meine Mutter hätte große Angst, wenn sie mich hier erblickte.

Die Nacht war eingebrochen, und ihre Dunkelheit vermehrte noch die Gefahr. Plötzlich verspürte man einen heftigen Stoß und vernahm ein schreckliches Krachen. Ein herzdurchschneidender Weheruf erscholl von allen Seiten des Schiffes, das auf einen Felsen geraten war. In diesem todesdrohenden Augenblick warfen sich die Passagiere zu Boden und verrichteten ihre Gebete; die Matrosen erhoben ihre Augen zum Himmel und riefen „Unsere liebe Frau“, die Beschützerin der Matrosen, um Hilfe an.

„Die Schaluppen ins Meer!“ rief der Kapitän mit mächtiger Stimme.

Man gehorchte sogleich. Aber kaum hatten die Fahrzeuge das Wasser berührt, als sie von der Gewalt der Wogen ergriffen und fortgeschleudert wurden.

„Es bleibt uns nur noch ein Rettungsmittel“, sprach der Kapitän; — „einer muß es wagen, den Leuten, die dort an der Küste stehen, schwimmend ein Tau zu bringen, das dann an den großen Mast und an einen Felsen der Küste befestigt werden kann.“

„Kapitän, dies ist ganz und gar unmöglich!“ rief der Lieutenant der Brigg, indem er mit energischer Geberde auf die schauerliche Brandung hinwies. — „Der, welcher es wagt, wird unausweichlich an den Klippen zerschellt werden.“

„So werden wir alle mit einander sterben“, murmelte der Kapitän mit kalter Entschlossenheit.

Eine angstvolle Stille herrschte einige Augenblicke; dann vernahm

man einige lebhaft gewechselte Worte aus einer Gruppe von Matrosen, und einer derselben führte den kleinen Jakob vor den Kapitän und erklärte, daß der Schiffsjunge um die Erlaubnis bitte, nach der Küste schwimmen zu dürfen. Der Kapitän wies dieses Anerbieten zuerst entschieden ab. Doch Jakob beharrte auf seinem Entschlusse, und die Matrosen bezeugten, daß er schwimme wie ein Aal und seine Kraft schon häufig erprobt habe. Der wiederholte Jammerruf der Passagiere und der heitere Mut des Knaben bestimmten endlich auch den Kapitän, die Erlaubnis zu dem Wagestück zu erteilen.

Jakob hüpfte vor Freuden und bereitete sich eiligst zu seinem grauenvollen Unternehmen. Bald war er fertig, näherte sich nochmals dem Kapitän und sprach: „Herr Kapitän! da es doch nicht unmöglich ist, daß ich nicht wieder komme, darf ich Sie mit einem kleinen Auftrag belästigen? —“

„Rede, mein Kind!“ erwiderte gerührt der Kapitän, der es in seinem Herzen schon bereute, jener Bitte nachgegeben zu haben.

„Herr Kapitän!“ sagte Jakob, indem er ihm zwei Hundertfousstücke, sorgfältig in einem alten Lumpen eingewickelt, übergab — „wenn ich von den Seeungeheuern sollte verschlungen werden und Sie sich retteten, so haben Sie die Güte, dies meiner Mutter zukommen zu lassen, der alten Susanne, die in Havre wohnt. Und dann“, fügte er mit mehr Rührung, als er zeigen wollte, noch hinzu — „werden Sie ihr sagen, daß ich sie sehr liebe, sowie meine Brüder und meine Schwestern.“ —

„Sei ruhig, mein Kind!“ sprach der Kapitän mit Milde, „wenn du für uns stirbst und wir entrinnen, wird es deiner Mutter nie mehr an etwas fehlen.“ —

„Wenn das der Fall ist, so mag ich immerhin verschlungen werden“, rief Jakob und eilte mit größter Behendigkeit an das andere Ende des Schiffes, wo die Anordnungen zu dem Wagestück alsbald getroffen waren.

Einige Augenblicke nachher sprang der Junge ins Meer; ein Matrose, der ihm bei den Vorbereitungen geholfen hatte, entrollte nun traurig die Schnur, deren vorderes Ende an einem der Arme des heldenmütigen Kindes befestigt war. — Viele neigten sich spähend über den Rand des Schiffes, und mancher trocknete insgeheim eine Träne.

Im Dunkel der Nacht nahm man vorerst nichts wahr als ungeheure Wirbel weißen Schaumes, — Wasserberge, die sich bis zu der Höhe der Masten erhoben und mit Getöse auf die Brigg niederstürzten.

Sodann glaubte das geübte Auge der Matrosen einen kleinen schwarzen Punkt auf dem Gipfel der Wogen schwimmend zu sehen; bald aber erlaubte die Entfernung nicht mehr, irgend etwas zu unterscheiden.

Mit Ungstlichkeit beobachteten die Schiffsleute die Schwantungen

der Schnur; sie suchten aus der mehr oder minder schnellen Abwicklung derselben das Los des Schwimmers zu erraten.

Jetzt lief die Schnur mit Schnelligkeit ab.

„O das wackere Kind!“ riefen die Schiffbrüchigen, sehet, mit welcher Anstrengung er schwimmen muß, um so schnell weiter zu kommen.“ —

Aber nun lag die Schnur plötzlich still.

„Armer kleiner Jakob“, murmelten sie — „er ist von Ermüdung erschöpft, vielleicht an den Klippen zerschellt.“

Diese Angst dauerte fast eine ganze Stunde. Die Schnur wickelte sich weiter und weiter ab; nun glitt sie langsam über den Rand des Schiffes; nun schien sie umgedreht zu werden.

„Vielleicht spielt das Meer bereits mit dem Leichnam des armen Schiffsjungen“, flüsternten einige Matrosen.

Plötzlich erhielt die Schnur einen heftigen Stoß; es erfolgte rasch ein zweiter und noch ein dritter. Dies war das verabredete Signal, um anzuzeigen, daß Jakob an der Küste angekommen. Ein Freuden-schrei erhob sich am Bord des Schiffes.

Die Matrosen befestigten eilends an die Schnur ein starkes Tau, das sogleich von den Deuten an der Küste über das Wasser hinweggezogen und an einem geeigneten Punkte befestigt wurde; so daß es den Schiffbrüchigen als Rettungsmittel diente, indem sie sich mit der einen Hand am Tau festhielten und mit der andern im Wasser ruderten. Fast alle erreichten das Land. Kaum hatten sie das Schiff verlassen, so sank dasselbe unter.

Der kleine Schiffsjunge lag ziemlich Zeit krank an den Folgen der Erschöpfung und besonders der Quetschungen, die er an den Felsen erlitten hatte.

Wir wissen nicht, welche Belohnung der kleine Jakob erhalten hat. Man sagt, daß seine Mutter eine Pension beziehe, hinreichend, den Rest ihres Lebens angenehm zu verbringen. Ist dies wirklich so, dann muß der kleine Jakob, der seine Mutter so innig liebte, sehr glücklich geworden sein.

39. Muttertreue.

Als Kaiser Napoleon seine Vermählung mit Maria Louise, der Tochter des Kaisers von Oesterreich, feierte, wurden in Paris die großartigsten Festlichkeiten veranstaltet. Der österreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg, gab mit unvergleichlicher Pracht in einem besonders hiefür errichteten Gebäude einen Ball, welchen auch seine Schwägerin, die Fürstin Pauline, mit ihren zwei blühenden Töchtern zierte. Die Flamme eines Wachslichtes erreichte den Vorhang; lichterloh brannte augenblicklich der mit Nesseltuch und andern leichten Stoffen reich ver-

zierte Saal. Die Kronleuchter krachten, die Decke stürzt hernieder und versperret den Durchgang. Entsetzliches Jammergeschrei steigerte die allgemeine Verwirrung. Die Fürstin Pauline war unter den letzten, die dem von Rauch und Flammen umspielten Ausgang sich zudrängen konnten. Da bricht der Boden neben ihr ein, und eines ihrer Kinder versinkt unter brennenden Trümmern an ihrer Seite. Sie selbst wird von dem Gewühle, wie bewusstlos, mit fortgerissen. Draußen angelangt, forschet sie nach ihrer Tochter; aber nirgend ersieht ihr späherer Blick dieselbe; niemand hat sie gesehen. Mit herzerreißendem Jammer bringt sie durch die Haufen, mit übermenschlicher Anstrengung ruft sie laut den Namen ihres Kindes. Da war's ihr, als vernähme sie aus dem flammenden Gebäude den Ruf: Mutter! Mutter! — In zuckender Eile stürzt sie über glühende Trümmer durch Rauch und Lohe in der Richtung des Saales hin. Kaum einige Schritte vermag sie weiter zu kommen; dann sinkt sie tot nieder, ein Flammenopfer der Mutterliebe. Die Tochter, sogleich nach dem Hinabstürzen von rettenden Händen erfaßt, beweinte in unbeschreiblichem Schmerzgeföhle mit sieben Geschwistern die edle Mutter.

40. Kindliche Liebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe am Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte frühzeitig den Vater verloren und seine Mutter nährte sich in ihrem Witwenstande äußerst kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem geringen Gehalte ließ sich nichts zurücklegen.

Doch fand er ein Mittel, etwas für die Mutter zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieser Dienst zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern andern. Der mittellose Knabe fing nun an, solche Wachen für andere zu übernehmen; diese wurden ihm von ihnen vergütet, und das Geld, das er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; aber er war über dem Schreiben eingeschlafen. Der König schlich hinzu und las den Anfang des Briefes, welcher folgendermaßen lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, daß ich

für Geld wache. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Taler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hiebei schicke" —.

Gerührt über das gute Herz des Jünglings läßt der König ihn fortschlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine derselben und legt sich wieder zu Bette.

Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar sehr darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum König kam, bat er demütig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zur Ausrüstung für seine neue Stelle brauchte.

Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preussischen Königen als ein tapferer Krieger bis in sein hohes Alter.

Sir. 3, 16. Der Wohlthat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden.

41. Ein guter Sohn, der im Glück sich nicht seiner geringen Eltern schämt.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Zietzen stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudentränen.

Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und sie speisten allezeit mit an seinem Tisch, auch wenn er vornehme Gäste hatte. Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern mit einem Rittmeister zu Tische säßen.

„Wie sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind!“

Der brave General von Zietzen hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gast. Die Eltern desselben wünschten diesmal selbst, nicht

am Tisch zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische.“ — Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten darzubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wöhlgergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister.“ —

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' er, Rittmeister“, fragte der König, um seine Gesinnungen zu erforschen, „von welchem Hause stammt er denn eigentlich? Wer sind seine Eltern?“ — „Majestät“, antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit welchen ich das Glück teile, das ich Ew. Majestät verdanke.“

„So ist's recht“, rief der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht geboren zu sein.“

Ephef. 6, 2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

42. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts mehr erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen.“ Und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redlich, wie alle Gemüter sind, die Teilnahme und Hoffnung bedürfen, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg; find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz.“ Die andern sagten dies und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee, etwa Major?“ — Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen; denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wußte

es nicht. „Wenn ich ihn nur finde“, sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager, nicht weit von der Straße, standen partienweise Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutirten mit einander, und eine junge, weißgekleidete Frauensperson von feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der jezt mit ihr redet, das ist ihr Mann.“ — Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken; aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer.

In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jezt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen“, — und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei ein Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ — Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General“, — und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein“, — und: „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ — Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche“; — und ihr ehrliches Schweigen sah fast ein wenig einfältig aus vor unverschämter Freude und vor Liebe und Scham; denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhast Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Euerm Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie“, — da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe — und die Hoheit und die Demut schwammen in einander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den Jhrigen fand, als darüber, daß sie ihn schon gestern gesehen hatte. Als der Wirt zurückkam, sagte er: Das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab; aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah. — Und der Hausfreund*) sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

43. Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.

Folgende Begebenheit verdient, dass sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

In demselben Winter, als die französische Armee und ein grosser Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf seinem Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser Napoleon im Anfang des Feldzugs eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter andern ein französischer Offizier getötet. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen; denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Mute war, als

*) D. h. der Verfasser des „rheinischen Hausfreund“ — der Dichter Hebel.

sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die grossen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, dass sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen musste, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug; die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelnden eilten die Soldaten auf den Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ — So sprach der Kommandant. — Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! — Der Aufruf wurde wiederholt. — Kein Fuss bewegte sich, und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, dass die Sache also abließ, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war ihnen zu Mute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, liessen ihm für diese Milde und Grossmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein grosses Geschenk an. Wer weiss, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte, er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch“, setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist und der heutige Auftritt. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Krieg mitbringen will.“ Dies ist geschehen im Februar des Jahres 1807, und so etwas ist des Lesens zweimal wert.

44. Heinrich Pestalozzi.

Am 12. Januar 1746 wurde in der Stadt Zürich Heinrich Pestalozzi geboren. Schon frühe verlor er den Vater. Seine Erziehung blieb daher der Mutter und einer treuen Dienstmagd überlassen. Nur selten kam er aus dem düstern Elternhaus ins Freie. Er wurde schwächlich und unbehilflich, daneben aber weichherzig und seelengut. In seinen Jünglingsjahren verletzte jedes Unrecht, das er mit ansehen musste, sein weiches Gemüt. Frühe schon entschloss er sich, den Bedrängten und Unterdrückten ein Helfer in der Not zu werden. Er wählte zu seinem Berufe die Landwirtschaft. Im Umgang mit dem Landvolke bemerkte er unter demselben viel Verwahrlosung, Roheit und Unwissenheit. Das betrübte den weichmütigen Pestalozzi sehr, und er sann auf Abhilfe. Er dachte, diese übeln Zustände rühren daher, weil die Kinder der Landleute meistens gar keine Schulen besuchen und wenig Gutes und Nützlichendes erlernen konnten. Deshalb errichtete er 1775 im Neuhof, auf dem Birrfelde im Aargau gelegen, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt. In diese nahm er 50 arme Kinder auf, die er nähren, pflegen, unterrichten und zu nützlichen Arbeiten anleiten wollte. Fünf Jahre führte er, unterstützt von seiner edlen Gattin, das Werk fort; aber dabei verlor er sein ganzes Vermögen, und seine Gattin büsste die Gesundheit ein. Weil er kein guter Handelsmann war und oft schlechten Leuten traute, so wurde er auf alle Weise betrogen. Die Bettelkinder liebten das müßige Umherschweifen mehr als die geordnete Tätigkeit; darum liefen manche weg, nachdem sie neu bekleidet waren. Die Eltern, Vormünder und Armenbehörden unterstützten Pestalozzi zu wenig. So sah er sich genötigt, im Jahr 1780 die Anstalt zu schliessen und die Kinder zu entlassen. Verachtung, Spott und Hohn wurden ihm für seine edle Hingebung zu teil.

Pestalozzi hatte auf dem Neuhof so viele Erfahrungen über das damalige Volksleben gesammelt, dass er sich entschloss, in einem schriftlichen Werke die trostlosen Zustände desselben zu schildern. Auf diese Weise wollte er dem Volke immer noch ein treuer Lehrer sein und ihm den Weg zur Besserung weisen. Sein Buch, betitelt „Lienhard und Gertrud“, stellte jedermann die Schäden der damaligen Zeit in so anziehender und lehrreicher Weise vor die Augen, dass es massenhaft gekauft wurde. Dadurch gewann Pestalozzi die Mittel, sich wieder ehrenvoll aus seiner Armut zu erheben.

Aber auch in der werktätigen Menschenliebe steht er als

leuchtendes Vorbild da. Kaum hatte er von dem Elend in Nidwalden gehört, so eilte er nach Stanz und sammelte im Klostergebäude daselbst die armen Waisen um sich. Diesen ward er Vater, Mutter, Lehrer und Erzieher zugleich. Mit unsäglicher Mühe und Geduld wirkte er hier fünf Monate lang als Waisenvater. Doch die übergrosse Anstrengung machte ihn krank, und die Franzosen richteten das Klostergebäude zu einem Lazarett ein. Da mussten die Kinder entlassen werden. Pestalozzi aber nahm nach seiner Genesung 1799 die Lehrstelle an einer Schule in Burgdorf an.

Bis zu dieser Zeit war es mit den schweizerischen Volksschulen nicht gut bestellt. Etwas wenigles Lesen und Rechnen, gedankenloses Auswendiglernen und leiermässiges Hersagen der Sprüche aus dem Katechismus war vielerorts alles, was in den Schulen getrieben wurde. Diesem Übelstande suchte Pestalozzi abzuhelpfen. Er begründete daher eine neue Lehrmethode, welche den Schülern das Lernen erleichterte und zur Freude machte. Vermittelst seiner Lehrweise wollte er die Kinder zu denkenden Menschen erziehen. Durch Anschauung der Lehrgegenstände sollten seine Zöglinge zur Erkenntnis geleitet werden. Erst nach gründlicher Behandlung des Einfachen versuchte er, das Schwierigere bei den Schülern zum Verständnis zu bringen. Damit hoffte er zu bewirken, dass die Kinder nicht mehr so viele unverständene Sachen erlernen müssten. In Burgdorf legte er den Grund zu vielen Verbesserungen im Schulwesen, und da verbanden sich auch einige junge Männer mit ihm, welche seine Methode anwendeten und grosse Erfolge damit erzielten. Pestalozzis Ruf als ausgezeichneter Schulmann war schon über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen; aber da musste er das Schloss zu Burgdorf verlassen. Er siedelte 1804 nach Münchenbuchsee und bald darauf in das Schloss zu Iferten über und gründete dort eine berühmte Schulanstalt, die von vielen Zöglingen aus den verschiedensten Ländern besucht wurde. Lehrer und Erzieher aus allen Ländern kamen nach Iferten, um die Pestalozzische Lehrmethode kennen zu lernen. Trotzdem fühlte sich Pestalozzi da nicht glücklich. Das Wesen war ihm zu vornehm, und ein Streit zwischen den Lehrern seiner Anstalt verbitterte ihm das Leben. Er war auch jetzt noch kein guter Haushalter; darum verbesserten sich seine Vermögensverhältnisse nicht. Die Anstalt hatte aus solchen Gründen keine gesicherte Grundlage. Viele herbe Erfahrungen blieben ihm daher auch in seinem spätern Alter nicht erspart. Mit grossem Schmerz sah er sein Institut dem Verfall entgegehen. Da wäre er am liebsten wieder

Lehrer und Erzieher der Armen geworden. Bis zum Jahr 1825 blieb er in Iferten; dann schloss er seine Anstalt und kehrte als schwacher Greis auf den Neuhof zurück. Am 17. Februar 1827 starb der edle Menschenfreund und grosse Schulmann zu Brugg, wo er ärztliche Hilfe für ein körperliches Leiden gesucht hatte. Auf dem Friedhofe zu Birr ruhet seine Asche. Das einfache Denkmal auf seinem Grabe trägt folgende Inschrift: „Retter der Armen auf Neuhof, Prediger des Volkes in „Lienhard und Gertrud“, zu Stanz Vater der Waisen, zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der neuen Volksschule, in Iferten Erzieher der Menschheit, — Mensch, Christ, Bürger; alles für andere, für sich nichts. Segen seinem Namen!“

45. Pater Girard.

Jean Baptiste Girard wurde in Freiburg am 16. Dezember 1765 in einer achtungswerten bürgerlichen Familie geboren, erhielt seine erste Bildung in der dortigen Stadtschule und trat dann, um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können, mit dem Namen Gregor in den Franziskanerorden. Nach Ablauf des Noviziats in dem Franziskanerkloster zu Luzern besuchte er verschiedene Klöster seines Ordens in Deutschland und blieb dann längere Zeit in Würzburg. Hier benutzte er fleissig den Unterricht auf der Universität, und hier wurde er auch zum Priester geweiht.

Die helvetische Revolution fand den jungen Franziskaner in sein Kloster in Freiburg zurückgekehrt, wo er den Schülern des Ordens Philosophie vortrug. Schon war sein Ruf als Lehrer und Gelehrter über die Grenzen seiner Heimat gedrungen; ein „Erziehungsentwurf für die ganze Schweiz“, welchen er dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts übersandte, musste sein Ansehen noch bedeutend erhöhen. So wurde er nach Luzern berufen, um die Sekretär- oder Archivarstelle in dem Bureau dieses Ministeriums zu übernehmen. Da diese ihm jedoch nicht zusagte, so erhielt er bald darauf die Stelle als Almosenier der helvetischen Regierung und wurde dann der erste katholische Geistliche der Stadt Bern nach der Revolution. Auch diese Stellung, in welcher er unter grossen Schwierigkeiten viel Gutes stiftete, verliess er bald; er nahm, seinem Herzen und seiner Neigung folgend, mit Freuden in seiner Vaterstadt das Amt des Patrons oder Vorstehers seiner Gemeinde und dasjenige des Präfecten der französischen Schule an und wurde von jetzt an Stütze und Vater der freiburgischen Schule. Neunzehn Jahre hindurch,

von 1804 bis 1823, war es ihm gestattet, mit gläubigem Sinn und verständiger Hand unter jung und alt so kräftigen Samen auszustreuen, dass dessen Früchte ihn und seine Schüler noch lange überleben werden; es war die geweihte Saat des Unterrichts.

Die Schule in Freiburg, welche im 16. Jahrhundert in der höchsten Blüte stand und weithin grossen Ruf hatte, war seit jener langen Zeit sehr in Verfall geraten. Etwas Lesen, Schreiben und Rechnen, nebst dem buchstäblichen und mechanischen Auswendiglernen des Katechismus, — dies war das ganze Programm der Elementarschule. Welch tiefes Gottvertrauen, Welch unüberwindliche Ausdauer, Welch scharfer Verstand und Welch eine weise Umsicht waren erforderlich, um in dem Zeitraume von wenigen Jahren nicht allein alle diese Mängel zu beseitigen, sondern die Schule auf eine Höhe zu heben, die sie nie zuvor erreicht hatte, und ihr einen Ruf zu begründen, der weit über die Grenzen des Kantons und der Schweiz hinausging und bis in die entferntesten Länder drang. Es war nicht allein der Entwurf eines neuen, auf religiöser und wissenschaftlicher Grundlage beruhenden und doch zugleich praktischen Unterrichtsplanes, nicht allein die Auswahl und Neuschaffung zweckmässiger Lehrbücher: es mussten sogar die Lehrer selbst erst herangebildet und zu ihrem Berufe befähigt werden. Als zweckmässiges Hilfsmittel nahm Pater Girard die Bell-Lancastersche Methode des gegenseitigen Unterrichts in seinen Erziehungsplan auf; vorzüglich war es aber ein Gegenstand, welcher den zahlreichen Fremden, welche seine Schulen besuchten, auffiel, nämlich der im höchsten Grade religiöse und moralische Charakter, den er allen Theilen seines Unterrichtssystems aufzuprägen wusste, ohne dadurch die geistigen und praktischen Resultate irgend eines Zweiges zu behindern. Zum Schlussstein seines wohlberechneten Planes bestimmte er die Erstellung eines geräumigen, zweckmässigen und schönen Schulgebäudes und die Verschmelzung der französischen mit den deutschen Schulen. Von dem Jahr 1818 an, wo die ganze Organisation vollendet war, beginnt die Blütezeit der freiburgischen Schulen und der pädagogischen Laufbahn Girards. Mit Recht nennt man ihn den Pestalozzi der katholischen Schweiz.

Leider war es ihm nicht vergönnt, sich einer ruhigen, ungestörten Fortentwicklung seiner Schule erfreuen zu können. Der sich auf die Schüler aller Volksklassen gleichmässig erstreckende Unterricht war vorzugsweise geeignet, Leben und bildende Tätigkeit in den Schulen anzuregen, was aber den Anhängern der alten Einrichtungen gar nicht gefallen wollte. Diese verschmähten kein Mittel und erreichten endlich am 4. Juni 1823 ihren Zweck.

Der treue Freund des Volkes, der redliche Vater seiner Schule wurde seiner Stelle entlassen und die Schule seinen heftigsten Feinden übergeben.

Girard ging nach Luzern, in der Absicht, in dem dortigen Franziskanerkloster ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen; doch die Liebe zur Menschheit, der er noch viel nützen zu können überzeugt war, seine Anhänglichkeit an die Jugend und das Bedürfnis der Tätigkeit trieben ihn an, über die engen Grenzen des Klosters hinaus segensreich zu wirken. Er beschäftigte sich hier, wie in Freiburg, vorzugsweise mit den Armenschulen und andern gemeinnützigen Werken, und wirkte vom Jahre 1827 an auch als Professor der Philosophie am Lyzeum in Luzern sehr segensreich. Die Beschwerden des Alters bewogen ihn im Jahre 1834, die Professorstelle niederzulegen und sich wieder in das Kloster nach Freiburg zurückzuziehen; 1839 wurde er dessen Provinzial, 1840 erhielt er das Kreuz der französischen Ehrenlegion und 1844 von der französischen Akademie für sein Werk: „Über den Unterricht der Muttersprache in den Schulen und in der Familie“ einen Preis von 6000 Franken.

Nahe am Ende seiner irdischen Laufbahn wurde ihm noch die freudige Genugtuung, wiederum an die Spitze des öffentlichen Unterrichts im Kanton Freiburg gestellt zu werden und die Überzeugung zu gewinnen, dass sein mit Gott angefangenes Werk wohl von den Stürmen der Zeit erschüttert werden konnte, aber zu fest in dem Glauben und in der Wohlfahrt des Volkes begründet sei, als dass es in Trümmer fallen könne. Er starb in dem Bewusstsein redlichen Strebens, treuer Pflichterfüllung und in dem frommen Glauben und in der festen Zuversicht auf seinen über alles geliebten Herrn und Heiland Jesum Christum, am 7. März 1848. — Die Dankbarkeit hat ihm ein Ehrendenkmal gewidmet, das im Monat Juli 1860 in Freiburg enthüllt und feierlich eingeweiht worden ist.

46. Fellenberg und Wehrli.

Emanuel v. Fellenberg, aus Bern, geboren im Jahr 1771, ist mit größern Mitteln, die er vorsichtig zu Rat gehalten, neben Pestalozzi in edelm Wettstreit aufgetreten und hat bewiesen, was die Tatkraft eines einzigen Mannes vermag, wenn er festen Schrittes seinem Ziele entgegen geht. Sein Vater, Landvogt zu Wildenstein im Aargau, leitete sorgfältig seine Erziehung; noch mehr jedoch tat hierin die Mutter. Seine Kindheit fiel in die Zeit, da die menschenfreundlichen Bemühungen und Ideen angesehener Männer vielseitige Teilnahme für Volksbildung

und Erziehung erweckten und namentlich von edeln Müttern unterstützt und ausgeführt wurden. Noch nicht fünf Jahre alt, spielte der junge Fellenberg an einem Wagen und zog ihn gegen den steilen Abgrund des Hofraums. Schnell rollte der Wagen auf dem abschüssigen Pfade weiter. Der Knabe wird von der Deichsel fortgerissen und stürzt. Die Mutter sieht es, springt hinzu, hängt sich rückhaltend an den Wagen, und wenn auch nicht stark genug, dessen Lauf plötzlich zu hemmen, bringt sie denselben, indem sie sich über das scharfe Gestein nachschleppen läßt, doch zum Stehen; sie blutet freudig für das gerettete Kind. Ein solches Opfer mütterlicher Liebe blieb unvergessen und wurde die Quelle der Ermunterung zu Taten aufopfernder Menschenliebe.

Ein anderer Vorgang ließ ebenso einen unauslöschlichen Eindruck im Gemüte des Knaben zurüd. Derselbe kam einmal von seinem Spielplatze hinauf in das Zimmer der Mutter und sah diese im Fenster- raume mit einem Zeitungsblatte in der Hand. Er bemerkte, wie sie beim Lesen zusammenschrak und Tränen ihre Augen füllten. Der Kleine eilt auf sie zu und fragt dringend und gerührt nach der Ursache ihrer Betrübniß. „Sei ruhig“, sagte die Mutter, „es ist nichts, das dich angeht; du kannst es auch nicht verstehen.“ Aber der Kleine lieblosete zudringlicher, und das Herz der Mutter wurde noch mehr bewegt; sie vermag nicht mehr die schmerzliche Teilnahme zurückzuhalten. Die Tränen bringen mit Macht hervor und sie ruft: „Ach! sie sind geschlagen! Die Nordamerikaner, die für ihre Freiheit kämpfen, sind geschlagen!“ —

Dies ergriffen wurde der Knabe auch bei einem Besuche in Königs- felden, wohin seine Mutter ihn mitgenommen hatte. Im Gehöfte des nahen Irrenhauses führte sie den Sohn an einem schönen Sommertage umher, zeigte ihm den stummen Wahnsinn wie die redselige Narrheit, erklärte ihm, wie diese Abirrung des menschlichen Geistes etwa durch Lieblosigkeit und Bedrückungssucht bewirkt werde, oder auch durch un- glückliche Zufälle, durch übermächtige Leidenschaften oder körperliche Ver- lezungen entstehen könne. Dabei wies sie aber den Sohn nachdrücklich darauf hin, daß es heilige Pflicht sei, das Elend dieser Unglücklichen durch Versorgung in besondern Anstalten zu mildern. Als sie ihm dann die Schönheit der Natur und die Pracht der untergehenden Sonne gezeigt und ihn fühlen gelehrt hatte, wie den eben betrachteten Un- glücklichen dieses alles vergeblich blühe und glühe, führte sie denselben in ihr einsames Gemach und hieß ihn nach einer feierlichen Anrede niederknien und geloben, daß er stets den Armen beistehen, und daß er durch keinen Vorgang im Leben sich von diesem Beistande werde abwendig machen lassen. Aus der Tiefe seiner Seele und wohl mit heißen Tränen gelobte es der Sohn, der so vor seiner Mutter kniete; aber als er sie selbst hinsinken, knien und flehen sah, als sie ihn Gott

empfahl und Gnade über den jungen Streiter auf dem Felde der Menschenliebe herabrief: da mag der Entschluß zur menschenfreundlichen Wirksamkeit in seinem Herzen Wurzel gefaßt, und er die Weihe zu guten Taten empfangen haben.

Nachdem der Jüngling Fellenberg durch Studien und auf Reisen sich Kenntnisse und Erfahrungen erworben, weilte er nach seiner Heimkehr oft unter dem Volke, um dessen Sitten, Beschäftigungen und Eigentümlichkeiten genauer kennen zu lernen. Auch Pestalozzi sah er häufig und ehrte den verkannten Mann hoch. Allmählig reifte sein Entschluß, sich seinem Lieblingsfache, der Landwirtschaft, berufsmäßig zu widmen. Er kaufte im Jahr 1799 mit seinem Vater den „Wylhof“, anderthalb Stunden von Bern, um 225,000 französische Franken und brachte zwei Jahre später, nach des Vaters Tode, das Gut an sich. Nun begann er die Lösung seiner großen Lebensaufgabe: Bessere Kultur des Bodens und bessere Erziehung der Menschen, die diesen Boden bearbeiten.

Was in England und in Deutschland die tüchtigsten Landwirte zur bessern Kultur des Bodens geleistet hatten, das wurde nun von Fellenberg auf seinem Gute benutzt, in einer Musterwirtschaft dargestellt und durch Druckschriften weiter bekannt gemacht. Fellenberg gründete in „Hofwyl“ (so nannte er sein Gut) eine landwirtschaftliche Lehranstalt, die von erwachsenen Söhnen reicher Gutsbesitzer und von solchen, die einst als Verwalter oder als Landwirte in der Landwirtschaft ihren Erwerb finden wollten, besucht wurde. Er selbst hielt Vorlesungen über Landwirtschaft und ließ es nicht fehlen an tüchtigen Hilfslehrern und an praktischen Übungen.

Nun entwickelte sich der Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für höhere Stände, die im Jahr 1808 ins Leben trat. Zunächst suchte er nur eine kleine Anstalt für seine eigenen und einige fremde Kinder zu gründen; diese kam aber bald in solches Ansehen, daß sie sich zu einem großen Erziehungs Hause erweiterte, in welchem aus der Schweiz und aus dem Auslande, ja selbst aus andern Erdteilen die Söhne angesehenen Männer in bedeutender Anzahl ihre Erziehung und Bildung gefunden haben.

Fellenberg, treu dem Gelöbniß, das er seiner edeln Mutter einst geweiht, errichtete gleichzeitig eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, in welcher Arbeit und Unterricht zweckmäßig verbunden sein sollten. Die Anzahl armer Knaben, welche aus der Schweiz und aus dem Kanton Bern in diese Anstalt aufgenommen wurden, stieg allmählig bis auf hundert. Dabei blieb der Stifter von Hofwyl nicht stehen. Unter Leitung seiner vortrefflichen Gattin und mit Beihilfe seiner Tochter wurde auch eine solche Anstalt für arme Mädchen gestiftet. Die Knaben blieben bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre in der Anstalt und ver-

güteten durch ihre Arbeit einen Teil der Kosten, die auf ihre Bildung verwendet worden waren. So sollte es möglich werden, daß sich die Wohlthat dieses Institutes auf folgende Generationen fortpflanzte; in einem Zeitraume von zwanzig Jahren hatten bereits Hunderte von Zöglingen Aufnahme gefunden.

Die landwirtschaftliche Armen-erziehungsanstalt in Hofwyl erregte Aufsehen und Teilnahme in den weitesten Kreisen. Die zahlreichen Besucher rühmten neben Fellenberg vorzugsweise den unmittelbaren Lehrer und Leiter dieser Anstalt, den jungen, tatkräftigen, sich mit ganzer Seele seiner Aufgabe weihenden Wehrli.

Joh. Jakob Wehrli erblickte das Licht der Welt 1790 zu Eschikofen, einem Dorfe im Kanton Thurgau, wo sein Vater lange Zeit hindurch jährlich 20—22 Wochen um den Gesamtlohn von 22 bis 30 Gulden Schule hielt und sich zugleich mit Weben und etwas Landwirtschaft sein Auskommen zu verschaffen in ehrbarer Weise bemüht war. Der Sohn wurde von den Eltern in frommer Sitte und ländlicher Einfachheit erzogen, erhielt den Elementarunterricht bei dem Vater und besuchte dann noch zwei Sommer vom elterlichen Hause aus die Stadtschule in Frauenfeld, welche aber so dürftig bestellt war, daß sie dem Zögling der Dorfschule von Eschikofen kaum Gelegenheit zur Fortbildung darbieten konnte.

Im Herbst 1807 machte der junge Wehrli einen sechswöchigen Bildungskurs für Landschullehrer mit, und nach dem Wunsche des Vaters sollte er sich nun um eine Schulstelle bewerben. Nachbarn und Bürger des Dorfes aber waren der Meinung, er sollte Dachdecker und Schindelmacher werden wie sein Großvater, der bei diesem Geschäfte weit mehr verdiente als irgend ein Schulmeister mit Schulhalten. Diese Leute suchten ihre Meinung um so eifriger zur Geltung zu bringen, als der junge Wehrli häufig mit seinem Großvater in der Dachdeckerei arbeitete und dabei viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigte. Ihr Zureden brachte den Jüngling wirklich dazu, daß er dem Vater erklärte, er wolle dem Lehrerberufe entsagen und ein Dachdecker werden. Er hatte bereits einige Zeit rüstig und munter auf den Höhen der Häuser gearbeitet, und es war ihm, so sagt er selbst, „wie ein Donnerschlag“, als er vom Kantonschulrat aufgefordert wurde, den Winter 1808 hindurch in Leutenegg Schule zu halten, wozu er sich nur durch Zureden von seiten des Vaters bestimmen ließ. Da diese erste Lehrtätigkeit zu seiner und der Schulgenossen Zufriedenheit ausfiel, so entschloß er sich nun doch, das Schulhalten als seinen Hauptberuf zu betrachten und die Dachdeckerei nur als Nebenbeschäftigung zu betreiben.

In dieser Zeit ließ Fellenberg in Hofwyl Fortbildungskurse für Landschullehrer abhalten, deren Besuch aber im Jahr 1809 den Schulmeistern des Kantons Bern von der Regierung verboten wurde. Fellen-

berg suchte nun Lehrer aus andern Kantonen beizuziehen, und so kam es denn, daß der Lehrer Wehrli in Eschikofen (der Vater), als ein sehr verständiger und strebsamer Mann bekannt, mit einiger Unterstützung in einen achtwöchigen Lehrkurs nach Hofwyl berufen wurde.

Fellenberg, der eben damals zur Errichtung seiner landwirtschaftlichen Armenerschulungsanstalt einleitende Schritte tat, folgte mit scharfem Auge dem Benehmen und den Leistungen der in dem Kurse anwesenden Landeschullehrer; er suchte den geeigneten Mann für seine Anstalt und glaubte, denselben in dem Lehrer von Eschikofen gefunden zu haben. Bei einer Unterredung aber erklärte dieser, er selbst sei für eine solche Stelle doch zu wenig gebildet und auch wohl schon zu alt; eher würde sein Sohn hiefür passen, und den wolle er im nächsten Frühling nach Hofwyl schicken, wenn es Herr Fellenberg wünsche. So kam der junge Wehrli im Frühjahr 1810 nach Hofwyl, wo alsbald alle seine Kräfte von dem energischen, strengen, rastlos tätigen Fellenberg in Anspruch genommen wurden. Die landwirtschaftliche Armenanstalt wurde eröffnet, in gemessenem Fortschritt erweitert und bald zu einer weit berühmten Bedeutsamkeit erhoben.

Die Anforderungen, welche Fellenberg an einen Armenerschüler stellte, waren so groß und so mannigfaltig, daß selbst der kräftige und rüstige Wehrli bisweilen entmutigt wurde; namentlich dann, wenn Fellenberg mit einer rücksichtslosen Strenge, die energischen Männern zumeist eigen ist, gegen den bescheidenen Gehilfen anstürmte.

Fellenberg hatte jedoch bereits erkannt, daß Wehrli eine seltene Begabung zum unmittelbaren Leiter einer landwirtschaftlichen Armenerschulungsanstalt besitze. Die Stellung desselben wurde allmählig besser, und die rühmenden Urtheile, welche von achtbaren Männern über seine Leistungen öffentlich ausgesprochen wurden, ermunterten ihn zum Ausdauern und Bleiben, obgleich ihm bereits annehmbare Anträge zu anderseitiger Anstellung gemacht worden waren.

Wehrli war bereits weit über die Grenzen der Schweiz hinaus ehrenvoll bekannt und genannt. Man bezeichnete landwirtschaftliche Armenerschulungsanstalten mit dem Namen Wehrli'schulen, und diejenige in Hofwyl galt gleichsam als Normalinstitut. Indem Wehrli wiederholt inländische und ausländische Berufungen ablehnte, konnte er mit voller Berechtigung darauf Anspruch machen, daß seine Stelle in Hofwyl etwas erleichtert werde von der Last der Arbeit und vom Drucke persönlicher Unterordnung. Fellenberg beschäftigte sich mit der Ausführung zweier Projekte: einer Armenkinderkolonie auf einem Gute bei Mairkirch und einer Realschule in Hofwyl, die zugleich als Schullehrerbildungsanstalt dienen sollte. Im Jahre 1823 wurde von Fellenberg die künftige Stellung Wehrli's in Betracht gezogen und bedeutend umgestaltet.

Wehrli gehörte zwar, so lange er in Hofwyl verweilte, der Armenanstalt als Vater an; aber von den Feldarbeiten ging er mehr und mehr zu dem Lehrgeschäfte in den Schulanstalten über. Auch in Bezug auf sein äußerliches Erscheinen, seine Kleidung und die Formen seines gesellschaftlichen Lebens sollte er nun von der in der Armenschule absichtlich beobachteten Ländlichkeit so weit abgehen, als nötig war, um den Realschülern gegenüber nicht affektirt zu erscheinen oder ein seinen Einfluß hemmendes Vorurteil zu veranlassen.

Mit dieser äußern Umwandlung war jene interessante, vielbewunderte Gestalt, die im Zwischkleide mit den Knaben der Armenschule gearbeitet und gespielt und sie gleichzeitig belehrt und ermuntert hatte, den Augen der Besucher Hofwyls entrückt. Wehrli nahm an den Lehrerbildungskursen selbstlehrend bedeutenden Anteil, und zwar mit günstigem Erfolge. Diesfällige Beobachtungen mochten entscheidend einwirken, daß Wehrli zum Direktor des neu errichteten Schullehrer-Seminars seines Heimatkantons berufen wurde. Im Herbstmonat 1833 nahm er von Hofwyl Abschied und trat seine neue Stelle in Kreuzlingen an. Damals zählte Hofwyl 180 Zöglinge. 275 hilfsbedürftige Kinder waren seit dem Jahr 1810 in der Armenschule aufgenommen worden; nach dem Muster der Wehrli'schule waren bereits mehrere Anstalten in der Schweiz und im Auslande ins Leben getreten.

Zwanzig Jahre lang wirkte Wehrli als Direktor der thurgauischen Lehrerbildungsanstalt, und aus dem Seminar in Kreuzlingen ging eine große Anzahl tüchtiger und würdiger Lehrer und Erzieher hervor.

Schon die „Wehrli'schulen“ sind eine so bedeutame Erscheinung auf dem Gebiete des Erziehungswezens, daß demjenigen, dessen Namen sie tragen, stets ein rühmliches Andenken gesichert ist. Überdies hat Wehrli in seinem Heimatkantone nicht nur als Seminardirektor Hervorragendes geleistet, sondern wesentlich zur Gründung der landwirtschaftlichen Schule, zur Bildung des landwirtschaftlichen Vereins und dadurch zur Hebung und Verbesserung der Landwirtschaft mitgewirkt.

Die Männer, welche auf dem Gebiete der Volksbildung gearbeitet, gestritten und gelitten: Pestalozzi, Pater Girard, Hans Georg Nägeli, Zschokke, Fellenberg, Wehrli, Th. Scherr u. n. a. haben nicht minder wirksam für die Freiheit des Volkes gekämpft als einst die Helden auf den Schlachtfeldern für die Freiheit des Vaterlandes.

47. Thomas Bornhauser.

In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts vollzieht sich in einem großen Teil des schweizerischen Vaterlandes eine Bewegung, welche das Volk bis in seine untersten Schichten ergreift, neue politische

Grundsätze zur Geltung bringt und neue Zustände schafft. Da geht die Staatsgewalt aus den Händen der Reichen und Vornehmen (Aristokraten) an das eigentliche Volk und die Männer seines Vertrauens über. Die letzten Reste von Rechtsungleichheit, welche zu Gunsten der Besitzenden bis dahin noch bestanden, werden abgetan. An die Stelle der herkömmlichen Bevormundung des unwissenden Volkes durch seine Beamten tritt der Grundsatz: Alles für das Volk und durch das Volk, d. h. mit seiner freien Zustimmung und Mitwirkung. Der öffentliche Unterricht nimmt einen gewaltigen Aufschwung; die heranwachsende Jugend wird in den verbesserten Schulen der Verwilderung und Unwissenheit entrißen; ein gewisses Maß von Bildung wird jedem Kinde des Volkes zugesichert. Die Liebe zum Vaterlande und die freudige Zuversicht zu ihm erstarken wieder, und die ehemals gebundenen Kräfte des Volkes entwickeln sich zu neuem Leben im Segen der Freiheit und geistigen Bildung. Diese Bewegung nennt man die Regeneration (Wiedergeburt, Neubelebung), und zu ihren ersten Anregern und einflußreichsten Leitern gehört der thurgauische Patriot und Dichter Bornhauser. —

Hans Thomas Bornhauser wurde geboren den 19. Mai 1799 in Weinfelden als das einzige Kind einer armen, bäuerlichen Familie, welche unter dem Druck der kriegerischen Zeit viel zu leiden hatte und trotz aller Anstrengungen ökonomisch nicht vorwärts kam. Seine Mutter war eine mehr als gewöhnlich begabte Frau. Sie sang an ihrem Spinnrad dem kleinen, schwarzhaarigen Thomas mit den dunkeln, lebhaften Augen das Tellenlied vor und begeisterte ihn frühe zu hohem Streben und kühner Mannesthat. Da der Knabe sich bald durch reiche Anlagen und einen frischen, lebendigen Geist auszeichnete, nahmen sich einige wohlhabende Bürger des Ortes seiner Erziehung an und ließen ihn die höheren Schulklassen des trefflichen Schulmeisters Dünner besuchen. An der Schwelle des Jünglingsalters entschloß sich Bornhauser, Theologie zu studiren, nicht weil der geistliche Beruf ihn besonders anzog, sondern weil er ihm Mittel und Wege darbot, die heißersehnte wissenschaftliche Bildung zu erwerben.

Nach damaliger Sitte wurde er nun für einige Zeit einem gelehrten Pfarrer übergeben, damit er sich durch das Studium der Sprachen und Geschichte auf die hohe Schule vorbereite, und bezog dann (1818) das Karolinum in Zürich, das vorzugsweise zur Heranbildung von Geistlichen und Staatsmännern bestimmt war. Mit reichem Wissen ausgerüstet und mit einem durch die Ideale der Jugend gehobenen Geiste kehrte er nach drei Jahren in die Heimat zurück und wurde nach bestandnem Examen zuerst als Lehrer einer neu gegründeten höhern Bürgerschule in seinem Heimatsorte Weinfelden angestellt. Als sogenannter Provisor lernte er hier die Leiden und Freuden des Schulmeisterlebens

kennen, studirte fleißig, besonders Poesie, Geschichte und Naturwissenschaften, dichtete Lieder, auch ein Trauerspiel „Hans Waldmann“, pflog eine innige Freundschaft mit J. C. Mörkoser und galt als ein Original, das sich nicht in die herkömmlichen Verhältnisse zwingen lasse, sondern seine eigenen Wege suche und finde.

Von seiner abhängigen Stellung wenig befriedigt und nach einer freieren Wirksamkeit verlangend, nahm Bornhauser (1824) die Wahl an die Pfarrstelle Mazingen an, wo sich sein mutiger und unabhängiger Charakter noch kräftiger entwickelte. Hier begann er nun bald in Verbindung mit Dr. Keller, Dr. Merk, L. Eder u. a. seine politische Wirksamkeit. In seiner kühnen, offenen und hinreißend beredten Weise griff er durch Wort und Schrift die aristokratische Regierung an, legte die Mißstände dar, welche die Bevormundung des Volkes geschaffen hatte, und drang darauf, daß durch eine neue Verfassung dem thurgauischen Volke sein gutes Recht zuerkannt und sichergestellt werde. Namentlich drang er auf die „Trennung der Gewalten“, das Petitionsrecht, die Pressfreiheit, Öffentlichkeit der Verwaltung, Volksvertretung durch unverkümmertes Wahlrecht.

In der Broschüre: „Über die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung“ legte er seine Ansichten über die Gestaltung eines republikanischen Gemeinwesens im Zusammenhang dar und betonte dabei den Gedanken: „Die Verfassung ist nächst Klima und Religion die stärkste Bildnerin der Menschen.“ Seine Ideen zeigen vielfache Verwandtschaft mit denjenigen Montesquieus, und es scheint, daß er das berühmte Buch dieses Gelehrten: „Vom Geist der Gesetze“ fleißig benutzte. Nachdem er die berechtigten Ansprüche des Volkes ausgesprochen und begründet, schloß er seine Flugschrift mit den Worten: „Der Hahn hat gekräht, die Morgenröthe bricht an; Thurgauer, wachet auf, gedenket eurer Enkel und verbessert eure Verfassung!“

Bald darauf luden Bornhauser und seine Freunde zu einer Volksversammlung nach Weinfelden ein (22. Oktober 1830), erlangten hier für ihre Vorschläge die einmütige Zustimmung von 3000 Männern und richteten im Namen der Versammlung eine Petition an die Staatsbehörde mit dem Begehren, daß die Verbesserung der Verfassung unverzüglich an Hand genommen werde. Nach kurzem Schwanken gab die Regierung nach. Ein neuer Großer Rat wurde gewählt und Bornhauser, der als Geistlicher nicht Mitglied des Rates sein konnte, von mehreren Kreisen als Ehrenmitglied in denselben abgeordnet. Als der „Verfassungsrat“ sich dann in den ersten Tagen des Jahres 1831 in Frauenfeld versammelte, verbreitete sich auf dem Lande das Gerücht, der kühne Pfarrer von Mazingen sei von einem Agenten der aristokratischen Regierung in seinem Hause mit dem Tode bedroht oder, nach andern Angaben, wirklich ermordet worden, und Tausende von be-

waffneten Bauern stürmten der Hauptstadt zu, um Rechenschaft zu fordern von den Schuldigen und den bedrohten Volksfreund zu schützen. Doch das Gerücht war irrig; Bornhauser selbst beruhigte die aufgeregten Massen mit freundlich ermahnenden Worten und bewirkte, daß sie friedlich nach Hause zogen, worauf die Arbeit des Rates ihren ungestörten Fortgang nahm.

Das neue Verfassungswerk wurde unter Bornhausers Präsidium vollendet, vom Volke angenommen und bildete die Grundlage, auf welcher seither die Entwicklung des Thurgaus weiter geschritten ist.

Der vielgescholtene und vielgepriesene Mann aber nahm eine Stelle in der neuen Regierung, die ihm seine Freunde anboten, nicht an, sondern kehrte zu der friedlichen Tätigkeit des Predigtamtes zurück. Ein Zug zu den Wissenschaften, zum idyllischen Landleben und namentlich zur Poesie ließ ihn neidlos auf die Erfolge der politischen Laufbahn verzichten. Bald folgte er einem Rufe der Gemeinde Arbon und vertauschte Mazingen mit dem hellen Gestade des Bodensees. Er tat es in dem Bewußtsein, daß ein bedeutsamer Lebensabschnitt zu Ende sei und ein neuer mit veränderten Aufgaben und Zielpunkten sich ihm eröffne.

Neben seiner pastoralen Tätigkeit hat Bornhauser hier namentlich als Dichter und politischer Schriftsteller gewirkt. In „Gemma von Arth“ verherrlicht er in volkstümlicher Weise die Befreiung der Waldstätte und die Gründung der alten Eidgenossenschaft. In seinen „Liedern“ singt er von allem Höhen, was Menschenbrust erhebt, von Freiheit und Vaterland, von Liebe und Freundschaft, von Treue und Einigkeit. Zu den volkstümlichsten dieser Gedichte, von denen mehrere in Musik gesetzt und gesungen wurden, gehören: „Das Wörtli frei“ (Mi heimelet so mild und fründli), „Sehnsucht“ (Der Sentis glänzt in stolzer Schöne) und die „Thurbrücke bei Bischofszell“. In der Form des geschichtlichen Romans ließ er die Erzählungen „Königsmord und Blutrache“, „Ilda von Toggenburg“ und „Gallus“ erscheinen. In dem Gespräch „Schweizerbart und Treuherz“ betritt er nochmals den politischen Boden und kämpft für Umgestaltung des lockeren Staatenbundes der Eidgenossenschaft in einen festgeschlossenen Bundesstaat. Sein Schwanengesang ist „Rudolf von Werdenberg“, ein Balladentrang über die Freiheitskämpfe der Appenzeller.

Es fehlt seinen Dichtungen nicht an Schwung und Phantasie, wohl aber zum Teil an jener durchgebildeten Formenschönheit, welche wir bei den großen Dichtern Deutschlands bewundern. Der politische Kampf hatte den Dichter in ihm nicht zur vollen harmonischen Entwicklung gelangen lassen; sein Herz und seine Gedanken waren stets dem Vaterlande zugewandt.

Den Abend seines Lebens brachte der verdienstvolle Mann als

Pfarrer in Müllheim im Thurtale zu. Mit seiner Gattin Magdalena Roth von Teufen führte er ein inniges und heiteres Familienleben, das nur durch Körperleiden bisweilen getrübt wurde, indem die Gicht ihn seit Jahren nie ganz verließ. Seine persönliche Erscheinung war freundlich und einnehmend; von Gestalt eher klein als groß, imponirte er durch ein von Geist und Wohlwollen strahlendes Angesicht; seine großen, dunkeln Augen schienen auf den Grund des Herzens zu blicken; seine Rede war in Ernst und Humor wie ein sprudelnder Quell, dessen Wasser nie versiegt. Er galt zu seiner Zeit als einer der größten Redner der deutschen Schweiz.

Als Pfarrer und Präsident des thurgauischen Kirchenrates wirkte er stets in freisinnigem Geiste, belebend und anregend, voll Duldung und Anerkennung gegen jede Glaubensansicht, die nicht auf Heuchelei oder Unsitlichkeit hinausging. Unter rastloser Arbeit war er frühe gealtert; ein Herzleiden brach vollends seine Kraft; nach einem leidenvollen Winter entschlief er den 9. März 1856. Sein Freund Mörikofer hielt ihm die Grabrede über den Text: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen.“ Wir schließen diese Lebensskizze mit den Worten, die Bornhauser sich und seinen Freunden in trüber Zeit zum Trost geschrieben:

„Welkt vielleicht im Lebenskranze
dir auch manche Lust,
schließ, o Freund, ans große Ganze
dich mit voller Brust.
Pflanz auf deiner Hoffnung Grabe
still der Menschheit Glück,
und an andrer Freuden labe
sich dein Tränenblick.“

48. Dr. Thomas Scherr.

Zu den Männern, welche namentlich durch Ausarbeitung von Lehrmitteln und durch gesetzgeberische Arbeiten sich hohe Verdienste um die Hebung des Schulwesens erworben, gehört auch Direktor Dr. Thomas Scherr, geboren den 15. Dezember 1801 zu Hohenrechberg in Württemberg und gestorben den 10. März 1870 in Emmishofen, Kanton Thurgau.

Thomas Scherr war der Sohn eines einsichtigen und strebsamen Volksschullehrers, der neben dem Schuldienst auch noch für einen Fabrikationszweig arbeitete und bisweilen Reisen machte, auf denen er seine Kenntnisse erweiterte. Thomas zeigte frühe hervorragende Anlagen. Er besuchte nicht nur die Schule seines Vaters, sondern wurde von dem Ortspfarrer, der an dem gewekten und gesitteten Knaben viel Freude fand, noch privatim unterrichtet, namentlich in lateinischer Sprache und Musik. Daneben war er im Hause bei allen vorkommenden Arbeiten

behilflich und frühe schon unterstützte er den Vater auch bei der Schulführung. Eine weitere Ausbildung zum Lehrer und speziell zum Taubstummlehrer erhielt er in der benachbarten Stadt Gmünd, wo sich unter der tüchtigen Leitung des Ritter von Allé eine Taubstumm-Anstalt befand. Einige Zeit verweilte er überdies mit einem Freunde, der sich ebenfalls dem Lehrfache widmete, bei dem auch als Schriftsteller ausgezeichneten bairischen Schulmann J. B. Grafer. Mit dem zwanzigsten Lebensjahre, nach vorzüglich bestandener Prüfung, kam Scherr als Lehrer an die Taubstumm-Anstalt in Gmünd, vier Jahre später aber als Oberlehrer an das Blindeninstitut in Zürich und damit in die Schweiz, die seine zweite Heimat werden sollte.

Wie kam es aber, daß man in Zürich etwas von dem jungen Taubstummlehrer Scherr im Württembergischen wußte und ihm die Leitung der zürcherischen Blindenanstalt anvertraute? Der Direktor der schwäbischen Taubstumm-Anstalt, der auf einer pädagogischen Reise auch nach Zürich gekommen war, wurde in einer wichtigen Schulfrage um ein schriftliches Gutachten ersucht. Da er aber öfter kränklich war, übertrug er die Ausarbeitung dieses Gutachtens seinem Hilfslehrer Scherr, zu dem er das größte Vertrauen besaß. Scherr entledigte sich seiner Aufgabe in kurzer Zeit und in wirklich meisterhafter Weise. Auch in Zürich machte seine Arbeit den besten Eindruck, und sie war die nächste Veranlassung, daß er zur Leitung des zürcherischen Blindeninstituts berufen wurde, und daß, ohne daß er es damals ahnen mochte, hiemit sein ganzer Lebensgang eine andere Richtung erhielt. Junger Mensch, wenn dir irgend eine Arbeit aufgetragen ist, verrichte sie pünktlich und gewissenhaft! Du kannst nicht wissen, welche Folgen sich an eine pflicht-treue oder an eine nachlässige und leichtfertige Arbeit knüpfen können.

Die Hoffnungen, welche die zürcherischen Behörden bei der Wahl des neuen Oberlehrers am Blindeninstitut geleitet hatten, wurden aufs beste erfüllt. Scherr blieb aber nicht bei dem stehen, was ihm durch sein Amt als Pflicht aufgetragen war. Sein Streben, etwas Gutes zu wirken, und sein lebendiges Mitgefühl für unglückliche Mitmenschen trieb ihn weiter. Zürich hatte damals noch keine Anstalt für Taubstumme. Duzende dieser Unglücklichen wuchsen ohne Unterricht und Erziehung auf, sich selbst und den Ihrigen eine fortwährende schwere Last. Scherr machte auf diese Übelstände aufmerksam. Er anerbote sich, einzelne Taubstumme noch ins Blindeninstitut aufzunehmen und sie zu unterrichten, ohne sich einer andern, bisherigen Verpflichtung zu entziehen. Man erstaunte über die Fortschritte, welche einzelne talentvolle taubstumme Knaben in kurzer Zeit machten, indem sie verstanden, was andere sprachen oder schrieben und ihre eigenen Gedanken mündlich und noch besser schriftlich auszudrücken wußten. Und so war es dann hauptsächlich Scherrs Verdienst, daß die zürcherische Blindenanstalt in

eine „Blinden- und Taubstummenanstalt“ erweitert wurde, und daß seither Hunderte dieser unglücklichen „Vierfüßigen“ nicht nur zur Erlernung eines Berufes, sondern überhaupt zu einer bessern und menschenwürdigeren Lebensführung kamen.

Aber bald erhielt Scherr's Wirken noch eine weitere Ausdehnung. Die Fortschritte seiner taubstummen Schüler machten außerordentliches Aufsehen. Man fand, manche derselben lernen schneller und leichter lesen und namentlich sicherer schreiben als viele vollsinnige Kinder in den Volksschulen, welche Jahre lang mit Buchstabiren geplagt wurden. Manche Lehrer in Zürich und Umgebung bemühten sich, die besondere Methode (Lehrart) kennen zu lernen, welche die Taubstummen zu so überraschenden Fortschritten führte. Scherr war in der That der Meinung, daß die damals in Zürich noch allgemein übliche Art des Schulehaltens an großen Mängeln leide, und daß sich verschiedene Grundsätze des Taubstummenunterrichts mit Vorteil auf den Unterricht vollsinniger Kinder übertragen lassen. Er war darum gerne bereit, strebsamen und wißbegierigen Volksschullehrern Anleitung zu geben, wie sie ihre Unterrichtsmethode verbessern könnten, und so wurde er bald an freien Samstagnachmittagen oder in Abendstunden, wenn er sein regelmäßiges Tagewerk vollendet hatte, noch ein Lehrer derer, die selber Lehrer waren. So wurde Scherr in immer weitem Kreise bekannt und seine unermüdlige Tätigkeit überall hoch geschätzt. Auch hochgestellte Männer zollten ihm freudig Anerkennung und sahen ihn gerne in ihrem Freundeskreise.

Im Jahre 1830, bald nach der Julirevolution in Paris, als im Thurgau Thomas Bornhauser sich an die Spitze einer Volksbewegung stellte und noch in mehreren Kantonen neue, freiheitliche Bestrebungen erwachten, begann auch im Kanton Zürich ein neues politisches Leben. Eine Volksversammlung in Uster (vom 22. November 1830) verlangte u. a. auch eine verbesserte Schulbildung. Zürich erhielt infolge dieser Bewegung eine neue, freisinnige Verfassung und eine neue, fortschrittlich gesinnte und tatkräftige Regierung. Um die Verbesserung des Schulwesens durchzuführen, wurde eine besondere Erziehungsbehörde (Erziehungsrat) eingesetzt und die Gründung einer eigenen Anstalt beschlossen, in welcher die Volksschullehrer gebildet und zu ihrem Berufe angeleitet werden sollten. Diese Anstalt wurde Seminar (Pflanzschule) genannt, und als erster Lehrer und Leiter derselben sollte ein Direktor angestellt werden. Was Wunder, daß die allgemeine Stimmung dahin ging, für diese Stelle sei niemand so geeignet wie der damals 30jährige Scherr, der nicht nur in der Blinden- und Taubstummenanstalt so vorzügliche Dienste geleistet, sondern auch bereits ein Lehrer von Lehrern geworden war und überdies in verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten Beweise von seiner Tüchtigkeit und von einer unerschöpflichen Arbeitskraft

gegeben hatte! In der That wurde Scherr theils zum Mitglied des Erziehungsrates, theils zugleich zum Direktor des Lehrerseminars ernannt, das in Rüsnach am Zürchersee errichtet wurde.

Im Mai des Jahres 1832 wanderte Scherr von Zürich nach Rüsnach und begann mit 35 Zöglingen den Unterricht im Lehrerseminar. Hier verblieb er bis zum Jahr 1839 und entfaltete eine außerordentliche Tätigkeit, nicht nur in der Anstalt selber, sondern auch als Mitglied des Erziehungsrates, als Bearbeiter eines neuen Schulgesetzes, als Verfasser von Schulbüchern und andern Schriften, als Schulvisitator, als Redaktor einer pädagogischen Zeitschrift u. s. w. In diesen Stellungen zog er sich aber auch manche Reider und Gegner zu, die es ungerne sahen, daß ein „Fremder“, ein „Schwabe“ sich eines so großen Einflusses erfreue. Gegner aber wie Freunde mußten, wohl oder übel, zugestehen, daß unter Scherrs Anregung wirklich Erstaunliches zur Verbesserung des Schulwesens in kurzer Zeit zu stande kam. Auch im Volke erwachte vieler Orten eine neue Liebe und Begeisterung für die Bildung der Jugend. Die Schule, die unter unfähigen Lehrern so oft ein Ort der Qual für die Kinder gewesen, gewann ein ganz anderes Ansehen. Neue, schönere und besser eingerichtete Schulhäuser wurden gebaut und zweckmäßige Lehr- und Veranschaulichungsmittel eingeführt; eine naturgemähere Lehrmethode machte den Schülern das Lernen zur Freude und erzielte überraschende Erfolge; die Examentage wurden Freudentage für jung und alt; der Lehrer, früher oft verachtet oder gehäßt, errang sich mehr und mehr eine geachtete Lebensstellung und war bei den rechten Schülern nicht gefürchtet, sondern geliebt und geehrt. Im Jahre 1835 schrieb ein zürcherischer Geistliche, der später einer der heftigsten Gegner der neuen Schule wurde, einen Bericht, in dem er alte und neue Schulen mit einander verglich u. u. a. folgendes sagte:

„Tritt man aus einer Schule in die andere, so glaubt man sich oft in eine Entfernung von hundert Stunden oder Jahren versetzt. Während dort weinende Kinder zur Schule getrieben werden müssen, daselbst unter Vangerweile zum fehlervollen, sinnlosen Kopiren einiger Vorschriften, zum singenden, abhaspelnden Ablesen des Testaments, zu mechanischer Übung in den vier Spezies mit Not hineingezwungen werden: so blitzen uns hier von allen Seiten in gespannter Aufmerksamkeit leuchtende Augen entgegen; Mangel an Leben und Lernbegierde, früher das Gewöhnliche, ist jetzt die Ausnahme; verständiges Lesen und Erklären des Vorgetragenen; selbstverfertigte, recht ordentlich orthographische Aufsätze; auffallende Sicherheit im Lösen von Rechnungsaufgaben; dazu ein harmonischer Gesang; geographische Kenntniss des Vaterlandes, eine Lieblingsfache der Kinder; ziemlich ordentliche Bekanntschaft mit der Schweizergeschichte; der Lehrer selber mit Lust und Geschick einzig seinem

wichtigen Berufe lebend, von den Kindern innig geliebt, von der Gemeinde hoch geachtet und vermöge seiner Bildung den ersten in derselben gleich gestellt. Diesen blühenden Zustand unserer Schulen verdanken wir namentlich dem trefflichen Lehrerseminar in Rüsnach, der unermüdlischen Tätigkeit und der vorzüglichen Methode des Herrn Direktor Scherr."

Aber inzwischen zog sich am politischen Himmel des Kantons Zürich ein schweres Gewitter zusammen. Die „dreißiger“ Regierung hatte eine großartige Tätigkeit entfaltet, viele Verbesserungen eingeführt, manches umgestaltet, hier und da vielleicht das Bestehende auch zu wenig geschont oder für die Neuerungen den Bürgern zu große Opfer zugemutet. So zog sie sich denn viele Gegner zu, welche allmählig an einen Umsturz der staatlichen Ordnung dachten. Auch gegen die neue Schule und gegen den Schöpfer derselben, Seminardirektor Scherr, der auf Seite der Regierung stand, erhoben sich verschiedene Anklagen. Namentlich hieß es, daß der „Lehrmeister“ (Katechismus) aus den Schulen verschwunden sei, und so die Religion und die religiöse Bildung der Jugend vernachlässigt werde. Die Unzufriedenheit und Gährung steigerte sich von Tag zu Tag. Am 6. September 1839 zog ein Volkshaufen unter der Anführung eines Pfarrers in die Hauptstadt, und es erfolgte ein Kampf in den Straßen von Zürich. Die Regierung wurde auseinander gesprengt. Ein Komitee, aus Gegnern der bisherigen Behörden bestehend, ergriff das Staatsruder, und eine neue Ordnung der Dinge wurde eingeführt. Manche der frühern Schöpfungen wurden nun in Frage gestellt; auch gegen die neue Volksschule wurde ein schwerer Schlag geführt. Das Seminar wurde, wenigstens zum Schein, für kurze Zeit aufgehoben. Nur so war es möglich, den einflußreichen Seminardirektor seines Amtes zu entsetzen. Daß Scherr in dieser Eigenschaft auf Lebenszeit angestellt war, und daß nach der Verfassung niemand ohne richterliches Urteil seiner Stelle entsetzt werden durfte — das wurde im Sturm der Revolution nicht weiter gewürdigt. Da galt Gewalt mehr als Recht. Aber schon wenige Jahre später trat an die Stelle der Parteileidenschaft beim Volke wieder ruhige Überlegung und Besonnenheit, und das Regiment derer, welche in den Septembertagen durch Bruch von Verfassung und Gesetzen zur Herrschaft gekommen, war von kurzer Dauer. Scherr hatte man allerdings für immer beseitigt; das Werk, das er geschaffen, konnte man aber nicht zerstören. Waren doch noch Hunderte seiner Schüler, die mit hoher Verehrung an ihm hingen und in seinem Geiste fortwirkten!

Nach seiner Entfernung vom Seminar begab sich Scherr für einige Jahre nach Winterthur, wo er eine Privaterziehungsanstalt leitete, und später gründete er ein Institut zu Emmishofen, Kanton Thurgau. Viele junge Leute wurden ihm zur Erziehung übergeben, und viele sahen es als ein Glück für ihr Leben an, einen Scherr zum Lehrer gehabt zu

haben. Insbesondere hatte er stets auch einzelne taubstumme oder sonst von der Natur stiefmütterlich bedachte Zöglinge, denen er eine väterliche Liebe und Sorgfalt angedeihen ließ, wie er denn auch noch in spätern Lebensjahren zur Gründung einer Taubstummenanstalt in St. Gallen wesentlich mitgewirkt hat!

Neben seiner praktischen Lehrtätigkeit arbeitete er namentlich als pädagogischer Schriftsteller. Zu seinen Schriften gehören insbesondere ein Lehrbuch der Pädagogik (Erziehungslehre), die verschiedenen Schulbüchlein, die wiederholt in neuen Bearbeitungen erschienen und u. a. in den Kantonen Zürich, Thurgau, St. Gallen, Glarus und Graubünden eingeführt wurden, dann der Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch, der Schul- und Hausfreund, das pädagogische Bilderbuch u. v. a. Wiederholt beteiligte er sich an der Herausgabe von Schulzeitungen und führte immer eine gewandte, mitunter etwas scharfe Feder. Im Anfang der 50er Jahre wählte ihn der thurgauische Große Rat zum Präsidenten des Erziehungsrates, in welcher Stellung er eine Reihe von Jahren Hervorragendes leistete. Wiederholt wurde er auch später noch von den Behörden und der Lehrerschaft des Kantons Zürich in wichtigen Schulfragen zu Räte gezogen, und immer leistete er seine Dienste bereitwillig und in uneigennütziger Weise.

In den letzten Lebensjahren wurde Scherr auch öfter von Unwohlsein heimgesucht; doch blieb er von schwereren Krankheiten glücklich verschont, und es war ihm vergönnt, noch bis zum Tage vor seinem Tode tätig zu sein. Am 10. März 1870 machte ein Herzschlag unerwartet seinem Leben ein Ende. Auf dem Friedhof zu Tägerweilen wurde er zu seiner ewigen Ruhe bestattet. Zahlreiche Freunde und Verehrer, namentlich eine große Zahl ehemaliger Zöglinge aus dem Kanton Zürich, die in allen Stürmen und Wechselfällen des Lebens ihrem hochverehrten Lehrer eine unentwegte und rührende Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewahrt hatten, standen an seinem Grabe. Einige Monate später wurde auf dem Grabeshügel ein Denkmal errichtet mit dem Brustbild des Verewigten und einer Inschrift, Scherrs eigenen Schriften entnommen:

„Ohne geistige Bildung weder echtes Christentum, noch wahre Freiheit; dies der bestimmende Gedanke in meinem Streben nach allgemeiner Volksbildung.“

49. Abraham Linkoln.

Der junge Abraham Linkoln konnte kaum ein Jahr lang eigentlichen Schulunterricht genießen; bald musste er das tägliche Brot verdienen helfen und teilte bis in sein 19. Jahr das Los eines gewöhnlichen Tagelöhners. Dann aber drängte ihn

sein kräftiger Geist zu kühnern Unternehmungen; er fuhr mehrere Male in Verbindung mit einem Gesellschafter auf einem kleinen, selbstgebauten Boote den Ohio und Mississippi hinunter nach New-Orleans, um hier verschiedene Handelswaren abzusetzen. Doch war hiebei wenig zu verdienen, und die Lage der Familie wurde nicht gebessert. Noch zweimal wechselte sie ihren Wohnsitz und liess sich zuletzt in Illinois nieder, das die zweite Heimat Linkolns geworden ist.

Als 1831 der Vater starb, befanden sich die Hinterlassenen in ärmlichen Verhältnissen. Nun unternahm Abraham mit seinem Stiefbruder abermals eine Handelsfahrt nach New-Orleans und diesmal mit günstigem Erfolg; nachdem er sich hiebei als geschäftskundigen Mann bewährt hatte, erhielt er eine Stelle als Buchhalter und Korrespondent in New-Salem mit 15 Dollars monatlichem Gehalt.

Allein diese Stelle behagte ihm nicht lange; in kurzem vertauschte er seine friedliche Beschäftigung mit dem Kriegsleben und kämpfte als Offizier eines Freikorps gegen die Indianer. Nachher finden wir ihn als Chef eines Postbureau; auch wendet er sich wiederholt der kaufmännischen Laufbahn zu. Als ihm jedoch seine Geschäfte nicht glücken wollten, bereitete er sich vor, Advokat zu werden.

Da hiess es freilich: noch wacker gearbeitet! Aber Linkoln scheute keine Mühe; in den Stunden, die ihm die Arbeit ums tägliche Brot übrig liess, studirte er eifrig die Rechtswissenschaft. Durch seine unermüdliche Tätigkeit und seinen scharfen Verstand zog er die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich und wurde 1834 in den gesetzgebenden Rat des Staates Illinois gewählt. Zwei Jahre später trat er zum ersten Mal als Advokat auf und erwarb sich rasch grossen Ruf. Der neue Beruf führte ihn erst recht in die Politik ein; mit Eifer beteiligte er sich bald an dem grossen Kampfe zur Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. 1846 wurde Linkoln zum Mitgliede des Repräsentantenhauses der Union gewählt und tat sich als solches namentlich dadurch hervor, dass er sich mit aller Energie der weitem Ausbreitung der Sklaverei widersetzte und die Gegner derselben zu einer festen republikanischen Partei vereinigte. Diese und die Freunde der Sklaverei schieden sich immer schroffer; die Präsidentenwahl von 1860 sollte über den Sieg der einen oder andern Partei entscheiden. Da schien nun Linkoln den Republikanern die geeignete Persönlichkeit für die zu besetzende Stelle; sein Ansehen war in den nördlichen Staaten schon längst fest begründet; das Volk verehrte in ihm einen Mann, der mit Talent

und Tatkraft sich durch tausend Hindernisse seinen Weg gebahnt hatte und alles, was er war, durch sich selbst war, mit einem Worte, einen „selbstgemachten Mann“; seine Redlichkeit bürgte dafür, dass er den Ideen der Freiheit nicht untreu werde, und seine Energie liess hoffen, dass er das begonnene Werk kräftig durchführen würde. So wurde er den 4. November 1860 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem höchsten und wichtigsten Amte des Landes, gewählt.

Mit dieser grossen Wahl hatte die Mehrheit des Volkes das Verdammungsurteil über die Sklaverei ausgesprochen, und die Republikaner das Übergewicht in der Regierung erlangt. Da sagten sich die sklavenhaltenden Staaten in sonderbündlerischer Weise von dem gemeinsamen Vaterlande der Union los. Linkoln, der „Friedensstifter“, liess nichts unversucht, um eine Versöhnung zu erzielen; denn über alles ging ihm die Einigkeit und Grösse seines freien Vaterlandes. Als aber die südlichen Staaten bei der Trennung verharrten, ja von sich aus zum Angriff auf die Bruderstaaten schritten, ergriff auch er die kräftigsten Massregeln, um den Abfall, den Verrat zu züchtigen, und wurde dabei vom Kongress und von der Bevölkerung im Norden und Westen kräftig unterstützt. Man glaubte, bald mit den Rebellen fertig zu sein; allein der schreckliche Krieg dauerte über vier Jahre. Oft war die Stimmung im Norden eine sehr erregte; die Regierung wurde vielfach mit Klagen bestürmt und sah sich mehrmals genötigt, die obersten Offiziers- und Beamtenstellen anders zu besetzen. Da bedurfte es aller Festigkeit eines tüchtigen Charakters, um das Vertrauen auf den endlichen Sieg nicht zu verlieren und den Vermittlungs- und Teilungsvorschlägen nicht nachzugeben.

In dieser Lage zeigte sich die Grösse Linkolns. Keinen Augenblick gab er den Gedanken der Einheit der Union auf, wies alle fremde Einmischung ab und holte im September 1862 zu dem entscheidenden Schlage aus, dass er erklärte, vom 1. Januar 1863 an sollten die Sklaven in den rebellischen Staaten des Bundes frei sein. Die Neger, soweit sie sich der Gewalt der Sklavenhalter entziehen konnten, zeigten sich der Freiheit würdig; sie besuchten die für sie neu errichteten Schulen; auch liessen sie sich in die Unionstruppen einreihen oder bildeten eigene Regimenter. In verschiedenen grossen Schlachten unterlagen die Südstaaten, waren aber dennoch zu keiner Unterwerfung bereit, bis endlich im Frühling 1865 ihr Kriegsbeer völlig überwunden wurde, und die Republikaner siegreich in die sonderbündische Hauptstadt des Südens (Richmond) einzogen.

Mit seiner angeborenen Bescheidenheit und Offenheit empfing Linkoln die Besiegten. Man durfte hoffen, dass es ihm gelingen würde, die Parteien zu versöhnen. Allein als er eben daran war, die Früchte seiner Arbeit und Tugend zu ernten, da erreichte ihn plötzlich der Tod durch Meuchlerhand. Ein Schauspieler, Wilkes Booth, ermordete ihn am 10. April 1865 im Theater zu Washington. Die Tat war aus einer Verschwörung hervorgegangen, welche sich gegen das Leben des Führers der Union gerichtet hatte. So fiel der grosse Mann frevelhafter Parteilidenschaft zum Opfer. Tiefer Schmerz und unnennbarer Abscheu durchzuckten Amerika und Europa bei der Todesnachricht; allein das Werk, an dem Linkoln gearbeitet hatte, überdauerte sein Leben. Die Südstaaten wurden alle zum Wiedereintritt in die Union gezwungen; die Sklaverei blieb abgeschafft; neugestärkt ging der wiedergeeinigte Staat einer grossen Zukunft entgegen, und so oft sich die Schwarzen an ihre Freilassung und die Menschenfreunde überhaupt an die Rettung der Menschenwürde erinnern, werden sie auch des Präsidenten Abraham Linkoln gedenken.

Der Eintritt in den Bundespalast hatte Linkolns Lebensweise nicht zu ändern vermocht. Die Tageszeit war genau bemessen; die Stunden für den Empfang von Besuchen, diejenigen für die Arbeiten in Staatsgeschäften, die Stunden für die Lektüre und die Erholung waren zum voraus bestimmt. Die erste Stunde jedes Tages wurde der Morgenandacht und dem Lesen der Bibel gewidmet. Obschon er die Macht eines konstitutionellen Königs besass, blieb er stets der einfache, bescheidene Mann, der er als Arbeiter gewesen.

50. General Dufour.

Die Vorfahren Dufours waren im Zeitalter der Reformation aus Frankreich nach Genf eingewandert. Bei den politischen Wirren, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts diese Stadt beunruhigten, sah sich sein Vater veranlasst, auch von da wegzuziehen, um mit andern ausgewanderten Genfern eine Zuflucht am Bodensee zu suchen. So kam es, dass Wilhelm Heinrich Dufour, der spätere General, (am 15. September 1787) in Konstanz geboren wurde. Als jedoch nach zwei Jahren in Genf eine neue Staatsumwälzung erfolgte, kehrte die Familie wieder in diese ihre frühere Heimat zurück.

Der Knabe war sehr treuherzig und folgsam, äusserst lebhaft und gescheit. In der Schule kam ihm freilich nicht alles leicht

vor. Zur Erlernung der Sprachen und fürs Rechnen schien er weder grosse Lust noch Begabung zu besitzen. Dagegen machte ihm das Zeichnen viele Freude und gerne beschäftigte er sich mit allerlei Arbeiten der Hand, besonders wenn es galt, irgend einen wohl ausgedachten Plan zu verwirklichen. So verfertigte er Papierdrachen, Luftballons und auch ein kleines Fahrzeug. Früh härtete er seinen Körper ab, und Entbehrungen und Strapazen ertrug er mit Leichtigkeit.

Als die Zeit herankam, da er sich für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden sollte, wollte er sich der menschenfreundlichen Aufgabe eines Wundarztes widmen. Er verbrachte ein Jahr lang im Militärspital, wo er die Verwundeten pflegte und naturwissenschaftlichen Studien oblag. Als er aber hörte, dass in Paris eine polytechnische Schule existire, wo man im Kartenzeichnen, im Strassen-, Brücken- und Schiffsbau und in andern für Militär- und Staatsbeamte wichtigen Fächern Unterricht erteile, da zog es ihn mächtig nach einer solchen Bildungsstätte, und die Eltern gaben ihre Einwilligung, wenn es ihnen auch nicht leicht fiel. Da die Aufnahme in diese polytechnische Schule von einer strengen Prüfung abhing, suchte Dufour mit allem Eifer sich darauf vorzubereiten, und er machte bald die überraschendsten Fortschritte auch in der Mathematik und auf andern Gebieten, die ihm einst in der Schule unverständlich geblieben waren. So wurde ihm der Eintritt in die Anstalt bewilligt.

Im Jahre 1807, also im zwanzigsten Lebensjahre, zog Dufour zu seiner weitem Ausbildung nach Paris. Nach seiner Vorbildung nahm er anfänglich einen der letzten Plätze ein. Aber durch seinen Lerneifer, durch Dienstfertigkeit und bescheidenes Benehmen erwarb er sich rasch die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler. Bald war er einer der vordersten. Und als 1809 ein Befehl vom Kaiser Napoleon kam, dass die fünf Ersten nach der griechischen Insel Korfu zu senden seien, wo die Engländer die Franzosen zu schädigen suchten, da war unter denselben auch unser Dufour. Und so finden wir ihn einige Jahre auf Korfu, wo er bald vom Lieutenant zum Kapitän befördert wurde. Es fehlte da nicht an Entbehrungen und gefährvollen Lagen, und einmal wurde er bei einem Überfall durch die Engländer schwer verwundet; aber überall zeigte er sich mutig, unerschrocken, pflichtgetreu und standhaft. Überall benützte er die Gelegenheit, etwas Neues zu lernen und durch tüchtige Leistungen sich andern nützlich zu machen. In freien Stunden zeichnete er in grossem Massstabe einen Plan der Festung Korfu, der in Paris grosse Anerkennung fand; auch beschäftigte er sich mit schriftstellerischen

Arbeiten, was beim Mangel an literarischen Hilfsmitteln besondere Schwierigkeiten hatte.

Inzwischen war Napoleon nach Russland gezogen, bei Leipzig aufs Haupt geschlagen und nach der Insel Elba verbannt worden. Auch die Besatzung von Korfu kehrte nun nach Frankreich zurück. Während der Regierung der „hundert Tage“ wurde Dufour eine wichtige Aufgabe bei der Befestigung von Lyon übertragen; aber nach der Schlacht von Waterloo wurde er wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser Napoleon mehrfach zurückgesetzt. Zum Glück für die Schweiz! War dieser Umstand auch nicht der einzige Beweggrund, so mochte er doch zu dem Entschlusse beitragen, dass Dufour aus Frankreich wieder nach Genf zurückkehrte, das inzwischen als zweiundzwanzigster Kanton in den Schweizerbund getreten war. Von da an widmete Dufour seine Dienste dem heimatlichen Kanton und dem schweizerischen Vaterlande.

In Genf wurde Dufour 1817 zum Kommandanten des Geniekorps und zum Kantonsingenieur ernannt, in welcher Stellung ihm die Vermessung des Katasters und die Erstellung einer Kantonskarte oblag. Zugleich wurde ihm die Professur der Mathematik übertragen. Vieles tat er zur Verschönerung der Stadt: die in Verfall geratenen, für die Kriegsführung wertlos gewordenen Festungswerke wurden in öffentliche Anlagen umgewandelt, ein botanischer Garten erstellt, der Hafen verbessert und verschönert, die Dampfschiffahrt und die Gasbeleuchtung eingeführt, die erste Drahtbrücke in der Schweiz erstellt u. s. w.

Aber nicht nur im Heimatkanton entfaltete er eine segensreiche Tätigkeit für das öffentliche Wohl; auch die Eidgenossenschaft wusste bald seine gediegenen Kenntnisse und seine praktische Tüchtigkeit zu verwerten. Schon im Jahre 1817 trat er in den eidgenössischen Generalstab ein. In dieser Stellung wirkte er für die Errichtung der Militärschule in Thun, der er eine Reihe von Jahren als Oberinstruktor vorstand. Da war er auch der Lehrer des Prinzen Louis Napoleon, des spätern Kaisers der Franzosen. Zum eidgenössischen Obersten ernannt, veranstaltete Dufour im Jahre 1827 in Thun den ersten Truppenzusammenzug; auch wusste er es mit Beharrlichkeit durchzusetzen, dass die eidgenössische Fahne als einheitliches Armeezeichen an die Stelle der verschiedenen Kantonsfahnen trat. Zu verschiedenen Malen, wie bei den Streitigkeiten, die zur Trennung von Baselstadt und Baselland führten, und bei den Unruhen im Kanton Neuenburg wurden ihm wichtige eidgenössische Missionen übertragen, die er stets mit grosser Umsicht und glücklichem Erfolg auszuführen ver-

stand. Und als im Jahr 1838 der Schweiz von Frankreich ein Krieg drohte, weil sie die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, der das schweizerische Bürgerrecht besass, verweigerte, da war es Dufour, der durch ein taktvolles, patriotisches Schreiben an seinen frühern Zögling wesentlich dazu beitrug, dass dieser freiwillig das Land verliess und so die Kriegsgefahr von der Eidgenossenschaft abgewendet wurde.

Inzwischen kamen die vierziger Jahre, die in der Schweiz grosse Aufregung und Uneinigkeit mit sich brachten. Die Aufhebung der Klöster im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die Freischarenzüge führten Zustände herbei, die auf die Dauer nicht bestehen konnten, ohne das Vaterland in die grössten Gefahren zu stürzen. Die sieben Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis schlossen unter sich einen Sonderbund, der sich mit dem allgemein eidgenössischen Bunde nicht vertrug. Die Tagsatzung verlangte die Auflösung dieses Sonderbundes. Da die Glieder desselben nicht Folge leisteten, kam es zum Kriege, dem sogenannten Sonderbundskriege. Dufour, obgleich in politischen Dingen mehr einer konservativen Richtung huldigend, wurde von der Tagsatzung zum Obergeneral ernannt, da er wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und seines ehrenhaften, edlen Charakters allgemeines Zutrauen genoss. Er hat auch dieses Vertrauen im höchsten Grade gerechtfertigt.

Wenn es gelungen ist, den Sonderbundskrieg in kurzer Zeit und ohne viel Blutvergiessen glücklich zu Ende zu führen, so ist das vor allem Dufours Verdienst. Er vergass nie, dass die Feinde Mitbürger und nur irgeleitete Söhne des gemeinsamen Vaterlandes waren. Er traf Vorkehrungen, dass Greuelthaten, wie sie sonst der Krieg mit sich bringt, möglichst verhütet, dass Frauen, Kinder, Greise geschont, Gefangene milde behandelt würden, und dass der Krieg nicht den Charakter eines Religionskrieges annehme, den man von gewisser Seite ihm aufzudrücken bemüht war. Seine Instruktion an die Divisionskommandanten und seine Tagesbefehle an die Truppen wussten mit den Forderungen strenger Pflichterfüllung den Geist christlicher Milde und edler Menschlichkeit in Einklang zu bringen.

Den ersten Angriff machte er auf Freiburg. Fast ohne dass die Einwohner dessen recht gewahr wurden, führte er in kurzer Zeit eine grosse Zahl von Truppen herbei und schloss die Stadt ein. Dann liess er sie zur Übergabe auffordern. Bewaffneter Widerstand hätte als sinnlose Tollkühnheit erscheinen und zu einem entsetzlichen Blutbade führen müssen. Dufour war es nicht um blutigen Schlachtenrum zu tun, sondern nur

um Erreichung des Zweckes, der ihm vorgesetzt war. Und er hatte die Genugtuung, dass nach einem kurzen Waffenstillstand, den er gewährte, Freiburg fast ohne Blutvergiessen übergeben wurde. Die Kunde davon erfüllte allerorten die eidgenössischen Truppen mit Mut und froher Zuversicht. Auf die andern Sonderbundskantone musste sie dagegen einen sehr entmutigenden Eindruck machen. So kam es, dass Zug den Angriff gar nicht abwartete, sondern aus freien Stücken seine Unterwerfung anbot.

Inzwischen sollte ein Hauptschlag gegen Luzern geführt werden. Da wurde es dem eidgenössischen Heere nicht so leicht gemacht wie in Freiburg und Zug. Hier sollte eine Schlacht entscheiden. Auch die Truppen des Sonderbunds kämpften mit aner kennenswerter Tapferkeit und Ausdauer, zum Teil mit grosser Erbitterung; zudem hatten sie die günstigeren Stellungen und genauere Kenntnis des Terrains. Am 23. November 1847 wurde von morgens 9 Uhr bis gegen Abend bei Gislikon und bei Meyerskappel von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kraft gekämpft. Nach heisser Anstrengung war schliesslich der Sieg des eidgenössischen Heeres entschieden. Nun ergriffen die Regierung von Luzern und der am Kopfe verwundete Oberanführer der Sonderbundstruppen die Flucht; die Sieger hielten ihren Einzug in der Hauptstadt am Vierwaldstättersee; auch in den Urkantonen konnte von ernsterer Fortsetzung des Kampfes nicht mehr die Rede sein, und ebenso musste sich Wallis zur Kapitulation entschliessen.

Die Hauptgefahr im Sonderbundskrieg lag nicht in der Befürchtung, dass die sieben Sonderbundskantone über die andern Kantone obsiegen könnten; aber wenn sich der Krieg in die Länge ziehen sollte, oder wenn Berichte über arge Misshandlungen und Greuel gegenüber der Minderheit laut geworden wären, so war zu befürchten, dass das Ausland, dem die freisinnigen Bestrebungen der Mehrheit schon lange ein Dorn im Auge waren, die Schweiz mit Krieg überziehen könnte, und darauf hatte ein Teil der Führer in den Sonderbundskantonen gehofft. Nun war seit der Kriegserklärung noch kein ganzer Monat verstrichen, und schon war der Feldzug beendet. Damit war den fremden Staaten jeder Vorwand zu einer bewaffneten Intervention entzogen. Selbst das Ausland war durch diesen Ausgang überrascht und konnte einer so umsichtigen und zugleich humanen Kriegsführung eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Alle Soldaten und Offiziere und alle Behörden hatten je nach Stellung und Verhältnissen redlich zu dem glücklichen Ergebnis beigetragen; das Hauptverdienst aber hatte sich der Oberanführer

der eidgenössischen Truppen, General Dufour, durch seine einsichtigen und festen Anordnungen erworben. Die Tagsatzung sprach ihm in würdiger Weise den Dank des Vaterlandes aus, und nicht nur die Sieger, sondern selbst viele der Besiegten zollten ihm Anerkennung und hohe Verehrung.

Nach dem Kriegsrecht sollten die Sonderbundskantone erhebliche Summen an die Kriegskosten bezahlen. Ein Teil wurde entrichtet. Das Ganze aufzubringen, schien namentlich für die ärmern Bergkantone eine fast unerschwingliche Last. Was geschah? Von Genf aus wurde eine Nationalsubskription in Anregung gebracht. In den andern Kantonen wurden freiwillige Beiträge gesammelt als milde Beisteuer an die Kriegskosten zu Gunsten der Besiegten, und die Bundesversammlung erliess ihnen den Rest. Man wollte, dass der alte Groll in Vergessenheit komme, und alle sich wieder als eidgenössische Mitbrüder fühlen könnten. Auch zu diesem Liebeswerk hat der edle Feldherr treulich mitgewirkt. Und als nach dem sogenannten Neuenburgerhandel 1856 auf 1857 von Preussen ein Krieg drohte, und Dufour abermals zum General ernannt worden war, da traf man die, welche vor neun Jahren sich feindlich gegenüber gestanden, in der gleichen Armee und unter der nämlichen Oberleitung als treue Kampfgenossen Hand in Hand. Diese einheitliche Gesinnung in allen Gauen des Vaterlandes und die Entschlossenheit, die alle Bürger beseelte, hat wohl das Meiste dazu beigetragen, dass die drohende Gefahr ohne Schwertstreich abgewendet wurde. Überdies sind die freundlichen Beziehungen, in welchen Dufour zu Louis Napoleon, dem damaligen Kaiser von Frankreich, stand, auch dem gesamten Schweizerlande zu gut gekommen.

Aber Dufour war nicht bloss Krieger und Feldherr. Auch in Werken des Friedens war er gross, immer bereit zu gemeinnützigen Unternehmungen, zur Förderung eines reellen Fortschrittes. Nur in Kürze sei erwähnt, wie er an der Sammlung von Liebesgaben nach dem Brande von Glarus und für die Überschwemmten im Wallis lebhaften Anteil nahm, wie er für Erleichterung des Loses der im Kriege Verwundeten einstand und zur Gründung der „Genfer Konvention für Neutralisirung der Spitäler und ihrer Angestellten in Kriegszeiten“ durch sein gewichtiges Wort wohl am meisten beitrug. Für den Gedanken, dass die Schweiz bei europäischen Kriegen ihre Neutralität zu wahren und nötigenfalls mit Gut und Blut zu verteidigen habe, wirkte er bis zum letzten Atemzug. Und als eine ganz hervorragende wissenschaftliche Leistung ist die Dufourkarte der Schweiz zu nennen, an der er über dreissig Jahre mit unermüdlicher

Geduld und Hingebung gearbeitet hat. In Anerkennung der bezüglichen Verdienste hat man die höchste Spitze der Schweizeralpen in der Monte-Rosa-Gruppe den Pik Dufour oder die Dufourspitze genannt.

Dufour starb am 14. Juli 1875 im 88. Lebensjahre. Vierzehn Tage vorher hatte er zum letzten Male die Feder geführt zur Unterzeichnung eines Hilferufes für die Überschwemmten in Südfrankreich. Bis zu den letzten Tagen wollte er das Bett nicht hüten und offenbarte eine bewunderungswürdige Macht des Geistes über den hinfalligen Körper. Die Trauer über seinen Tod war eine allgemeine. Bei seinem Leichenbegängnisse beteiligten sich die höchsten bürgerlichen und Militär-Beamten aus allen Gauen des Schweizerlandes und eine unabsehbare Menge von Menschen aus den verschiedensten Kreisen. In Genf wurde zu seinem Andenken ein Denkmal errichtet; noch ein schöneres hat er sich selbst gestiftet in den Herzen aller vaterlandsliebenden Bürger.

51. Oswald Heer.

Manche in der Geschichte hervorragende Männer haben sich ausgezeichnet auf den Schlachtfeldern und ihrem Volk zu Siegen verholfen, andere in der Stellung eines Staatsmannes und Beamten ihrem Lande grosse Dienste geleistet, noch andere für Jugend- und Volksbildung gewirkt, sich an die Spitze gemeinnütziger Unternehmungen gestellt, in der Technik und Industrie einer wichtigen Erfindung und Verbesserung Eingang verschafft oder in irgend einer Kunst sich einen berühmten Namen erworben. Werfen wir einmal einen Blick in das Leben eines Mannes, der still und geräuschlos, aber doch mit bewunderungswürdiger Hingebung und Ausdauer sich auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorgetan. Ein solcher Mann war Professor Oswald Heer in Zürich.

Oswald Heer wurde im Jahre 1809 zu Niederutzwyl im Toggenburg geboren, verlebte aber seine Jugendjahre grösstenteils zu Matt, im glarnerischen Kleintal, wo sein Vater Pfarrer war und auch selber den Unterricht des Knaben leitete und bis zum Bezug einer Hochschule fortführte. Wenn der Unterricht in den alten Sprachen und in der Mathematik dem jungen Studirenden nicht immer leicht fiel, so lernte er dagegen aus freien Stücken und aus innerm Antrieb auch manches, das von ihm nicht verlangt wurde. Frühe zeigte er ein grosses Interesse für alles, was die Natur dem Auge darbot, insbesondere für die verschiedenartigen Tiere; und als er den schweizerischen Robinson

in die Hand bekam, beschäftigte derselbe die Einbildungskraft des Knaben Tag und Nacht, und Elstern, Falken, Murmeltiere und Füchse wurden gefangen und zu zähmen gesucht. Die Haustiere nahmen nicht weniger seine Aufmerksamkeit in Anspruch; die Ziegen pflegte er lange jeden Morgen vor 5 Uhr selber zu melken, und den Bienen konnte er Stunden lang bei ihrer Arbeit und ihrer bewunderungswürdigen gesellschaftlichen Ordnung zusehen. Auch die Käfer, die Schmetterlinge und Raupen interessirten den lernbegierigen Knaben gar sehr, und er bedauerte nur, keine Hilfsmittel zu besitzen, um mehr von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Geschöpfe zu erfahren. Wie gross war daher seine Freude, als er von einem angesehenen Herrn in Glarus, der eine kleine Naturaliensammlung besass, ein Insektenbuch geliehen bekam, das seine Wissbegierde in manchen Beziehungen zu befriedigen schien. Der Entschluss zu einer grossen Arbeit war nun bald gefasst: das wertvolle Buch wurde in drei grossen Heften abgeschrieben und diese noch mit manchen erläuternden Zeichnungen versehen, in deren Anfertigung Heer eine grosse Gewandtheit besass. Begreiflich wurden nun auch Sammlungen von Käfern, Schmetterlingen und andern Insekten angelegt. Erst etwas später erwachte in ihm ein gleiches Interesse für die Pflanzen- wie für die Tierwelt, und bald besass er ein selbst angelegtes Herbarium (Pflanzensammlung) namentlich auch mit interessanten und selteneren Alpenpflanzen. Noch ehe er die Universität bezog, zählte er schon mehrere hervorragende Männer, Kenner und Freunde der Natur, wie z. B. Dr. Hegetschweiler, den Bearbeiter einer schweizerischen Flora, zu seinen nähern Bekannten, und es wurde sein Name bereits in weiteren Kreisen mit Anerkennung genannt.

Aber über den Beschäftigungen mit den Gegenständen der Natur, zu denen ihn eine unbezwingliche Neigung hinzog, wurden auch die ernstern Studien nicht vernachlässigt, und tüchtig vorgebildet, begab er sich im Alter von 19 Jahren auf die Hochschule nach Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nicht nur der Vater, sondern auch andere Glieder der Familie hatten sich dem Pfarramt gewidmet, und auch Oswald Heer hoffte, in einer solchen Lebensstellung einst in einer Gemeinde viel Gutes stiften zu können; aber seine Vorliebe für die Naturwissenschaften war so gross, dass er entschlossen war, neben der zunächst liegenden Berufsarbeit auch die naturkundlichen Studien und Beobachtungen fortzusetzen. So hat er denn in Halle jede Gelegenheit benützt, auch in dieser Richtung weiter zu kommen, seine reichen Naturaliensammlungen zu vermehren und mit hervor-

ragenden Gelehrten und Naturforschern in nähere Beziehung zu treten.

Heer bestand nach beendigten Studien mit Ehren die theologische Prüfung; aber seine stets etwas schwächliche Gesundheit liess die Übernahme einer Pfarrei, die ihm in seinem heimatlichen Kanton Glarus angeboten wurde, nicht ratsam erscheinen. Ein glückliches Geschick fügte es dann, dass er in Zürich bei einem reichen Privatmann, der eine sehr reichhaltige Naturaliensammlung besass, eine Stellung erhielt, die es ihm ermöglichte, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen und täglich zu vertiefen und zu erweitern. Und bald erfreute er sich bei seiner nie ermüdenden Arbeitslust und seinem bescheidenen und gediegenen Wesen eines solchen Rufes, dass er an der neu gegründeten Hochschule zu Zürich 1834 als Privatdozent und schon im folgenden Jahre als ausserordentlicher Professor der Botanik (Pflanzenkunde) und Entomologie (Lehre von den Insekten) Anstellung fand.

48 Jahre lang, bis 1882, hat O. Heer mit Auszeichnung an der Universität in Zürich und später auch am Polytechnikum als Lehrer gewirkt. Aber er hat daneben als Forscher und Schriftsteller noch grössere Leistungen erzielt. Mit besonderer Vorliebe suchte er aus Versteinerungen Aufschlüsse zu gewinnen über die Tier- und Pflanzenwelt längst vergangener Zeiten. Ein Zeugnis dafür bietet u. a. seine gelehrte Schrift über die Urwelt der Schweiz. Wiederholt hat er mit Erfolg Preisaufgaben ausländischer gelehrter Gesellschaften gelöst und wichtige Aufträge ausgeführt, die das Zutrauen in seine Gelehrsamkeit ihm zugezogen. Er war Ehrendoktor der Universitäten Basel und Wien, korrespondirendes Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris, München, Brüssel, Stockholm, Petersburg, Budapest, Ehrenmitglied der amerikanischen Akademien in Philadelphia, Boston und New-York, des Victoria-Instituts in London und einer grossen Zahl anderer in- und ausländischer naturforschenden und landwirtschaftlichen Gesellschaften. Wiederholt erhielt er Preise und Medaillen von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, von London, Stockholm u. s. w. Hohe Auszeichnungen wurden ihm zu teil vom König von Schweden, vom Grossherzog von Baden, vom König von Dänemark und von Portugal. Auf Spitzbergen existirt ein „Kap Heer“, an der Ostküste von Grönland ein „Kap Oswald Heer“, ihm zu Ehren so genannt.

Heer war von schwächlicher Konstitution und häufig von Krankheiten heimgesucht. Manchmal hielt er seine Vorlesungen vom Bett aus, indem die Studenten in einem anstossenden Zimmer

seiner Wohnung versammelt waren. Zur Herstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit machte er 1850/51 einen längeren Aufenthalt auf der Insel Madeira. Andere Reisen führten ihn nach Wien, Italien und England. Überall wusste er seine Kenntnisse zu bereichern und auch andern wertvolle Dienste zu leisten. Es ist ganz erstaunlich, wie viel ihm bei seinem Gesundheitszustand durch seine Ausdauer und Arbeitskraft gelungen ist. Seine Krankheit und andere Heimsuchungen, die auch ihm nicht erspart blieben, hat er mit grosser Geduld ertragen. Als seine Tochter einmal jammerte, dass er so viel zu leiden habe, erwiderte er tröstend und zurechtweisend: „Gott hat mir in meinem Leben so viel Gutes erwiesen, dass ich nicht klagen soll, wenn ich nun auch Schweres zu tragen habe.“ Durch seine naturwissenschaftlichen Studien ist er in seiner religiösen Weltanschauung überhaupt nicht gestört, sondern nur befestigt worden. Auch die Natur galt ihm als eine Offenbarung des himmlischen Vaters, oder wie schon ein alter Weiser gesagt, als ein Brief der Gottheit.

An der schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 nahm Heer noch regen Anteil. Dann aber brach seine Kraft rasch zusammen, und im September des nämlichen Jahres ereilte ihn der Tod. Sein Name aber wird noch lange in den weitesten Kreisen fortleben und überall, wo man die Wissenschaften ehrt, mit Hochachtung genannt werden.

52. Nikolaus Riggensch.

Wie ein heller Kopf mit Strebbarkeit und fester Willenskraft selbst unter schwierigen Verhältnissen es zu einem erfreulichen Ziele bringen kann, das zeigt uns der Erfinder des Zahnradsystems für Berg-Eisenbahnen, Nikolaus Riggensch aus Basel.

Derselbe wurde im Jahre 1817 zu Gebweiler im Elfaß geboren, wo sein Vater eine Rübenzuckerraffinerie betrieb, die ihm ein bedeutendes Vermögen verschaffte. Als aber mit der Niederlage Napoleons bei Waterloo die von diesem angeordnete Kontinental Sperre aufgehoben wurde, konnte der Rübenzucker die Konkurrenz mit dem aus den Kolonien wieder eingeführten Zucker nicht aushalten. Die Vorräte mußten mit großem Verluste veräußert und das Geschäft aufgegeben werden. Als nun noch der Vater, von Kummer und Sorgen schwer gebeugt, plötzlich starb, sah sich die Mutter, die bisher in glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, mit acht unerzogenen Kindern auf einmal in bedrängten Umständen.

Nikolaus, der älteste Sohn, kam nun in seine Vaterstadt Basel

zurück, wo er die Schulen besuchte, aber an den alten Sprachen wenig Freude fand. Er sollte dann in ein Tuchgeschäft als Lehrling eintreten; aber bald hieß es, daß er dafür zu ungeschickt sei. Auch in einer Bandfabrik, wo er die Handlung erlernen sollte, gefiel es ihm in der Schreibstube nicht recht; lieber trieb er sich in den Fabrikräumen herum, wo die vielen Maschinen ihn ungemein anzogen. Auf einmal stand es fest vor seiner Seele, er wolle Mechaniker werden. Die Mutter war damit freilich nicht einverstanden, und so mußte er, als er seinen Willen doch durchsetzen wollte, das Lehrgeld selber abverdienen und sich u. a. bequemen, jeden Tag die Werkstätte aufzuräumen und zu reinigen.

Nach beendigter Lehrzeit begab sich Riggerbach auf die Wanderschaft, meist zu Fuß und das Ränzlein auf dem Rücken, zunächst nach Lyon. Hier fand er Arbeit in einer Präzisionswerkstätte, wo er Gelegenheit hatte, sich in seinem Berufe zu vervollkommen, und wo er mit einem ebenfalls strebsamen und soliden jungen Landmann Freundschaft schloß, die für beide sich als sehr wohlthätig erwies. Dann aber wollte er Paris sehen, um noch mehr zu lernen. Glücklicherweise kam er auch da mit jungen Leuten zusammen, welche bestrebt waren, sich weiter zu bilden. Ihrer vier führten einen gemeinsamen Haushalt und förderten sich gegenseitig in gemeinschaftlichem Studium. Sie besuchten am Abend nach der Tagesarbeit öffentliche Vorlesungen, übten sich im Rechnen, Zeichnen und andern schriftlichen Arbeiten, ja sie nahmen bei einem Studenten der Ingenieurschule Privatunterricht in Mechanik, Physik und Mathematik und machten in kurzer Zeit schöne Fortschritte, weil sie wußten, was sie wollten, und solche Arbeit ihnen eine Freude war.

In Paris sah Riggerbach am Ende der dreißiger Jahre den ersten Eisenbahnzug. Der Anblick der Lokomotive machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er den Vorsatz faßte, sich dem Eisenbahnsache zu widmen, dem nach seiner Meinung eine große Zukunft in Aussicht stand. Bald bot sich Gelegenheit, diesem Ziele näher zu kommen. Er wurde mit zwei Pariserfreunden als Arbeiter für eine bedeutende Maschinenfabrik in Karlsruhe engagirt, und da hat Riggerbach eigenhändig die feineren Arbeiten für die erste Lokomotive ausgeführt, welche für Deutschland in Deutschland selber gebaut wurde. In der Folgezeit hat er dann sehr oft bei der Erstellung von Lokomotiven mitgeholfen, auch der ersten, welche für die Schweiz bestimmt waren.

Neben der Handarbeit wurde aber auch das weitere Studium nicht vernachlässigt. In Karlsruhe kam Riggerbach mit verschiedenen Professoren des Polytechnikums in Berührung, von denen er manche wertvolle Belehrungen erhielt. Auch machte er sich da noch an die Erlernung der englischen Sprache, deren Kenntniß ihm später sehr wohl zu statten kam. Mit Recht sagt er darum in den „Erinnerungen eines

alten Mechanikers“: Junge Leute, welche Gelegenheit haben, etwas zu lernen, sollten nie fragen: „Was kann mir das nützen?“ und am allerwenigsten denken, sie wüßten schon genug, vielmehr sollten sie jeden gebotenen Anlaß zu weiterer Ausbildung mit Freuden ergreifen; die Zeit wird nicht ausbleiben, da man die Früchte solcher Ausfaat einsammeln kann.

Mit einer kürzern Unterbrechung blieb Riggerbach über zehn Jahre in der erwähnten Fabrik in Karlsruhe tätig, und weil seine Leistungen in hohem Maße befriedigten, stieg er in der Achtung derer, die ihn näher kannten, und verbesserte sich auch seine Stellung. Er gelangte zu Wohlstand und gründete eine eigene Familie. Wie hatte sich die Lage des armen Handwerksburschen, der Mitte der dreißiger Jahre zu Fuß von Basel nach Lyon pilgerte, bis Ende der vierziger Jahre gehoben! Ja, bei ihm hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden; aber nur, weil auf dem gleichen Boden auch Fleiß und Strebsamkeit, Ausdauer und Pünktlichkeit und solides Wesen sorgfältigste Pflege fanden.

Oft hat ein guter Blick, ein glücklicher Gedanke in schwieriger Lage aus der Verlegenheit geholfen. Die Maschinenfabrik in Karlsruhe hatte eine vollständige Dampfheizung für ein Etablissement in der Nähe von Basel erstellt. Als sie da eingerichtet war, versagte sie ihren Dienst. Man konnte heizen, so viel man wollte, die Lokalitäten blieben kalt. Riggerbach, obgleich er sich nicht speziell mit diesem Zweige befaßte, wurde ersucht, an Ort und Stelle den Gründen der fatalen Erscheinung nachzuforschen. Er untersuchte eines Nachmittags die ganze Einrichtung, ohne den Fehler zu entdecken. Des Nachts konnte er nicht schlafen und brütete an seiner Aufgabe hin und her. Plötzlich kam ihm der Gedanke, ob es nicht helfen könnte, wenn man dem Dampf die umgekehrte Richtung gäbe. Er weckte den Arbeiter, der ihm beigegeben war, und machte sich noch in der Nacht ans Werk. Und es gelang. Als der Eigentümer des Etablissements am Morgen in die Arbeitslokale kam, fand er die Räumlichkeiten schon nach Wunsch erwärmt.

Ein ander Mal, in etwas späterer Zeit, handelte es sich um eine Probefahrt auf der neu begonnenen Bahnstrecke von Basel nach Liestal. Verschiedene Einladungen waren ergangen, und schon nahte der Zeitpunkt der Abfahrt, als man die Entdeckung machte, daß die Lokomotiven beschädigt seien. In der größten Verlegenheit gestattete man dem anwesenden Riggerbach eine Untersuchung, und siehe da! er brauchte nur an einer der Lokomotiven einen Hahn zu drehen und brachte dann selber als Lokomotivführer den Eisenbahnzug ans richtige Ziel.

Von Karlsruhe weg siedelte unser Mechaniker im Anfang der fünfziger Jahre nach Basel über und dann nach Olten. Der bedeutende Ruf, den er sich als Maschinentechniker erworben hatte, war der Grund, warum er bei der schweizerischen Zentralbahn als Chef der Maschinen-

werkstätte Anstellung fand. In dieser Stellung arbeitete er zuerst in seiner Vaterstadt und hernach in Olten, wo bald in der Hauptwerkstätte unter seiner Oberleitung mehrere hundert Arbeiter Beschäftigung fanden. Man beschränkte sich da nicht auf die vielen nötigen Reparaturen; man erstellte u. a. große eiserne Brücken, dann auch neue Lokomotiven, und mancher Verbesserung wurde da Eingang verschafft. Zum Interessantesten gehörte die Erfindung des sogenannten Zahnradsystems zur Überwindung sehr bedeutender Steigungen für Eisenbahnen im Gebirge. Die Erfahrungen, welche Riggerbach beim Betrieb der Bahn nach dem Hauenstein gemacht, brachten ihn auf diesen Gedanken. Aber als er selbst von der Möglichkeit der Erstellung einer Eisenbahn auf den Rigi redete, schüttelten viele und selbst gebildete Leute ungläubig den Kopf, und sogar gute Freunde meinten, es sei bei ihm nicht mehr ganz richtig im Oberstübchen. Bis erst das erforderliche Kapital zur Ausführung des großartigen Planes beisammen war, bedurfte es einer außerordentlichen Tatkraft und Ausdauer. Aber Beharrlichkeit führte zum Ziel, und seit Mai 1871 ist die Bergbahn von Witznau auf den Rigi in sicherem Betrieb.

Riggerbach hatte zunächst in Familienangelegenheiten von Olten aus eine Reise nach Amerika gemacht und dabei manche weitere Kenntnisse gesammelt. Als Erfinder des Bergbahnsystems kam er später nicht nur in verschiedene europäische Länder, sondern, schon in vorgerückteren Jahren, auch nach Indien und nach Algier, so daß er vier Erdteile aus eigener Anschauung kennen lernte. Seine Beschreibung dieser Reisen bietet eine Fülle interessanter und lehrreichen Stoffes. Wißbegierige Jünglinge finden eine Menge von Anregungen und Belehrungen in der schon erwähnten kleineren Schrift: „Erinnerungen eines alten Mechanikers“.

53. Charakterzüge und Anekdoten.

1. Das Schwerste und das Leichteste. Auf die Frage, was am schwersten und was am leichtesten sei, antwortete ein Weltweiser: „Am schwersten ist es, sich selber recht zu erkennen, am leichtesten, andere zu tadeln.“

2. Die wahren Güter. Der griechische Weise Antisthenes pflegte oft zu sagen: „Man sollte sich vor allem solche Güter erwerben, die, wenn wir Schiffbruch leiden, mit uns ans Land schwimmen.“

3. Viele Feinde. Auf die Nachricht von der unzählbaren Menge der Feinde erwiderte ein Spartaner: „Desto größer wird unser Ruhm sein.“ — Ein anderer sagte: „Wir brauchen nicht zu wissen, wie groß ihre Anzahl, sondern nur, wo wir sie treffen können.“

4. Kurze Antwort. „Liefere die Waffen aus!“ schrieb der mächtige Perserkönig Xerxes dem spartanischen Anführer Leonidas. „Komm und hole sie!“ war die Antwort.

5. Wissen und Tun. In Athen kam ein hochbetagter Mann in das Theater, um die Spiele mitanzusehen. Er konnte aber bei schon gefülltem Hause unter seinen Mitbürgern keinen Platz mehr finden. Zufällig waren spartanische Gesandte anwesend, denen man besondere Sitze angewiesen hatte. Sobald er sich ihnen näherte, erhoben sie sich sämtlich und ließen den Greis in ihrer Mitte niedersitzen. Da brach die ganze Versammlung in laute Beifallsbezeugungen aus. Einer der Anwesenden aber sagte: „Die Athener wissen wohl, was recht und schön ist; die Spartaner tun es.“

6. Der hungrige Araber. Ein Araber hatte sich in der Wüste verirrt. Zwei Tage hatte er nichts mehr zu essen und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben. Endlich fand er auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack und war schon voller Freude, indem er hoffte, Datteln gefunden zu haben. Als er ihn aber öffnete, rief er voll Traurigkeit aus: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

7. Genügsamkeit. Zu Marcus Curius kamen einst Gesandte der Samniter. Sie trafen ihn, wie er auf einer hölzernen Bank saß und aus einem hölzernen Geschirre aß. Darüber erstaunten sie. Aber ihr Erstaunen mehrte sich, als er ihre kostbaren Geschenke zurückwies und also zu ihnen sprach: „Saget den Samnitem, daß Marcus Curius lieber über Reiche regiert, als selbst reich sein mag. Nehmet die überflüssigen Geschenke wieder weg und lernet, daß man mich eben so wenig mit Gold bestechen, als in der Schlacht besiegen kann.“

8. Strenge Rechlichkeit. Rutilius Rufus wurde von einem seiner Freunde um eine Gefälligkeit ersucht, die mit der Amtstreue des tugendhaften Römers unvereinbar war. Er schlug daher das Gesuch ab. Da rief der Freund unwillig aus: „Was hilft mir deine Freundschaft, wenn du mir meine Bitte nicht gewährst?“ Rutilius antwortete: „Was hilft mir die deinige, wenn ich um deinetwillen wider Pflicht und Gewissen handeln soll?“

9. Geistesgegenwart. Jakob Brown, der Sohn eines englischen Pächters, wurde von seinem Vater oft allein nach der Stadt geschickt, um Einkäufe zu machen. Als er so eines Tages auf dem Wege war, kam ein Räuber zu Pferd auf ihn zugesprengt und forderte von ihm unter Drohungen die Geldbörse. Der zwölfjährige Knabe erschrak und schrie um Erbarmen; der Räuber gebot ihm Stille und drohte ihm mit dem Mordgewehr. Da nimmt der Knabe aus der Tasche eine Hand voll Geld und wirft es ins Gebüsch mit den Worten: „Da nimm es!“ Geblendet von der Menge des Geldes, stieg der Räuber vom Pferd, ließ es auf dem Wege stehen und schritt ins Gebüsch,

das zerstreute Geld zu sammeln. Jakob aber schwang sich im Nu aufs Pferd und ritt nach Hause.

10. So geht's dem Neugierigen. Heinrich IV., König von Frankreich, veranstaltete auffallende militärische Rüstungen, und niemand wußte, gegen wen. Vergebens zerbrach man sich die Köpfe mit allerlei Vermutungen. Da wagte es einer von den neugierigen Hofleuten, ihn geradezu zu fragen, als er mit ihm allein war. „Können Sie schweigen?“ fragte der König. — „O gewiß, Ew. Majestät!“ — „Ich auch!“ sagte der Monarch und ließ ihn stehen.

11. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler. Gegen den letzten König von Polen entstand eine Empörung. Einer der Rebellen und zwar ein polnischer Fürst vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20 000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem Könige selber zu schreiben, um ihn zu kränken oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller.“

12. Der Sternseher. Während eines Feldzuges stand einmal ein Soldat in einer hellen Sommernacht Schildwache. Zum Zeitvertreib betrachtete er die benachbarten Häuser und Gebäude und unter andern auch einen runden Turm, auf welchem mehrere Personen herumstanden, die zum Himmel hinauffschauten. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein langes Fernrohr heraus und richtet dasselbe nach einem Sternchen in die Höhe. Der Soldat dachte: Was will denn der da oben mit seinem Blasrohr? Nachdem er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugehört hatte, sagte er zu sich selbst: „Der zielt aber lange.“ Endlich schoß ein Stern, wie man zu sagen pflegt, und der Soldat geriet in Erstaunen und Bewunderung. „Alle Welt!“ sagte er überlaut, „der kann's!“ Er meinte nämlich, der Astronom habe den Stern vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Vogel vom Zweige herab schießt.

II. Abschnitt: Beschreibungen und Vergleichen.

54. Der Igel.

Der Körper des Igels ist unten mit Haaren, oben mit langen, schwarz und weiss geringelten Stacheln besetzt, und ist etwa 30 cm lang. Die Beine sind sehr kurz, aber kräftig; die Füße haben fünf feine Zehen mit langen, stark gekrümmten Krallen. Der Igel bewohnt die gemässigten Gegenden Europas und Asiens. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Getreidefeldern, in Gärten unter Hecken und Zäunen, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck, noch an Nahrung gebricht. Am Tage hält er sich daselbst unter Laub oder dichtem Gesträuch verborgen, und erst des Nachts geht er auf Nahrung aus. Diese besteht in Insekten und Würmern, Fröschen, Mäusen, Maulwürfen und Vögeln, aber auch in Wurzeln und Obst. Den Winter verbringt er in einer weich ausgepolsterten Höhlung, und während der Kälte schläft er. Der Igel ist ein scheues, sanftes Tier, das vor seinen Feinden flieht und sich zu verstecken sucht. Wird er aber überrascht und kann er nicht entkommen, so kugelt er sich zusammen; dann können Hunde und Füchse ihm nichts anhaben. Junge Igel lassen sich leicht zähmen und können in Häusern, Scheunen und Ställen zur Vertilgung der Mäuse gehalten werden. Der Igel ist ein nützliches Tier und verdient alle Schonung.

Gedankengang: 1. Aussehen. 2. Aufenthalt. 3. Nahrung. 4. Lebensweise. 5. Nutzen.

55. Die gemeine Fledermaus.

Gegen wenige Tiere ist der Mensch so ungerecht gewesen, wie gegen dieses Mittelding zwischen Säugetier und Vogel. Wie verabscheut ist überall die sogenannte Speckmaus, und wie schreit man, wenn sich eine bei ihrem Fluge nach dem Licht in ein Zimmer verirrt! Und hie und da wird sie grausamer Weise sogar mit ausgebreiteten Flügeln festgenagelt. Und doch ist der Vorwurf, dass sie den Speck benage, wahrscheinlich ganz unbegründet; denn noch niemand hat sie Speck fressen sehen, und wenn es wäre, so könnte man sich ja gegen keinen Speckfeind leichter schützen. — Dagegen verzehrt die Fledermaus zahllose Insekten: Maikäfer, Nachtschmetterlinge, Mücken, Fliegen, welche sie im Fluge mit offenem Rachen erhascht. Die Natur

hat ihr einen so ausserordentlichen Appetit verliehen, dass sie täglich mehr frisst, als ihr eigenes Gewicht beträgt.

Sie fliegt indessen nur gegen Abend und in der Nacht umher; den Tag verschläft sie in einem Schlupfwinkel. Die Dunkelheit hindert sie aber nicht im geringsten an ihrem Geschäft; denn ihr Auge ist ohnehin blöde; dafür ist sie aber mit einer Feinheit des Gefühls begabt, welche uns in Erstaunen setzt. Auch blinde Fledermäuse fliegen ungehindert umher und vermeiden alle festen Körper, selbst dünne Fäden, bloss durch ihr Gefühl. Überdies sind sie sehr geschickt im Umwenden, so dass sie im Augenblick, wann sie durch das Anprallen der Luft merken, es stehe ihnen etwas im Wege, eine andere Richtung einschlagen können. — Eben so scharf muss ihr Gehör sein; denn sobald eine Mücke summt, auch in grosser Entfernung, so reckt sie die Ohren in die Höhe. — Merkwürdig sind auch ihre Flugwerkzeuge. Es sind nicht eigentliche Flügel, sondern eine zwischen den Vorder- und Hinterbeinen und zwischen den auffallend verlängerten Zehen der Vorderfüsse ausgespannte Haut. Diese Fächer versteht die Fledermaus so schnell und kräftig zu bewegen, dass sie, wenn auch schwankend, doch hurtiger fliegt als die meisten Vögel. Ihr Körper ist mit grauen Haaren bewachsen, aber zugleich etwas fettig, damit Regen und Tau sie nicht im Fluge hindern.

Am liebsten fliegt sie an warmen Abenden und zwar an solchen Orten umher, wo sich viele Insekten aufhalten, und bei gutem Fange nimmt sie in einer Art von Backentaschen noch einen Vorrat mit nach Hause. Die Jungen werden von der Mutter oft mit herumgetragen, selbst wenn sie schon ziemlich herangewachsen sind, und sie halten sich dann mit ihren hakigen Daumen fest. Auf der Erde rutschen sie ebenfalls mit Hilfe dieses Daumens, scheinbar sehr ungeschickt, aber doch ziemlich schnell. Im Winter, wann es an Insekten fehlt, erstarrt die Fledermaus und hängt sich dann vermittelt ihrer Hinterzehen, also verkehrt an einem vor Frost geschützten Ort (Schornstein, Keller u. dgl.) auf. Nur unverständige Leute wenden diese Gelegenheit an, die hässlichen, aber doch nützlichen Tiere zu töten. Auch die grössern ausländischen Fledermäuse, sogar die blut-saugenden Vampire, sind nicht so schlimm als ihr Ruf.

56. Der Maulwurf.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen

unter der Erde nachgeht. — Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet. Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missetäter!

Wahr ist es und nicht zu leugnen, dass er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, dass durch die herausgestossenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleissigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, dass der Maulwurf die Wurzeln abfrisst? Wer kann's behaupten? — Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich tut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub lange nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus.“ — Seht doch, wie man sich irren kann.

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frisst die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frisst die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, dass der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muss er's getan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohltat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt“, werdet ihr sagen, „einer, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“ —

Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Schermauser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könntet zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüssigen oder Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiss eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frisst.

„Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut.“ Denn, was er frisst, muss er im Magen haben; und was er im Magen hat, muss er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus? — Wenn ihr also den Maulwurf recht fleissig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so tut ihr euch selbst den grössten Schaden und den Engerlingen den grössten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühling kommt alsdann der Maikäfer, frisst euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn. — So sieht's aus.

57. Der Kuckuck.

Der Kuckuck ist ein Klettervogel, den jedermann mehr dem Geschrei als der Gestalt und Farbe nach kennt; denn er ist scheu und lässt sich selten sehen. Im Frühling lässt er, besonders in der Morgen- und Abenddämmerung, seinen Ruf oft hundertmal hinter einander erschallen; zwischendurch lässt er auch andere Töne hören. Seine Farbe ist aschgrau, der Bauch weiss mit schwarzen Bändern, der schwarze Schwanz weiss getupft. An Grösse kommt er einer Taube nahe; aber sein Schnabel ist weit krummer und dünner. — Er ist ein Zugvogel, der sich in der Mitte des April zuerst bei uns hören lässt und im Herbstmonat wieder in wärmere Länder, z. B. nach Ägypten, übersiedelt.

— Seine liebste Nahrung sind Raupen und zwar ohne Unterschied. Von dem häufigen Genuße der Bärenraupen wird die innere Wand seines Magens wie mit einem Pelze überzogen, ohne dass ihm dies die geringste Entzündung verursacht. Ausser Raupen frisst er auch alle Arten Käfer und Schmetterlinge; die härteren, unverdaulichen Teile davon wirft er in Ballen wieder aus, so wie die Raubvögel die Federn. Da er ein gewaltiger Fresser ist, so wäre seine Vermehrung für alle Gewächse, die von den Insekten zu leiden haben, sehr wünschenswert. Allein das hindert schon seine eigene Unverträglichkeit; denn jedes Pärchen will sein eigenes Revier behaupten. Lässt sich ein anderer Kuckuck in der Nähe hören, so treibt der Brotneid den einheimischen herbei, und die Jäger benutzen dies bisweilen, um ihn zu schießen, was freilich nicht zu loben ist, da er im Leben sehr viel, im Tode gar nichts nützt.

Das Merkwürdigste bei diesem Vogel ist die Ausbrütung seiner Jungen. Denn diese besorgt nicht er selbst, sondern andere, kleinere Vögel, z. B. Grasmücken, Bachstelzen, zuweilen sogar Lerchen und Zaunkönige. Dieser grosse Vogel legt nämlich Eier von der Grösse eines Sperlingseies, so dass die kleinen Vögel den Unterschied anfangs wenig merken. Sind aber die Eier ausgebrütet, so wächst der junge Kuckuck viel schneller als die kleinen Grasmücken oder Bachstelzen und drückt dieselben entweder aus dem Nest oder frisst ihnen alle Nahrung weg, so dass selten eines der Stiefgeschwister aufkommt. Nichtsdestoweniger pflegen ihn die Alten mit der zärtlichsten Liebe; ja man behauptet, dass andere Vögel sie noch bei der Fütterung des fremden Kindes unterstützen. — Wahrscheinlich legt das Kuckucksweibchen sein Ei nicht unmittelbar in das fremde Nest, sondern trägt es in dem Schnabel dahin. Auch kommt immer nur ein Ei in ein fremdes Nest; denn es vergehen wohl acht Tage, bis das Weibchen ein zweites Ei legt. Darum kann auch der Kuckuck seine Eier nicht selbst ausbrüten; das erste würde verderben, bis das letzte hinzukäme. Eine falsche Meinung ist es, dass der Kuckuck Eier und junge Vögel verzehre. Sein Ruf ist, wie es oft in der Welt vorkommt, schlimmer als seine Taten.

58. Die Nachtigall.

Die Nachtigall ist kein schöner Vogel, etwas grösser als ein Sperling und von brauner Farbe, nährt sich im Freien von Insekten und Würmern und wird im Käfig mit magerem Fleische, mit Mehlwürmern und Ameiseneiern gefüttert. Sie hat zwar kein

schönes Kleid an; aber an Schönheit des Gesanges übertrifft sie alle Vögel. Kein Vogel hat in seiner Stimme eine solche Kraft und Stärke und in seinem Gesange so viel anmutigen Wechsel wie die Nachtigall. Sie kann einen Ton erstaunlich lang aushalten, ihn allmählig anschwellen und zuletzt wieder dahinsterben lassen. Bald ist ihr Gesang eine rührende Klage, bald ein triumphirendes Geschmetter; bald bringt sie hohe, bald tiefe Töne hervor und erfreut jedes empfindsame Herz, das ihr zuhört. Sie lässt nicht nur am Tage ihr Lied ertönen, auch bei Nacht singt sie; namentlich bei ihrer Zurückkunft aus wärmern Ländern lässt sie sich die ganze Nacht hindurch hören. Im August zieht sie wieder fort. Vogelliebhaber bezahlen viel Geld, wenn sie eine Nachtigall bekommen können; daher werden sie nicht selten weggefangen.

Gedankengang: 1. Aussehen. 2. Gesang. 3. Lebensweise (Wanderung). 4. Wert.

59. Der Specht.

Tief im Walde wohnt der Holzhauer und Zimmermann der Vögel, der Specht. Vier Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben: Schwarzspecht, Grünspecht, Buntspecht und Grauspecht. Sie alle haben einen langen, geraden, kegelförmigen, kantigen, sehr harten Schnabel und eine lange, wurmförmige Zunge, die am Ende hornartig und mit Widerhaken besetzt ist. Der Schwanz ist steif und hart und dient ihnen als Stütze beim Klettern und Hacken. Eigentümlich sind auch die Füße gebaut. Sie sind kurz und sehr stark, haben vier Zehen, die paarweise, nämlich zwei nach vorn und zwei nach hinten, stehen, und mit grossen, scharfen Krallen bewaffnet sind. Mittelst derselben kann der Specht sich an Baumstämme senkrecht anklammern und an denselben umherklettern.

Der Specht ist ein höchst merkwürdiger Vogel. Ruckweise klettert er am Baume gerade auf, seitwärts, in Kreisen und in Schraubenlinien. Dabei pickt er mit seinem Schnabel Löcher in die Rinde und zieht die Käfermaden hervor, die hier manchmal zu Hunderten wohnen und den Baum bald zernagen würden. So kommt der Specht dem Obstgärtner und dem Förster zu Hilfe. Zuweilen hält er mit dem Hämmern inne und läuft schnell auf die andere Seite des Stammes, um die Würmer zu ergreifen, die sich hier geflüchtet haben.

Viele von den Löchern, welche der Specht in die Bäume schlägt, werden von andern kleinen Vögeln aufgesucht. Meisen,

Stare, Blauspechte und andere bauen darin ihre Nester. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Doch vergisst er auch nicht, für sich selbst zu sorgen. Im Frühjahr sucht er einen geeigneten Baum und hackt ein tiefes Loch schräg hinein. Auf den feinen Holzspänen oder dem Wurmehl legt das Weibchen schöne, weisse Eier und brütet die Jungen aus. Aber jede Höhle wird nur einmal benutzt; denn der Specht führt eine herumschweifende Lebensweise. Und so baut er mehr für andere Vögel als für sich selbst.

Gedankengang: 1. Körperbau. 2. Lebensweise. 3. Der Specht ein Zimmermann.

60. Das Vogelkonzert im Bergwald.

Schon ehe die rosigen Morgenwölkchen das Nahen der Sonne verkünden, ja oft ehe noch im Osten nur ein lichter Hauch ihre Geburtsstätte anzeigt, wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt von einer alten, hohen Tanne ein leises Kollern; dann folgen einige schnalzende, klappende Töne, die immer schneller hervorsprudeln, — dann der Hauptschlag und endlich ein langer Faden wetzender Zischtöne. Der Urhahn falzt. Mit verdrehten Augen, hängenden Flügeln und radförmig ausgebreitetem Schwanz tanzt und trippelt er auf seinem Aste herum; unter ihm ruhen friedlich die Hennen im Gebüsch und sehen andächtig den närrischen Kapriolen des hohen Gemahls zu. Nicht lange treibt er sein Wesen allein. Die Ringamseln der obersten Wälder, die unruhigsten aller Vögel, die schon wenige Stunden nach Mitternacht vereinzelt die Kehlen stimmten, fangen überall an, laut zu werden; ebenso etliche Rohrsänger im nahen Ried werden um so eifriger, als die Sonne jetzt naht. Da erwacht auch die Amsel, schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpfht höher hinauf am Ahornbaum. Sie wundert sich fast, dass der Tag schon der Dämmerung Herr wird und der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Bäume hin, hinüber an die andere Bergwand und hinunter ins Tal, über dessen Bachader ein paar dünne Nebelstreifen sich hingelegt haben. Dann flötet sie mit Macht und Feuer ihre metallreichen, herrlichen Strophen, bald in munterem Humor, bald in tiefen, klagenden Lauten. Rasch erwacht nun im ganzen Revier das Leben der Tiere. Zuerst nach der Amsel hören wir häufig den eintönigen Lockruf des Kuckucks durch alle Wälder. Dünne, bläuliche Rauchsäulen erheben sich fern in der Tiefe aus den Kaminen der Dörfer;

von den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt; alle Vögel erheben sich aus ihren dunklen Büschen, von der Erde, aus den Felsen; alles eilt in die Höhe hinauf, den Tag und die Sonne zu sehen und die gute Mutter Natur zu loben, die ihnen wieder das freudige Licht gesandt hat.

Wie manches kleine, arme Vöglein lebt fröhlich auf und hat eine bange und angstvolle Nacht hinter sich! Es sass auf seinem Zweige, den Kopf ins kuglige Gefieder gedrückt, als im Sternenscheine ein Waldkauz mit leisem Fluge durch die Bäume flog und sich eine Beute wählte. Der Steinmarder kam vom Tale her, das Hermelin aus den Felsen, der Edelmarder herunter aus seinem Eichhornnest; durch die Büsche war der Fuchs gegangen; alle hatte es gesehen. In der Luft, auf dem Baum, auf dem Boden hatte das Verderben gelauscht viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte es gesessen und sich nicht zu regen gewagt, und ein paar junge Buchenblätter hatten es geschützt und versteckt. Wie hüpfte es jetzt hervor und lobt die Sicherheit des Lebens und den Schutz des Lichtes! In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, in hellen Strophen das Rotkehlchen von dem Wipfel des Lärchenbaums, der Weidenzeisig im Erlenbusch, Ammer und Braunelle im Unterholz des Vorwaldes. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tann- und Blaumeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, pipst das Goldhähnchen, ruckst die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt des Mistlers kräftige Stimme, die melodischere Weise der Baumlerche und das unnachahmbare Lied der Singdrossel. Welch ein Morgenkonzert in den grünen Hallen! Ist es nicht tief empfunden, was ein altes Volkslied sagt:

Wer ist euer Koch und Keller,
Dass ihr so wohlgenut!
Ihr trinkt kein Muskateller
Und habt so freudig's Blut.
Wohin geht dieses Dichten,
Du edles Federspiel,
Als dass wir uns auch richten
Nach unserm End und Ziel?

In eine Weise und mit einem Ausdruck ist es nicht zusammenzufassen, dieses unendliche Waldkonzert. Es wechselt nicht nur jeden Augenblick, sondern fast alle Schritte weit ist es ein anderes. Bald überwiegt das Gezippe der Kohlmeisen, das Geplapper der Stare; bald tönt der Finkenschlag vor, bald der Drosselgesang; bald hört man nur das Gehämmer der Spechte und ihren rollenden Lockruf oder das Gerätsch der Häher. Dann schweigt plötzlich alles, — nur hoch in den Lüften schreit der Tauben-

habicht sein hungriges, heiseres „gia, gia!“ und im Augenblick sitzen die Sänger im tiefen Laube und ducken sich nieder ins Gezweig.

Der Morgen vergeht in Gesang und Flucht, Insekten-, Beeren- und Samenjagd und fröhlichem Herumtummeln; der hohe Mittag ist die stillste Waldzeit. Nur wenige unermüdliche Sänger und die kleinen, die nichts Ordentliches können, die ewigen Chorusmacher der echten Singvögel, sind durch die Wälder hin zu hören. Erst gegen den Abend erwacht der Sangerchor partienweise wieder zu neuem Leben, aber nicht mit der Frische und Fülle der Morgengesange. Das Vorgeföhl der Nacht wirkt ganz anders als das des Tages. Die Nacht wird nicht gefeiert; der Abendgesang gilt der scheidenden Sonne, den glühenden Bergen, der warmen, lebensduftigen Landschaft. Einer nach dem andern geht zur Ruhe; am längsten bleibt die wach, die am Morgen die erste Sängerin war, und noch lange, nachdem die Sonne schon gesunken ist und das Licht des Tages mit dem Schatten der Nacht den immer schwächern Dammerungskampf ringt, klingen ihre tiefen Klagetöne einzeln, abgebrochen durch die Tannen und gehen nicht selten in ein hässliches, dämonisches Krächzen und Kreischen über, dem etwa ein verlorner, verspäteter Kuckucksruf oder Rohrvogelschlag noch allein zu antworten scheint, bis fern in den Felsenschluchten oder in den Finsternissen des alten, unbetretenen Hochwaldes eine alte Ohreule ihr „pue!“ anstimmt, dem mit langgezogenem „ho, ho!“ und allen jauchzenden, lachenden, wimmernden, schnarrenden, spottenden Tönen die benachbarten Eulen und Kauze in ergreifendem, geisterhaftem Chorus respondiren. Wie so ganz anders ist immer der Abend als der Morgen in der Welt des Gebirges, im Tierleben wie in der Menschenseele! Wenn wir morgens überall Lebenslust, Hoffnung, Vertrauen in den leisen Zügen des Naturlebens wiederfinden — abends geht ein anderer Geist durch das grosse Gotteshaus, ein Geist des wohligen Behagens und des heimlichen Bangens, der Ruhe und der Ahnung zugleich.

61. Der Borkenkäfer.

Unter allen Kafeln gibt es keinen, der als Baumverderber beruchtigter wäre als der Buchdrucker oder der Borkenkäfer. Er hat etwa die GröÖe eines Weizenforns, ist walzenförmig gestaltet, mit ziemlich langen Haaren bekleidet und glänzend dunkelbraun. Dieser Käfer hält sich unter der Rinde oder Borke der Fichte auf, nährt sich von den Bastfachichten derselben und gräbt darin viele Gänge, die wie groÖe

Buchstaben aussehn. Daher hat er den Namen Buchdrucker erhalten. Aber nicht der geflügelte Käfer, sondern die Engerlinge zernagen die saftreichen Bastzellen. In der Regel fallen diese Käfer nur solche Bäume an, welche kränkeln; denn in völlig gesunden werden sie durch den stark zufließenden Saft erstickt. Aber wenn sie sich über die Maßn vermehren, so greifen sie auch gesunde Stämme an, und zuletzt fallen diese dem Feinde zur Beute. Oft werden ganze Waldstrecken von mehreren hunderttausend Stämmen durch den Borkenkäfer zerstört. Sein unverzöhnlicher Feind ist der Schwarzspecht.

62. Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommeneren Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommeneren; denn der größte Teil davon ist leicht geflügelt wie die Vögel. Überhaupt sind die Insekten auch in vielen anderen Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und Umgestaltung finden, wodurch ein und dasselbe Tier zu einem ganz andern wird. Erst ist es zum Beispiel eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der vom Kot lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbkleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie dann lange als tot, und die Raupe ist auch wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein; da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner, bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Kot mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen Zunge allenfalls bloß die Tauropflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrat lebten; doch können sich auch manche Insekten, zum Beispiel die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben bis an das Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

63. Die Birke.

Wie angenehm ist doch eine Wanderung bei heiterm Himmel und ein wenig Wind durch einen Eichen- und Birkenwald! Der helle Sonnenschein, der vor meinem Eintritte in den Wald auf der Wiese zu meinen Füßen ausgebreitet lag, er lagert nun auf den hohen Kronen der Bäume, und ich werde sein nicht mehr gewahr. Kühler, dunkler Schatten umgibt mich in unabsehbarer Weite, und über meinem Haupte rauscht es überall und ohne Unterlaß in den beweglichen Blättern. Aber regungslos und fest stehen die Stämme der Eichen gesellig neben einander. Weit hin hat jede die kräftig geschwollenen Äste ausgebreitet, und auch diese gewaltigen Arme bleiben regungslos ausgestreckt, als kümmern sie nicht das rauschende Spiel ihrer flatternden Blätter. Es muß schon manches Jahrhundert in diesem Götterhaine der alten Deutschen gerauscht haben; denn mit dunklem Moose haben sich die Zweige bedeckt; selbst in die tiefen Risse der Stämme hat es sich eingeknistet. —

Vor Zeiten saßen in dem heiligen Dunkel eines solchen Eichenwaldes die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem prophetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweihten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn sie die tapferen Männer in die blutige Schlacht führen sollten. Ein Kranz von Eichenlaub krönte den Helden, wenn er siegreich aus der Schlacht wieder heimwärts zog; und wollten unsere riesigen Väter über Krieg und Frieden sich beraten, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier Wänden eines engen Hauses, sondern kamen in dem unabsehbaren Säulensaale eines Eichenwaldes zusammen, und ein kräftiger Lanzenschlag an den großen Schild, den jeglicher bei sich trug, war das Ja und die Antwort auf die Rede ihres Führers. Schon lange ist dieses Geschlecht aus den Wäldern geschwunden; aber noch heute, wie sonst, hebt mit kräftigem Wuchs die Eiche ihr Haupt frei in die Höhe, daß es dem Wanderer ist, als wandle er durch eine Versammlung von ehrwürdigen Männern hindurch, die beharrlich den Anfang eines Jahrhunderts sechsmal begrüßten, ohne daß ihr Haupt von der Last des Alters sich senkte.

Doch dort wiegen und biegen ja Bäume ihren ganzen, schwanken Wuchs! Jungfräulich sind sie in die Höhe geschossen, von unten bis oben weiß gekleidet. Ist es nicht, als ob der ganze Wald in Bewegung wäre und einen Festzug zu halten gedächte? Einer neigt sich vor, ein anderer wiegt sich zurück. Hier stecken zwei die Köpfe zu-

sammen, und rasch folgt ein dritter noch nach. Dort drehet einer das Haupt im Kreise von einem Nachbar zum andern, jetzt wendet er's dem einen wieder zu, als hätt' er vergessen, ihm noch etwas zu sagen. Überall wird geflüstert und gelispelt, als würde geheimnisvoll etwas beraten. — Das ist nicht mehr der mannhafte Eichwald, das ist ein vom Winde bewegter junger Birkenwald. Schlank ist hier der Wuchs jedes Baumes. Die Zweige starren nicht kühn in die Luft nach vorwärts, sondern hängen gelassen abwärts herab. Vom Winde bewegt, flattern die schwanken Ruten in welligen Bewegungen wie Bänder an einem Mastbaume, umschwärmt von ihren Blättern, die, verzauberten Schmetterlingen gleich, allen Bewegungen der Ruten nachfolgen.

Der dunkle Schatten ist hier lichter geworden, und da, wo der Baum einzeln steht, sieht er seine Gestalt auf den weißen Sand des Bodens gezeichnet. Schön gerundet ist der junge Stamm, ohne Knorren und Risse, auch vom Moose noch frei die glatte, glänzendweiße Rinde. Nicht und lustig ist die zahlreich verzweigte Krone; dünn und biegsam sind die herabhängenden Zweige, braun von Farbe und mit weißen Harzdrüsen besetzt, Tag und Nacht in beständiger Bewegung. Die Blätter sind dreieckig, am Rande fein gesägt und glatt auf beiden Flächen, nicht zernagt von Raupen oder Käfern, die sie durch ihre Bitterkeit und Härte abzuwehren wissen, und so steht der Baum schmuck und zierlich, einer Jungfrau gleich, da.

Von der Wurzel bis zum Gipfel ist nichts an ihm, was nicht vielfach benutzt würde; ja, der Mensch hat diesen Baum in seine Freuden- und Leidenstage mit hineingezogen. Zwar haben die Söhne der Schlachten es verschmäheth, seine Zweige als Siegeszeichen zu tragen; aber um Pfingsten, wenn der Frühling seinen Triumphzug über den Winter hält, schmückt die häusliche Jungfrau die Stube mit den Maien des Baumes, nachdem sie zuvor die Fenster gepußt und das Haus mit Besen von Birkenreisern gefehrt hat. Und soll zu Mittag in der geschmückten Stube dem Frühling zu Ehren ein fröhliches Festmahl gehalten werden, nun so kann die Birke auch Wein auf die Tafel liefern, der, wie Champagner perlend und schäumend, die Gläser der Gäste füllt, wenn sie rechts und links mit dem Nachbar anstoßen. Auch wird die Köchin nicht vergessen, Speisen zu bringen, die gesüßt sind mit Zucker von der Birke. Beides, den Wein wie den Zucker, spendet der Baum in seinem Saft, noch ehe der Frühling kommt, damit beides zur Festfeier nicht fehle. Bohrt man zur Zeit, wo der türkische Winter durch Nachfröste noch zu schaden versucht, ein zwei Zoll tiefes Loch in den Stamm des Baumes und steckt in dasselbe eine Röhre, so fließt der Saft in untergesetzte Gefäße und läßt sich in Wein und zuckerhaltigen Sirup verwandeln. Frisch getrunken kann er sogar als Arznei gebraucht werden, und ist einer der Festgenossen durch ihn ge-

nesen, so vergißt er gewiß nicht, die Heilkraft des Baumes allen Gästen laut zu rühmen, während ein anderer den Wohlgeruch preiset, den der aus seinen Blüten bereitete Balsam im ganzen Saale verbreitet hat.

In Ländern, welche weit nach Norden liegen, z. B. im nördlichen Rußland, ist die Birke fast der einzige Waldbaum, welcher Laub trägt, und obgleich daselbst der Winter sechs Monate lang das Wasser der Flüsse nicht gefrieren läßt, so ist doch hier die eigentliche Heimat dieses jungfräulichen Baumes; denn hier bildet er in verschiedenen Arten die größten Wälder. Winter und Sommer überhäuft er mit Wohlthaten die Völker jener Gegenden. Daher zieht dort auch alt und jung in den lieben Birkenwald, sobald er sich wieder mit jugendlichem Grün schmückt, um das Frühlingsfest unter seinen Zweigen zu feiern. Überall wimmelt's zwischen den Bäumen von fröhlichen Menschen. Hier wird getanzt und dort geschaukelt, hier gesungen und dort gegessen, bis man am Abend mit Birkenkränzen geschmückt wieder heimwärts in die einstöckigen Holzhäuser zieht, deren Dächer statt mit Ziegeln mit Birkenrinde gedeckt sind. In den niedrigen Stuben dieser Häuser steht ein großer, viereckiger Ofen, um welchen rings herum eine Bank läuft, und hier saß den langen Winter hindurch der Großvater und die Großmutter und erwärmten die vom Alter zitternden Glieder an dem mit Birkenholz geheizten Ofen. Wenn aber das Enkelchen schrie, dann stand das gebückte Mütterchen auf, um es zu wiegen, indem ihre Hand einen Strick erfaßte, der von der Decke der Stube herabhing und einen von Birkenreisern geflochtenen Wiegenkorb trug. Das obere Ende des Stricks umschlang die Spitze eines jungen Birkenstammes, der in wagrechter Richtung an der Decke befestigt war. Zog nun das Großmütterchen den Strick abwärts, dann bewegte sich der Korb mit dem Kinde zwischen Decke und Fußboden auf und nieder. So wiegt die Birke bei diesen Völkern sogar die Kinder groß; und sind sie artig und folgsam, so bleibt die Rute des wiegenden Baumes ruhig hinter dem Spiegel stecken.

Ist der Vater der Kinder ein Tischler oder ein Drechsler, so weiß er aus dem Holz der Birke, das fester und elastischer ist als das der Fichten, Linden und Weiden, Tische, Stühle, Krüge, Dosen und dergleichen Sachen zu fertigen. Während er arbeitet, sitzt sein kleinster Sohn am Boden der Werkstatt und spielt mit den gekräuselten Birkenhäuten, aber die ältern Kinder flechten aus dem zähen, lederartigen Bast Schuhe, Taschen und Decken und lehren dabei einander noch Sprüchlein. Hat die fleißige Familie ihr Tagewerk vollbracht und von den birkenen Tellern mit birkenen Töpfeln das Abendessen eingenommen, so legen sich alle zur Ruhe; aber ihre Betten sind nicht mit Federn gestopft, sondern mit getrockneten Birkenblättern, welche die Kinder im Herbst aus dem Walde holten. Dennoch schläft die Familie ruhig und fest auf diesem Polster, weil sie den Tag über fleißig gearbeitet hat,

und ihr Morgengebet steigt inbrünstiger zu Gott empor als das vieler, die auf weichen Eiderdunen den stärkenden Schlaf nicht zu schätzen wissen, da sie weder am Abend die Ermattung der Glieder kennen, noch am Morgen die neue Kraft für das bevorstehende Tagwerk dankbar empfinden. Hat die fleißige Familie der Sachen viele angefertigt, so zieht die Mutter mit dem Vorrathe in das benachbarte Städtchen zu Markte, im Winter mit einem Schlitten von Birkenholz, im Sommer mit einem Wagen von demselben Stoffe. Aber die Chaussee nach den Städten ist nicht, wie bei uns, mit einer Allee von Pappeln oder Obstbäumen eingefast, sondern zu beiden Seiten mit Birken bepflanzt. Ist die Stadt erreicht und dem Pferde das Lederzeug abgenommen, das, durch die Rinde der Birke geegert, das unsere an Güte weit übertrifft, so stellt die Mutter ihre Sachen in einer Bude zum Verkauf aus, und gewiß ziehen die Toiletten- und Nähtische die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich, da das polirte Holz der Birke durch schöne Figuren und Masern sich auszeichnet. Zu Haus aber zählen die Kinder Tage und Stunden, bis die Mutter wieder zurückkehrt. Das eine freut sich im voraus auf das gelbe Halstuch, das andere auf die rotbraunen Handschuhe, welche die Mutter mitzubringen versprach. Das wollene Tuch hat der Färber mit einer Abkochung von Birkenblättern und Alaun gelb gefärbt, die Handschuhe aber bekamen ihre Farbe durch die Rinde und den Alaun. Erkrankt einmal ein Glied der Familie an Sicht oder Gliederreißen, so tut man die im Frühjahr gesammelten Knospen unseres Baumes in heißes Wasser und bereitet so dem Kranken ein Bad, das ihm die Schmerzen lindert und gewöhnlich auch Heilung verschafft. War aber die Krankheit zum Tode, so wird dem Geliebten eine Birke aufs Grab gepflanzt. In Schmerz versunken sitzen nun alljährlich die Hinterbliebenen unter den hangenden Zweigen des Baumes, dessen Blätter über dem Haupte der Trauernden flüstern, als brächten sie Kunde aus dem Grabe des Geliebten. Wo wäre ein Baum, der so wie die Birke Zeuge würde von Freuden und Leiden der Menschen!

In den Wäldern aber sucht auch das Tier ihn auf. Das Reh und das Glen lagern sich in seinem Schatten, wenn sie Mittagruhe halten wollen. Das prächtige Birkhuhn baut sein Nest unter das schützende Dach seiner Zweige, die den scheuen Vogel mit Nahrung bewirten, er mag kommen, wann er will. Im Winter reicht der Baum ihm die Knospen, im Sommer die Blüten, im Herbst den Samen dar. Kühner als die Tanne, klettert er höher als diese die Gebirge hinauf und läßt unter seiner weißen Rinde das Würmlein weiden, das ihn selbst hier noch aufsucht. Tag und Nacht arbeiten die Saftrohren in seinem Innern und bereiten aus dem bloßen Wasser der Wolken alle die kostbaren Gaben, womit er Menschen und Tiere überhäuft, ohne zu verarmen. Dabei ist er selbst der genügsamste unter allen Bäumen

und nimmt mit jeglichem Boden fürlieb. Ja, ihn hat selbst der lange, arme Winter der Polarländer nicht schrecken können. Treuer als die Eiche ist er dem Menschen bis hieher gefolgt, mußte er auch zum Zwerge und Krüppel darüber werden. Wenn die Eiche und der Obstbaum längst die Freuden des Frühlings in ihren Ländern genossen haben, liegt er noch in jenen eisigen Gegenden im Winterschlaf. Kein Weilchen und Schneeglöckchen kündigt ihm hier, wie bei uns, das Erwachen des Frühlings an; aber wenn die Eisberge auf dem nebligen Polarmeere lostauen und nach Süden treiben, daß dem kühnen Schiffer bei ihrem Anblick das Blut erstarren möchte, dann regt und bewegt sich's leise in den zwerghaften Stämmen des treuen Baumes; denn ihm haben die schwimmenden Eisberge statt der Weilchen verkündigt, daß die Macht des Winters gebrochen sei. Dann kriecht auch der Polar-mensch aus seiner unterirdischen Winterwohnung hervor, nimmt den Pfeil und den Bogen, von Birkenholz geschnitzt, und geht wieder auf die Jagd. Wie Heiligtümer bewahrt er von Jahr zu Jahr die dünnen Stämme einiger Birken auf, welche der Urogroßvater einst aus den Fluten des Meeres auffischte, als sie von einem süblicheren Lande nach Norden trieben, wo kein Baum mehr gezeugt wird. Jetzt, wo die lange Nacht ihr Ende erreicht hat, und die Sonne sich wieder wie eine feurige Kugel rings am Horizont herum bewegt, ohne unterzugehen, jetzt holt er die Birkenstämme hervor, um mit ihnen das Gerüst zu dem Sommerzelte zu bauen. Als wäre es Gold und Silber, so vererben die Stämme von Kind auf Kind. Wo wäre ein Baum, der in so weiten Kreisen Segen austeilte, als die Birke? Mit Recht besingen ihn die Völker der nördlichen Länder in Liedern, wie wir in Liedern das Lob der Eiche preisen.

64. Der Zimmetbaum.

Der Zimmetbaum, von dessen Rinde der echte, feine Zimmet kommt, wächst besonders auf der heißen Insel Ceylon überall in den Wäldern, und sein Stamm wird wohl 50 cm dick und 8—10 m hoch. Das ist ein gar sonderbarer Baum, der sein Köstlichstes recht verborgen in sich trägt. Denn gerade das, was andere Bäume zu ihrer Empfehlung öffentlich zur Schau tragen, die Blüte, ist klein und riecht widerlich. Die Früchte sind auch nur für die Vögel genießbar, und die äußere Rinde des Baumes ist grau und fast ganz geschmack- und geruchlos. Zieht man aber diese Rinde herunter, so kommt eine zweite Rinde, die etwas scharf, jedoch nicht zimmetartig schmeckt, und erst unter dieser Rinde liegt dann die feine dritte, welche den Zimmet gibt. Auch das Holz der Wurzel enthält einen sehr guten Kampfer.

Um das Anpflanzen dieses kostbaren Baumes brauchen sich die

Leute auf Ceylon fast gar nicht zu bekümmern. Denn sobald seine Früchte (kleine Pfläumchen) reifen, was jährlich zweimal geschieht, werden diese von einer Art Krähen und Tauben aufgefressen, und wo diese dann den unverdauten, harten Kern von sich gegeben, schlägt dieser in dem warmen Boden gar bald Wurzel, und es geht dann ein neues Bäumchen auf, das nach etwa sechs Jahren schon guten Zimmet gibt.

Gedankengang: 1. Vorkommen und Größe. 2. Blüten, Früchte und Rinde. 3. Fortpflanzung.

65. Die Baumwolle.

Von allen Stoffen, die der Mensch zur Bekleidung benutzt, ist keiner so wichtig als die Baumwolle. Sie kommt von einem Gewächs, welches eine Höhe von 5—6 m erreicht. Die Blätter der Pflanzen sind breit, lappig, die Krone ist fünfblättrig, gewöhnlich gelb, zuweilen rot. Sie enthält eine grosse Anzahl Staubgefässe, die unten zusammengewachsen sind. Die Blüte hat Ähnlichkeit mit einer Malvenblüte. Die Frucht ist eine Kapsel, welche sich in mehrere Klappen öffnet und viele Samen einschliesst. Die Samen sind mit einer langen, dichten, weissen oder gelben Wolle besetzt, und diese Wolle ist die Baumwolle.

Die Baumwollenpflanze erfordert ein warmes Klima; sie gedeiht daher nicht bei uns, sondern in den Gegenden zwischen den Wendekreisen, in Italien, China, auf den westindischen Inseln u. s. w.

Sobald die Kapseln sich öffnen, werden sie abgepflückt und dann getrocknet; hierauf wird die Wolle von den Kapseln und den Samenkörnern getrennt und kann nun sogleich verarbeitet werden.

Die meiste Baumwolle wird nach England gebracht; hier wird sie gesponnen und zu Baumwollenzeug verwebt. Dort arbeiten Tausende von Spinnmaschinen und Webstühlen. — Vielen, vielen Menschen gibt die Baumwolle Beschäftigung und Verdienst: dem Pflanze, der die Baumwolle baut; dem Schiffer, der sie über das weite Meer holt; dem Kaufmann, der das rohe Material verkauft; dem Fabrikbesitzer, dem Weber, dem Krämer und zuletzt der Schneiderin.

66. Der Apfelbaum und der Stachelbeerstrauch.

Der Apfelbaum steht gewöhnlich im Garten, ebenso der Stachelbeerstrauch. Beide sind auf ihrem Standort gepflanzt

worden. Im Frühlinge grünen und blühen sie und hängen später voll herrlicher Früchte, die sowohl roh als gekocht von den Menschen genossen werden können. Beide müssen beschnitten und ausgeholzt werden, wenn sie viele und gute Früchte bringen sollen.

Der Apfelbaum entsteht aus dem Apfelkerne und muss veredelt werden, dass er schmackhafte Früchte trage. Der Stachelbeerstrauch wird durch Ableger (Wurzelausläufer) vervielfältigt und bedarf der Veredlung nicht.

Der Apfelbaum hat nur einen Stamm, der Stachelbeerstrauch hat viele Stämmchen. Der Stamm des ersteren ist viel höher und dicker als die Stämmchen des letzteren. Die Früchte des Stachelbeerstrauches reifen eher und bleiben viel kleiner als die Früchte des Apfelbaumes.

67. Die Wegwarte.

Die gemeine Zichorie oder Wegwarte (Wegluge) gehört zur Familie der Pflanzen mit Blütenkörbchen; sie ist ein Kraut mit zungenförmigen Blüten. Ihr kantiger Stengel mit seinen ausgebreiteten Ästen erreicht eine Höhe von $\frac{1}{2}$ —1 m. Sie blüht vom Juni bis August. Ihre grossen, himmelblauen Blumen stehen an der Spitze einzeln, in den Blattwinkeln meist zu dreien; sie öffnen sich früh um acht Uhr und schliessen sich nachmittags um vier Uhr. Sie wächst bei uns wild; aber ihrer Wurzel wegen, die man gern als Zusatz dem Kaffee beimischt, wird sie auch häufig angebaut.

Die Pflanze verträgt ein rauhes Klima und gedeiht am besten in kraftvollem, aber nicht frisch gedüngtem, lockerem, tiefgründigem, sandigem Lehmboden. In Österreich, Böhmen, Mähren, Thüringen wird ihr Anbau sehr fleissig betrieben. Ihre Blätter sind ein gutes Futter für Rindvieh und Schweine und dienen besonders in England zur Fettweide der Hammel. Im Herbste werden die langen, gelbbraunen, inwendig weissen Wurzeln, welche daumensdick, möhrenartig und fleischig sind, ausgegraben und in die Zichorienfabriken gebracht, wo sie geröstet und pulverisirt werden, und dann als Zichorienkaffee in kleinen Päckchen in den Handel kommen. Solcher Kaffee ist aber nicht gesund, weil er sehr erhitzt und den Augen schädlich ist.

68. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume ist eine liebliche Frühlingsblume. Aus dem Wurzelstock entspringen mehrere eirunde, gezähnte Blätter,

die an der Erde eine Rosette bilden. Der Stengel ist rund, schlank und hat keine Blätter; er heisst daher Schaft. An der Spitze trägt er eine Anzahl Blüten, die mit ihren Stielen aus einem Punkte entspringen. Die Blüten bilden daher eine Dolde. Der Kelch ist einblättrig, röhrig und fünfzählig. Die Blumenkrone besteht ebenfalls aus einem Stück; sie ist röhrig und hat einen fünfspaltigen Saum. Die Farbe ist tiefgelb. In der Blumenkrone befinden sich fünf Staubfäden und ein Stempel mit einer runden Narbe. — Die Pflanze wächst in lichten Wäldern und auf Wiesen. Sie blüht im April und Mai. Die Namen Schlüsselblume und Himmelsschlüsselchen sollen andeuten, dass sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschliesst. Der Name Primel, den sie auch führt, heisst Erstling des Frühlings.

69. Schneeglöckchen und Schlüsselblume.

Zwischen Schneeglöckchen und Schlüsselblume finden sich Ähnlichkeiten. Es sind beides Frühlingsblumen, die von Menschen gern gepflückt werden. Sie wachsen wild, können aber auch in Gärten gezogen werden. Wir finden bei beiden nur Wurzelblätter und einen blattlosen Stengel, einen Schaft. Schneeglöckchen und Schlüsselblume zeigen aber auch manche Verschiedenheiten. Das Schneeglöckchen hat weisse Blüten, und jede besteht aus sechs Blättern. Die Blüten der Schlüsselblume sind gelb und bestehen aus einem Stücke. Das Schneeglöckchen hat in jeder Blüte sechs, die Schlüsselblume aber fünf Staubgefässe. Jeder Schaft des Schneeglöckchens trägt nur eine Blüte; die Schlüsselblume dagegen hat an der Spitze des Schaftes eine Blütendolde. Die Blätter des Schneeglöckchens sind schmal wie Grasblätter; die Streifen oder Blattnerven laufen einander parallel und verzweigen sich nicht. Die Blätter der Schlüsselblume sind runzlig und haben netzartig verzweigte Nerven. Das Schneeglöckchen wächst aus einer zwiebelartigen Wurzel, die Schlüsselblume aus einem Wurzelstock. Jene Blume blüht früher als diese.

70. Die Herbstzeitlose.

Die Herbstzeitlose ist ein zartes, zierliches Blümchen, dessen Blüte aber unter sehr ungünstigen Umständen aus dem Boden kommt; denn es hat zu seinem Schutze weder eine Decke, noch einen hüllenden Kelch, ja nicht einmal ein Blättchen. Überdies erscheint es nicht im Frühling; auch wird es nicht von der Wärme

des Sommers erfreut, sondern es entspriess dem Schosse der Erde zur Zeit des kühlen, oft schon rauhen Herbstes, kommt gleichsam zur Unzeit und heisst darum nicht mit Unrecht die Zeitlose.

Doch wenn wir die Einrichtung dieser Pflanze genauer betrachten, so zeigt es sich, dass sie keineswegs von der Natur so vernachlässigt oder gar stiefmütterlich behandelt ist, wie es beim ersten Anblick den Anschein hat, sondern dass sie vielmehr eine grosse Sorgfalt erfährt, um sie zu schützen, ihr Gedeihen zu befördern und sie dadurch für die scheinbare Vernachlässigung zu entschädigen. Der Samenbehälter, welcher bei andern Pflanzen an der Spitze der Blüte oder gerade unter ihr steht, liegt bei dieser Pflanze 30—40 cm unter der Erde in einer knolligen Wurzel versteckt. Die Blumenröhre, welche bei andern Blumen selten mehr als einige Linien lang ist, erstreckt sich bei der Zeitlose bis in die Wurzel. Der Staubweg, der bei allen Pflanzen ohne Ausnahme den Samenbehälter erreicht, hat in dieser eine solche Verlängerung, wie sie bei andern Pflanzen wohl nie vorkommt.

Alle diese Einzelheiten vereinigen sich zur Erzielung eines und desselben Zweckes. Da nämlich diese Pflanze noch so spät im Jahre unser Auge durch ihre Blüte erfreuen soll, so würde ihr wahrscheinlich nicht Zeit genug übrig bleiben, ihren Samen zur Reife zu bringen, bevor der rauhe Winter eintritt, der dieses zarte Gewächs sicherlich zerstörte. Daher hat ihr die weise Vorsehung eine solche Einrichtung gegeben, dass dies wichtige Geschäft in der Tiefe der Erde, ganz ausser dem Bereiche von Frost und Kälte, vor sich gehen kann. Über der Erde geschieht im Herbst nichts, als dass die Staubbeutel den zur Befruchtung nötigen Blütenstaub an die Staubwege abgeben, wozu wahrscheinlich gar nicht viel Zeit erforderlich ist. Das Reifen des Samens, welcher bei andern Pflanzen meistens in einer Kapsel liegt, die mit den übrigen Teilen der Blüte der freien Luft ausgesetzt ist, wird hier während des ganzen Winters im Innern der Erde bewerkstelligt.

Aber nun stellt sich eine neue Schwierigkeit ein: auch ganz vollkommene Samen keimen bekanntlich nicht in der Tiefe der Erde; die Samen der Zeitlose, obgleich so sicher bewahrt, würden ihren Zweck nicht erfüllen, wenn nicht der Schöpfer auch diesen Übelstand vorgesehen und ihm vorgebeugt hätte. Im Frühjahr nämlich treibt die Wurzel dieser wie aller andern Pflanzen eine Anzahl Blätter, aus deren Mitte sich ein Stengel erhebt, der bei dieser Pflanze aber keine Blüte, sondern schon die Samenkapsel an seiner Spitze trägt, wodurch dem reifenden Samen die wohl-

tätige Einwirkung der Sonnenwärme zu teil wird; und da er sich weit über die Oberfläche der Erde erhebt, so kann sich der Samen bei vollkommener Reife in entsprechender Entfernung auf die Oberfläche des Bodens aussäen.

So ist denn die Erscheinung der Zeitlose zu so ungewöhnlicher Zeit hinlänglich erklärt und macht es zugleich offenbar, wie die Natur durch ihre geheimnisvolle Einrichtung derselben gerade dieses ungewöhnliche Erscheinen selbst bewirkt. Je tiefer man überhaupt in die Natur zu blicken vermag, mit desto höherer Bewunderung des Schöpfers und seiner Werke wird man erfüllt.

71. Das Samenkorn.

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehllartigen Kern und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Außer der groben, äußern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Wie manche Eltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als Gott für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze! Aber auch das Innere des Samenkornleins ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen; es ist der Keim der künftigen Pflanze, der erste Anfang zum Kornhalm oder zum Eichbaum. Selbst also auch die mehligten Teile sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er, nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen. — Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgetauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt, und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern anschwellt. Wenn man ein Gewicht von hundert und fünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor! Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft in einem so zarten

Keime wohnen, den der Finger eines Kindes zerstört? — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen gehorchen, können sie ein einziges Samenforn machen?

72. Das isländische Moos.

Unter den mannigfaltigen Moosarten ist wohl das isländische Moos eines der nützlichsten Gewächse in der Welt. Es wächst in den ärmsten, nördlichsten Ländern, wie Island, Lappland, sehr häufig und auch auf unsern Gebirgen, wo es nach der Sage früher ein vorzügliches Milkkraut war. Die Blätterlappen, die ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Ästlein zerteilt, die sich in noch kleineren mit zwei Spitzen enden; die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Rötliche fallend, glatt; außen sind sie weißlich oder grünlichgelb. Am bitteren Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vorzügliches Mittel, das oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, sowie manche kranke Schafe, werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brot davon backen oder es mit Milch gefocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem so wenig hervorbringenden Lande kaum leben ohne das isländische Moos, das dort alle nackten Felsen überzieht, wo sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und das mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet wird als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfang, ehe Island von Pflanzen bewachsen war, die Meereswellen, so wie sie es jetzt daselbst noch öfters tun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen guten Obstbaum, und auf seiner Rinde das unscheinbare isländische Moos an die Inselküste getrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komme ich nun, geführt von den Wellen des Ozeans, als ein künftiger Wohltäter an diese Insel, und bald werden meine schönen Blüten und meine herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob und Verehrung empfangen. Aber was willst du, elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten!“ Das arme, kleine Moos hätte sich dann geschämt und geschwiegen. Aber siehe! nach wenig Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen. Denn der schöne Baum, den die Einwohner von Island vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hatten, kam daselbst nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt,

genügsam sich über alle dürrn Felsen hinwegzog und nun den Tausenden, die dort wohnten, ihr tägliches Brot gab.

73. Der Kalk.

Es gibt in der Natur ein Mineral, das Kalkspat genannt wird. Dasselbe besteht aus Kalkerde und Kohlensäure. Giesst man starken Essig oder eine andere Säure darauf, so braust und schäumt er, weil durch die Einwirkung der Säure die Kohlensäure frei wird und in die Luft entweicht. Jeder Kalkstein besteht aus zusammengehäuften Massen von Kalkspatkristallen; aber meistens sind sie so klein, dass die Masse gleichförmig erscheint. Dann nennt man den Kalk dichten Kalkstein.

Aus dichtem Kalkstein bestehen in Deutschland viele Gebirge; er bildet auch in den Ebenen mächtige Lager. Am häufigsten dient er als Mauerstein, dann als gebrannter Kalk zur Bereitung des Mörtels. Wenn nämlich der Kalkstein einer bedeutenden Hitze ausgesetzt wird, so verflüchtigt sich die in ihm enthaltene Kohlensäure, und es entsteht daraus Ätzkalk. Begiesst man ihn mit Wasser, so erhitzt er sich heftig und fällt zu einem weissen Pulver auseinander. Jetzt heisst er gelöschter Kalk. Man mischt ihn mit Sand zu Mörtel oder verdünnt ihn mit Wasser zu Kalkmilch, die man zum Weissen der Wände benutzt.

Wenn Kalkstein viel Ton und Sand enthält, so nennt man ihn Mergel. Zu den Kalksteinen rechnet man auch die weisse Kreide. Sie bildet hie und da Gebirgsmassen, z. B. auf der Insel Rügen, an der Küste von England und Frankreich.

Der körnige Kalkstein heisst Marmor, wenn er sich poliren lässt. Er ist grau, braun, gefleckt, schwarz, manchmal aber auch ganz weiss. Am schönsten wird er bei Carrara in Italien, bei Athen in Griechenland und auf der griechischen Insel Paros gefunden. Aus parischem Marmor haben die alten Griechen ihre herrlichen Bauwerke und Bildsäulen verfertigt.

74. Das Quecksilber und seine Verwendung.

Wer in der heissen Zone lebt, wo zu Zeiten im Sommer mittags zwölf Uhr die Sonnenstrahlen so senkrecht herabfallen, dass weder ein hoher Turm noch ein Mensch seinen Schatten behält, und im Winter das Wasser weder zu Eis noch zu Schnee erstarrt, dem mag es wunderbar vorkommen, wenn man ihm erzählt, dass es Länder gibt, wo das Wasser im Winter so steinhart wird, dass man aus diesem steinharten Wasser Pferdekruppen

zimmert und diese auf die Strassen vor die Gasthöfe stellt. Aber was sagst du dazu, dass es bei uns einen Stein gibt, den du wie Wasser in ein Glas füllen, ja in Tropfen wieder herauslaufen lassen kannst, der aber in Ländern, die kälter sind als das unsere, auch fest wie jenes Wasser wird, also, dass er sich hämmern und zu Bechern verarbeiten lässt. Dieser Stein heisst Quecksilber. Bei uns erstarrt er nie, sondern bleibt stets flüssig, und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem schweren, eisernen Kahne auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst; er würde sich in dem Quecksilber auflösen, und du würdest ängstlich nach Hilfe rufen. Vor dem Nasswerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken; denn du könntest in diesem flüssigen Steinteiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpflein aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen; denn jeder Tropfen ist Gift. Stellst du ein Gefäss voll Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dämpfen in die Luft steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, damit kein Staub hineinfällt, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zu Tropfen, was du gewiss schon gesehen hast. So werden auch die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten lässt.

Zur Wäsche kann man das Quecksilber freilich nicht gebrauchen; denn es macht nicht nass; aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, löst es das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist nämlich ein edles Metall und liegt, wie alles Edle, nicht gleich so zu Tage, sondern steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit andern Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl und lässt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch den Schwefel fort, der sich vor dem Feuer fürchtet wie vor einem Feinde und davon-eilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit den Fingern herauslesen, so würde er vergeblich danach suchen; denn es steckt in so kleinen Spitzchen in dem Kupferstein, dass es nicht zu sehen ist. Er zermahlt vielmehr das Gestein noch zu Mehl, tut dieses Erzmehl in ein Fass, das sich wie ein Mühlstein dreht, und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das

Fass. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden bald oben, bald unten, bald langsam, bald rasch so lange herum, bis sämtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einen Klumpen vereinigt, liegen unsere Tänzer erschöpft da und werden nun in einem Gefäss dem Feuer ausgesetzt, als ob sie jetzt auch zusammen warm werden sollten. Aber da schlägt die Scheidestunde; denn die Hitze treibt das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muss das Quecksilber durch Röhren steigen, die in kaltem Wasser liegen, muss sich hier abkühlen und dann von neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch, wie die edlen Metalle, immer hübsch, blank und rein, während sich das unedle Kupfer zum Ärgernis der Köchinnen am Wasser und an Säuren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, dass das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zinn freundschaftlich aneinander, gewiss darum, weil es ein Feind des Schmutzes ist und will, dass du nachsiehst, ob nicht irgend ein Fleck dein Gesicht verunreinigt.

Der Maler lässt es als schöne, rote Farbe prangen. Er mischt nämlich auf eine künstliche Weise einen Teil Schwefel unter sechs Teile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne, scharlachrote Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheker lässt es sich schicken und wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben, wenn es geht.

In dünne, gläserne Röhren eingesperrt, hast du es gewiss schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen, langen Brette hängen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeit dir, ohne dass es hinaussieht, was draussen für Wetter eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnenschirm oder einen Regenschirm auf deinen Spaziergang mitnehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meer kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtung danach treffe; den Ge-

birgsreisenden und kühnen Luftschiffern aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind.

Auch weiss es besser als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, womit es dann den Wäscherinnen einen Streich spielt, so täuscht es als Wärmemesser niemals. In eine kleine, oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachlässt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm oder wie kalt es in andern Ländern ist, und der Ofenheizer eines Treibhauses würde immer in Angst sein, ob er seinen Blumen auch wohl die rechte Luftwärme gebe.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener. Du begreifst nun wohl, warum sich der Mensch auch in die dunkeln Tiefen der Erde hinablässt und dort im Schweisse seines Angesichts Tag und Nacht arbeitet, um diesen dienstbaren Geist aus seinem Versteck an das Tageslicht zu beschwören.

75. Die Steinkohle.

Der Verbrauch der Steinkohlen hat in neuester Zeit eine sehr grosse Ausdehnung erlangt. Sie werden in manchen Gegenden statt des Holzes gebrannt; für viele Schmelz- und Schmiedearbeiten sind sie weit besser als Holzkohlen; einen ganz vorzüglichen Brennstoff liefern sie für Dampfschiffe und für die Dampfwagen der Eisenbahnen. Wie ist nun die Steinkohle entstanden?

Vor Jahrtausenden, als noch kein menschlicher Fuss auf der Erde wandelte, gab es in nördlichen Ländern der Erde eine Pflanzenwelt, die an Grösse und Üppigkeit bei weitem alles übertraf, was jetzt die Erde an Gewächsen erzeugt. Da wuchsen Farnkräuter, deren dicker Stamm eine Höhe von 15 bis 20 m erreichte; da sprossen Bärlappen und Kalmus zur Höhe und Stärke unserer Obstbäume empor. Eine Erdrevolution aber begrub jenes Riesengeschlecht der Pflanzen tief unter unsere jetzige Erdoberfläche, und der Druck von oben und die Wärme von unten wirkten zusammen, diese Holzmassen in Kohlen zu verwandeln.

So hat die Natur einen ungeheuren Vorrat des vortrefflichsten Brennstoffes geschaffen, der uns heutzutage so nützlich ist. Die reichsten Kohlengebiete finden sich in den Freistaaten von Nordamerika; im Staate Ohio erstreckt sich das Kohlengebiet über

mehr als 100 Quadratmeilen. Dann folgt England mit den unermesslichen Kohlengruben von Newcastle, die sich schon 45 m unter der See hin ausdehnen; ferner Australien, Belgien, Böhmen, Sachsen und Rheinpreussen. Da erscheinen sie in dicken, weit ausgebreiteten Lagern zwischen andern Steinen, z. B. Sandsteinen. Oftmals zeigen sich mehrere solche Lager, wie Stockwerke übereinander geschichtet, und liefern so viele Steinkohlen, dass in manchen Gegenden der Steinkohlenbau schon seit mehreren hundert Jahren betrieben wird, und doch immer noch ein grosser Überfluss derselben vorhanden ist. In England allein betrug z. B. im Jahr 1845 die Ausbeute an Kohlen 34,500,000 Tonnen, die Tonne zu 20 Zentner gerechnet. In Preussen gewinnt man jährlich ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen. Auch in der Schweiz hat man in neuester Zeit nach Steinkohlen gegraben, aber noch kein Lager von solcher Mächtigkeit gefunden, dass seine Ausbeutung Mühe und Kosten lohnte.

Die Steinkohle ist von sehr verschiedener Beschaffenheit, je nachdem sie reinen Kohlenstoff enthält oder Schwefel und andere Mineralien ihr beigemischt sind. Die beste Kohle ist die sogenannte Glanzkohle; dieselbe hat einen sehr festen Kern, metallischen Glanz und würfelförmigen Bruch. Zwölf Pfund des härtesten Buchenholzes geben kaum so viel Hitze als sieben Pfund der Glanzkohle.

Die Steinkohlen sehen ganz schwarz aus und brennen im Feuer, ohne zu zerspringen; in der Glühhitze blähen sie sich auf und bilden eine poröse (schwammige), fast metallisch glänzende Masse, die sogenannten Coaks. Gute Steinkohlen lassen aber wenig Asche und Schlacke zurück. Die minder wertvollen Braunkohlen zerspringen durch das Erhitzen in lauter kleine Stücke, und durch Kochen in einer Pottaschenauflösung verwandeln sie sich in eine dunkelbraune Flüssigkeit.

Die Steinkohle besitzt eine solche Härte, dass man sie schleifen und poliren kann wie einen Diamanten, dem sie auch dem Stoffe nach verwandt ist; denn auch der Diamant besteht aus reiner Kohle, die in ihm durch Kristallisation verklärt erscheint.

Steinkohle und Eisen liefern dem Menschen die Mittel, durch Dampfschiff und Eisenbahn die langen Räume zu kürzen; aber jene leistet ihm noch mehr. Was bei dem Holzkohlenfeuer nicht schmelzen will, das vermag die Glut der Steinkohle in Fluss zu bringen. Auch schläft in ihr ein Gas, welches, wenn es aus seiner Gebundenheit befreit wird, die Nacht in Tag verwandelt. So wirkt die Steinkohle wohltätig wie die Sonne, indem sie uns Licht und Wärme zugleich gibt.

76. Das Petroleum.

Unter den verschiedenen Beleuchtungsstoffen, durch welche in der neueren Zeit der Mensch der Nacht in das Regiment greift und während der langen Winterabende etwas Besseres zu treiben in den Stand gesetzt wird, als schaurige Gespenstergeschichten zu erzählen, ist das Petroleum derjenige, welcher die weiteste Verbreitung und die grösste Bedeutung gewonnen hat.

Wohl schüttelten viele Leute die Köpfe bei der Nachricht, dass drüben, in Amerika, an manchen Orten das Öl aus der Erde gepumpt wird wie bei uns zu Land das Wasser, oder dass es dort Teiche und Flüsse gibt, von deren Oberfläche man das Öl abschöpft, gerade wie wenn die Mutter eine Gans bratet und das Fett, das auf der Brühe schwimmt, mit dem Löffel wegnimmt. Die Händler verschenkten anfangs das Öl samt den zum Brennen desselben nötigen Lampen; dann bekamen die Kaufleute zu jedem Fasse Öl, das sie bestellten, eine oder etliche Lampen umsonst. Allmählig kamen die Leute dahinter, dass das neue Öl heller brennt als das alte und doch weit wohlfeiler und reinlicher ist. Wie schnell sie sich in das Exempel gefunden haben, nach welchem der Gewinn für unsern Geldbeutel um so grösser ist, je billiger die Sache, zeigt der Umstand, dass im Jahr 1866 in Pennsylvanien allein an $2\frac{1}{2}$ Millionen Fass Petroleum gewonnen wurden, während die Ausbeute im Jahr 1861 sich nur auf 600,000 Fass belief. Und heute ist der Absatz noch viel bedeutender. Am reichsten fliessen die Ölquellen seit einiger Zeit bei Oil-Spring, einer Gegend des eben genannten Staates in Nordamerika. Die ersten Versuche, welche die Ölbohrer machten, fielen so glücklich aus, dass die meisten Bauern Pennsylvaniens die Hacke liegen und den Pflug stehen liessen, um Öl zu bohren. Es entstanden in der erwähnten Gegend Tausende von Brunnen; aber die Unternehmungen waren wie ein Lotteriespiel. Unter hundert Männern, welche für schwere Summen von den Landeigentümern das Recht gekauft hatten, Bohrlöcher in die Tiefe zu führen, hatten 80 bis 90 das Geld weggeworfen und Arbeit und Mühe als Zugabe zu dem Verluste gelegt; nur 10 bis 15 fanden Öl, allerdings zuweilen in so ungeheurer Menge, dass mancher durch eine einzige Quelle binnen wenigen Monaten zu einem Millionär wurde. In das Riesenmässige stieg der Ertrag, als im Sommer 1861 ein Bohrer tiefer als bisher ging und dadurch einen immer fliessenden Brunnen gewann, welcher täglich etwa 1000 Fass Öl gab. Gleiche Versuche an andern Orten hatten gleichen Erfolg. Im Winter 1861 auf 1862 wurden täglich 15,000 Fass gefördert; es fehlte

an Geräten, das fließende Öl aufzunehmen, und der Preis sank an Ort und Stelle auf ungefähr 50 Pfennig für das Fass, das 120—130 Quart enthält.

Das Petroleum ist wahrscheinlich dadurch entstanden, dass im Innern der Erde befindliche Steinkohlenlager sich in ihre Bestandteile zersetzt haben, so vielleicht, dass die öligen Stoffe durch Hitze herausgetrieben und in weitgehende Steinschichten gesammelt worden sind. Es ist eine bald hell-, bald dunkelbraune, ziemlich dickflüssige Masse, welche im Wasser sich nicht auflöst, sondern als besondere Schicht auf demselben schwimmt, von durchdringendem, aber nicht gerade unangenehmem Geruch und sehr leicht entzündlich ist.

Kaum hatte der erste fließende Brunnen bei Oil-Spring einige Tage seinen Reichtum ausgespien, so wollte ein neuer Arbeiter, welcher die Natur des Petroleums nicht kannte, an einem Schwefelhölzchen seine Zigarre anbrennen. So wie das helle Feuer das in der Luft befindliche Gas berührte, verwandelte sich dasselbe in ein Flammenmeer, in welchem 22 Arbeiter auf die grässlichste Weise umkamen; der Brunnen selbst aber wurde zum feurigen Strome, der nicht eher aufhörte zu brennen, als bis das Öl erschöpft war. Solche Unglücksfälle sind mehr als einmal vorgekommen. Das Petroleum, welches wir in unsern Lampen brennen, ist raffinirt und darum weniger feuergefährlich. Weil jedoch Vorsicht zu allen Dingen nütze ist, so sollte man die Lampen mit Petroleum durchaus am Tage und nicht des Abends bei hellbrennendem Lichte füllen. Die gegenwärtige Zeit hat in der Verbesserung der alten und in der Erfindung neuer Leuchtstoffe ganz ausserordentliche Fortschritte gemacht. Zu den längst bekannten Talg- und Wachslichtern sind die Walratskerzen gekommen, welche aus dem in dem Kopfe des Pottfisches enthaltenen Fette gewonnen werden, die Stearinkerzen, welche man aus Stearinsäure, einem Bestandteil des gewöhnlichen Talges, und die Paraffinkerzen, welche man aus Braunkohle bereitet. Das Rüböl ist auf den Strassen durch Steinkohlen- und Holzgas, in den Stuben und Werkstätten durch Photogen, Solaröl und Petroleum verdrängt worden. Auch die ärmste Hütte hat nachgerade den Segen dieser Erfindung gespürt; mehr Licht dringt zu allen. Alles Licht aber, welches wir bisher gekannt, scheint durch einen neuentdeckten Lichtstoff — das elektrische Licht — verdunkelt werden zu sollen. Bereits sind verschiedene Versuche mit demselben angestellt worden, und die Praxis dürfte es bald ergeben, ob sich der neue Erleuchtungsstoff durchgehends bewähren wird.

77. Die Schiffe.

Die Erde ist zu drei Viertel mit Meer bedeckt, und das Land ist ausserdem so vielfach von Gewässern, von Seen und Strömen durchbrochen, dass die Menschen schon in der frühesten Zeit unendlich oft in den Fall kommen mussten, den Weg über solche Gewässer zu suchen; denn die Wanderlust ist einerseits unserem Geschlecht eingeboren, und anderseits zwingt die Not des Lebens beim Anwachsen der Bevölkerung zum Aufsuchen neuer Jagdgründe, neuer Weideplätze, neuer Wohnsitze. Die Natur selber zeigte den Weg, wie man das Wasser, das zunächst dem Wanderer ein Hindernis entgegengesetzt, als Strasse benutzen könne. Wenn das verfolgte Wild über den Fluss schwamm, so musste das den Jäger ermuntern, auch seinerseits einen derartigen Versuch zu machen; wenn der Baumstamm stromabwärts trieb, so musste er auf den Gedanken kommen, ihn zu seiner Fortbewegung zu benutzen. Eine nächste Stufe in dieser nun erworbenen Fertigkeit war, dass er mehrere Stämme mit einander zu einem Floss verband, um so eine grössere Tragkraft zu gewinnen; eine weitere, dass er den Stamm aushöhlte, um an die Stelle der weggesechnittenen oder weggebrannten schweren Masse seinen eigenen Körper zu bringen. Anfänglich wird er diesen Kahn mit Stangen gelenkt haben, die er auf dem Boden aufsetzen konnte, wie es jetzt noch bei der Flussschiffahrt üblich ist. Im tiefen Wasser lernte er das Ruder anwenden, das mit seiner breiten Fläche sich auf das Wasser stützt, wie jene Stange auf den Boden des Stromes. Selbst jetzt noch sind viele Völkerschaften nicht über dieses einfache Fahrzeug hinausgekommen.

Ein grösseres Wagnis, als die Fahrt auf den Flüssen und den kleinen Binnenseen, war die auf dem Meere, dessen Wellenschlag nur ein solides Fahrzeug auszuhalten vermag. Da kam man wohl auch auf die Idee, statt der Kraft des menschlichen Armes die des Windes zu benutzen; man erfand das Segelschiff. Dieses ist dann bis in unser Jahrhundert hinein das einzige Fahrzeug geblieben, das man zu weiteren Fahrten auf dem Meer anwendete. Die grossen Segelschiffe der Gegenwart tragen in der Regel drei Mastbäume, die bis 30 Meter hoch sind. An ihnen sind Querstangen, Raaen, beweglich angebracht, und an diesen werden die Segel festgemacht. Ausserdem trägt das Schiff noch ein dreieckiges Segel, das vom vordersten der drei Mastbäume zum Bugspriet gezogen ist; letzterer ist ein vierter, schief stehender Mast, eine Verlängerung der vordersten Spitze des Schiffes. Bei günstigem Wind werden möglichst viele Segel

aufgesetzt; denn je grösser die vom Wind gefasste Fläche ist, desto grösser ist sein Druck und desto rascher die Bewegung des Schiffes. Bei Sturm wird ein Teil der Segel eingerefft. Die langgestreckte Form des Schiffes ist für seine Bewegung von der grössten Wichtigkeit. Es findet nämlich ihretwegen in der Richtung seiner Fortbewegung, seines Kieles, einen vielmal kleinern Widerstand am Wasser, als in der Richtung nach einer Seite hin. Die passende Richtung erhält das Schiff durch das Steuerruder. Wenn dieses nicht in seine Kielrichtung gestellt ist, so übt das Wasser einen Druck gegen dasselbe aus, und dieser bewirkt notwendig eine Drehung des Fahrzeuges und damit eine andre Bewegung desselben. Freilich müssen dann auch die Segel in eine veränderte Stellung gebracht werden, um doch noch vom Wind in der passenden Richtung getroffen zu werden.

Mit dem Segelschiff ist der Seemann gänzlich der Gunst oder Ungunst des Windes preisgegeben. In der Windstille bleibt sein Fahrzeug stehen; bei ungünstigem Wind, der nicht mit der Richtung der beabsichtigten Fahrt übereinstimmt, kommt er nur langsam oder auch gar nicht vorwärts. So werden die Segelschiffe oft wochenlang verhindert, aus dem Mittelmeer durch die Strasse von Gibraltar in den atlantischen Ozean auszulaufen; so können die Segelschiffe nur im Sommer von Afrika über den indischen Ozean nach Indien fahren und nur im Winter zurück. Dem ist das Dampfschiff nicht ausgesetzt, indem es durch eine Kraft bewegt wird, die in ihm selber den Sitz hat. Es vermag auch gegen einen heftigen Wind vorwärts zu kommen. Übrigens verwenden die grossen Meerdampfer ausser der Dampfkraft auch die des Windes; sie spannen Segel auf, so lange er ihnen günstig ist. Genau betrachtet sind die Dampfschiffe Ruderschiffe; nur werden die Ruder nicht von Menschen in Bewegung gesetzt, sondern durch eine Dampfmaschine. Diese Ruder haben entweder die Form von Schaufelrädern, von denen sich auf jeder Seite des Schiffes eines befindet, oder sie haben die Gestalt einer kolossalen Schraube mit sehr tiefen Gängen. Indem diese Schraube in der Minute 60 bis 180mal herumgedreht wird, schraubt sie das Schiff im Wasser vorwärts, bei entgegengesetzter Drehungsrichtung rückwärts. Sie bleibt auch bei stürmischer See immer unter dem Wasser und arbeitet fort, während bei den Schwankungen des Räderschiffes je ein Rad aus dem Wasser hervortaut und daher nicht arbeitet. Ein solcher Meerdampfer ist ein stolzer Bau, ein Riese nicht bloss gegenüber den Dampfschiffen unserer Seen, sondern auch im Vergleich mit den Meersegel-

schiffen. Er ragt bei einer Länge von 100 Metern etwa sieben Meter aus dem Wasser hervor und taucht ebenso tief oder tiefer in dasselbe ein, bietet daher für die Unterbringung von Waren einen ungeheuren Raum. Seine Tragkraft beträgt 2500 Tonnen oder 50,000 Zentner, und die Kraft seiner Dampfmaschine kommt der von 700 Pferden gleich. Zu einer Fahrt über den atlantischen Ozean, von Europa nach Amerika, d. h. für etwa 10 Tage, braucht es etwa 8000 Zentner Steinkohlen. Der grösste Dampfer, überhaupt das grösste Schiff, das jemals gebaut wurde, ist der Great Eastern. Er ist 211 Meter lang, 25 Meter breit, steht 9 Meter über dem Wasser und hat einen Tiefgang von 9 Metern. Er hat zugleich Schaufelräder, Schraube und sieben Masten. Gewöhnlich finden 4000, im Notfall aber 10,000 Personen in ihm Platz. Dieses Riesenschiff ist aus Eisen gebaut und kostete 17 Millionen Franken. Seine Maschinen haben 3000 Pferdekräfte.

Beim Einlaufen in den Hafen wirft das Schiff Anker, d. h. es lässt eine zweispitzige, schwere Eisenmasse, mit einem langen Arm in der Mitte und einem Querbalken an dessen Ende, an einem armsdicken Tau oder einer Kette auf den Meeresgrund niederfallen. Indem dieser Anker von dem noch eine Strecke weit vorwärts fahrenden Schiff nachgeschleppt wird, hakt er sich, wenn der Ankergrund günstig, nicht felsig ist, immer tiefer in den Boden ein, findet dadurch gegen seine Fortbewegung immer grösseren Widerstand und hält so endlich das Schiff fest. Will es den Hafen wieder verlassen, so muss der Anker wieder aufgewunden werden, wobei es zunächst an die Stelle hingezogen wird, welche senkrecht über dem Anker gelegen ist. Das Aufwinden wird durch Dampfkraft bewirkt.

Seinen Weg durch die Wasserwüste findet der Seefahrer vermittelt des Kompasses, einer genau gehenden Uhr, eines Instrumentes, mit welchem er die Höhe der Sonne oder eines anderen Gestirnes über dem Horizont messen kann, und mit den nötigen Seekarten und astronomischen Tabellen. Auch das Senkblei muss namentlich in wenig bekannten Meeren fleissig gebraucht werden, um das Dasein von Untiefen zur rechten Zeit zu erkennen und ihnen aus dem Wege gehen zu können. Nicht der offene Ozean birgt grosse Gefahren für ein gut gebautes Schiff, sondern die Nähe der Küsten, des bergenden Hafens ist, namentlich bei stürmischem Wetter, Gefahr bringend.

Grossartig sind die Einrichtungen in den Werkstätten, in welchen die Schiffe gebaut werden, in den Schiffswerften. Erst wenn man eines jener grossen Meerschiffe bauen sieht, wenn

man es verfolgen kann von dem Augenblick, da der Kiel gelegt und die eichenen Rippen in ihm festgemacht werden, bis zu seiner vollständigen Ausrüstung — erst dann bekommt man einen rechten Begriff von seiner Grösse und der merkwürdigen Festigkeit seines Gefüges; erst da begreift man die Zuversicht, mit der sich der Seemann in Sturm und Unwetter auf sein schwimmendes Haus verlässt. Ungeheure Massen des besten Eichenholzes werden zu seinem Riesenleib zusammengefügt; ungeheure Massen von Eisen werden zu seiner Verbindung und Befestigung verwendet. Die äussere Oberfläche wird, so weit sie ins Wasser taucht, mit Kupferplatten belegt. Das Schiff wird auf dem Lande, an einer gegen das Wasser hin geneigten Stelle erbaut; erst, wenn es nahezu fertig ist, lässt man es von jener schiefen Fläche ins Wasser hinausschiessen, lässt man es vom Stapel.

In der neuern Zeit baut man die Schiffe immer häufiger aus Eisen statt aus Holz. Der Kiel, die Rippen, die Querbalken, die Schiffswände, selbst die Masten bestehen aus Eisen. Statt der Taue von Hanf nimmt man solche aus Eisendraht oder Ketten. Solche Eisenschiffe teilt man dann gewöhnlich durch eiserne Querscheidewände in fünf Abteilungen, die gänzlich von einander getrennt sind. Wenn nun auch eine solche Abteilung durch einen unglücklichen Zufall einen Leck bekommt und sich mit Wasser füllt, so halten die andern das Schiff über dem Wasser und lassen es nicht sinken, und auch eine Feuersbrunst bietet nicht mehr die grossen Gefahren wie bei hölzernen Schiffen. Die Festigkeit des Eisens gegenüber derjenigen des Holzes ist so bedeutend, dass das eiserne Schiff bei gleicher Grösse etwa um $\frac{1}{5}$ leichter ist als das hölzerne.

Das Furchtbarste, was einem Schiff, zumal einem hölzernen, auf hoher See begegnen kann, ist eine Feuersbrunst. Wehe dann seiner unglücklichen Besatzung! Nur zu oft sind die Rettungsboote nicht im stande, sie zu fassen oder sich gegen die Meereswogen zu behaupten und für ihre Besatzung die unentbehrlichen Unterhaltungsmittel aufzunehmen, zumal in der Verwirrung des furchtbaren Ereignisses. Da bleibt manchmal nur die verzweiflungsvolle Wahl zwischen dem Tod im Feuer und dem im Wasser, und die scheinbar Geretteten sind dann erst noch der Gefahr des Verhungerns und Verschmachten ausgesetzt. In den nördlichen Meeren drohen auch die schwimmenden Eisberge grosse Gefahr. Schon manches Schiff, das von Europa nach Amerika fuhr, ist in den nebelbedeckten Gewässern bei Neufundland durch die Eisberge untergegangen und spurlos verschwunden.

In solchen entscheidenden Augenblicken, da zeigt sich dann,

was ein Einzelner vermag, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, der im Angesicht des Untergangs die ruhige Besinnung nicht verliert und sein Leben einsetzt, wo die Pflicht es fordert. Ist nicht der Schiffskapitän, der aus dem brennenden Schiffe die ihm anvertrauten Menschenleben rettet und seinen Posten nicht verlässt, ehe alle geborgen sind, der lieber untergeht, als seine Pflicht zu verletzen, ist der nicht auch ein Held, ja ein grösserer als derjenige, der in der Aufregung und im Taumel der Schlacht dem Tod entgegengeht?

78. Vom Papier.

In früheren Zeiten schrieben die Menschen auf grosse Blätter oder auf Rinden oder auf Holztafeln, später auf Pergament, das aus Tierhäuten bereitet wird. Eigentliches Papier haben zuerst die Chinesen gemacht aus Baumwolle oder Seide. In Europa verfertigte man Papier aus Leinwand nicht vor dem 13. oder 14. Jahrhundert. Das Papier wird aus Lumpen oder alten Lappen von Leinwand, Hanf-, Baumwollen- und Wollenzeugen gemacht; das feinste und beste bekommt man von leinenen Lumpen. Die Lumpen werden in den Papiermühlen zuerst sortirt, dann in kleine Stücke zerschnitten, mit starker Kalilauge gekocht und hierauf in eigenen Maschinen gewaschen und gemahlen, sodass ein Brei entsteht. Aus diesem wird das Papier auf zweierlei Weise bereitet, entweder mit der Hand oder durch Maschinen. Das Handpapier hat unbeschnittene Kanten und hellere Streifen, welche man erkennt, wenn man den Bogen gegen das Licht hält. Auch finden sich Wasserzeichen und Stempel darin. Wird Papier auf Maschinen gemacht, so gelangt der Papierbrei durch die Tätigkeit der Maschine von einer Seite her in diese hinein und nach kurzer Zeit kommt auf der entgegengesetzten Seite das Papier ganz fertig heraus. Dabei wird es aufgerollt wie Leinwand auf einem Webstuhl; erst später wird es in Bogen geschnitten. Man bemerkt an ihnen nicht die Streifen oder Wasserzeichen.

Soll das Papier zum Schreiben und Zeichnen benutzt werden, so bringt man es in eine Auflösung von Alaun und Leim; dann wird es getrocknet und geglättet. Ungeleimtes Papier ist nur als Druck- und Löschpapier zu gebrauchen.

79. Die Alpenhütten.

Unsere Alpenhütten sind durchgehends sehr lang, schmal und niedrig. Der hintere Teil lehnt sich häufig an eine Berghalde an und läuft in

dieselbe hinein. Jede Hütte besteht aus drei Abteilungen: Milchammer, Weller und Mulchendach.

Die Milchammer liegt berghalb, befindet sich gewöhnlich etwas tiefer in der Erde und wird ganz dunkel gehalten. Ist's möglich, so werden kalte Quellen in dieselbe geleitet und die Milchgeschirre ins Wasser gestellt. Die Milchammer ist durch eine gut schließende Wand von dem Weller getrennt.

Der Weller ist Küche und Stube zugleich. Hier findet man den Feuerherd mit seinem großen Wellkessel und daneben die Etscher-tansen, worin der Etscher (die saure Schotte) zum Milchscheiden aufbewahrt wird. In einer Ecke steht der Anfenkübel (Butterfaß), in einer andern der große Ziegerburr, der früher aus Tannenrinde bestand, jetzt aber aus Holz verfertigt wird und zur Aufbewahrung des Ziegers dient. Auf zwei unter dem Dache verlaufenden Stangen liegt die große Zahl von Milchgepsen, in welche man die frische Milch gießt, um sie dann in die Milchammer zu bringen. An der Wand, welche den Weller und die Milchammer trennt, ist eine schmale Bank angebracht, und auf derselben steht den ganzen Tag ein Fressmütteli oder Eßgepseli, welches mit Sufi oder doch mit Schotte angefüllt ist; denn die Äpler trinken statt des Wassers immer Schotten. Hier sind auch noch andere Gerätschaften, wie die kleinern und größern Güni (Milchkellen), Pöffel u. s. w. Auf einer andern Bank stehen die Milchimer und die Melktern, große hölzerne Gefäße, in welche die Milch aus dem Simer geschüttet wird; sie bleibt so lange darin, bis der Schaum vergangen ist, und wird erst dann in die Gepsen gegossen. — Der Tisch ist ein abge-sägter Holzblock, und zum Sitzen dienen einsfüßige Melkstühle, die mit Lederriemen an den Leib befestigt werden. Der Boden des Wellers ist höchstens um den Herd herum mit Platten belegt, aber meistens sehr naß und kotig. Es sieht darin überhaupt schmutzig aus; denn es fehlt an einem Kamine, weshalb der Rauch häufig die Hütte füllt und sie schwarz und rußig macht. Trotz dieser unreinlichen Umgebung werden die Milchgefäße äußerst sorgfältig behandelt, damit die Milch nicht sauer werde. Täglich werden alle Geschirre in der Schotte sorgfältig gewaschen. Auch ihre Kleider waschen die Äpler, wenn es einmal dazu kommt, in der Schotte.

Das Mulchendach bildet den vordersten Teil der Hütte und besteht aus zwei Abteilungen. Die eine stößt an den Weller und enthält einen breiten Gang, welcher zugleich den Eingang in die Hütte bildet und jederseits durch eine Sittertür verschlossen wird. Hier werden bei schlechtem Wetter die Kühe gemolken; man läßt sie nach einander zur einen Tür hinein und nach dem Melken zur andern hinaus. Die zweite Abteilung besteht aus zwei niedrigen Stockwerken: das untere ist die Wohnung der Schweine, das obere, Triletten genannt, Schlaf-

gemach der Alpen. Die Wände desselben bestehen gewöhnlich nur aus lose über einander gelegten Balken, zwischen welchen der Wind durchpfeift, auch Schnee und Regen hineintreibt. Gedörrtes Heu und eine Decke bilden die Herrlichkeiten des Schlafagers, welche durch das Grunzen und die Ausdünstung der Bewohner des untern Stockwerkes nicht erhöht werden.

Um die Hütte herum befindet sich häufig ein mit einer Mauer oder Hecke eingefasster Platz, das Fährli genannt. Hier werden morgens und abends die Kühe zusammengetrieben und bei gutem Wetter gemolken.

80. Der Kerker.

Komm, folge mir im Geiste freiwillig auf einige Augenblicke in die Hölle auf Erden und laß diesen Gang uns erschüttern, durchwettern und warnen, auf daß nicht einst unser Leib gezwungen und länger daselbst verweilen müsse!

Zwei Türen von dicken Bohlen, mit festen, massiven Schließern versehen, schließen einen unheimlichen Raum, den rings gewaltige Steinmauern umzwängen. In der einen Wand befindet sich ein kleines Fenster, das mit einem starken Eisengitter verwahrt ist; alle übrigen Wände sind, wie die Decke, kahl und einförmig. Du erblickst hier weder Sopha noch Stuhl, weder Tisch noch Bett, weder Lampe noch Leuchter, weder Buch noch Feder, noch sonst irgend etwas, das zur Zerstreung oder Bequemlichkeit dienen könnte; ein eiserner Ofen, ein hartes Strohlager, ein schwerer Block und unzerreißbare Ketten, das ist die ganze Summe des Geräts. Und weshalb ist diese Grube gemauert? Sollen Wölfe oder Tiger in ihr hausen? Mit nichten! Für Menschen ist sie bestimmt; für freigeborne Menschen, die einst den Stempel der Gottähnlichkeit an ihrer Stirne trugen! Da sitzt er, der freche Verbrecher, und rasselt mit den Ketten und knirscht mit den Zähnen; die furchtbarste Langeweile zerreibt ihn; denn die Einförmigkeit verwandelt sich allmählig in ein Nichts; da sitzt er, ohne Freunde und Gesellen, ohne Eltern und Geschwister, im Busen ein Feuer, das nie verlöscht, einen Wurm im Herzen, der nie stirbt, einen allmächtigen Rächer über sich und die strafende Gerechtigkeit um sich; da sitzt er, Flüche auf der Spitze, Flüche im Ohr, Flüche im Gebein, und heult und klappert mit den Zähnen und verflucht den Tag seiner Geburt und Gott und die Welt und sich selbst.

Komm, mir schaudert, und eine donnernde Stimme ruft mir zu: „Fliehe die Sünde wie eine Schlange!“

81. Die Insel Mainau.

Die Insel Mainau ist gewiß die reizendste unter den kleinen Inseln auf unserm Erbtheile. Während der ganzen Fahrt dahin war der Himmel rein und unbewölkt, die Luft mild und stärkend, die ganze Landschaft von dem hellsten Sonnenglanz erleuchtet und der unabsehbare See so ruhig wie der Himmel, dessen Bild aus ihm zurückstrahlte. Während wir durch die sanfteste Bewegung auf der spiegelhellen Fläche fortgetrieben und unsere Ohren durch schöne Melodien ergötzt wurden, gingen prächtige Klöster, Landhäuser und Schlösser oder glückliche Städte, Flecken und Dörfer oder abwechselnde ländliche Szenen vor unsern Augen vorüber. Ich war am seligsten, wann ich mich recht in meinem Busen freuen und mein Entzücken ganz in mir verschließen konnte. Zu dieser stillen Freude trugen wahrscheinlich die sanfte, gleichförmige Bewegung des Schiffes und der Ruder, die unbewegliche Heiterkeit des Himmels und des Wassers, welche ich über mir und um mich her sah, und endlich der Anblick der feierlichen Landschaft nicht wenig bei, deren lautestes Geräusch nicht zu uns herüberbringen und deren Gewimmel man nicht genau unterscheiden konnte. Als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an der bezaubernden Insel ausstiegen, wurden wir auf das freundlichste aufgenommen. Auf das schöne Schloß war ich nicht um der Zimmer und Möbel, sondern vorzüglich um der Aussicht willen neugierig, die ich mir daraus versprach. Und in der That war sie auch von dem Balkon des dritten Stockes so außerordentlich reich, daß ich mir kaum vorstellen konnte, in der Schweiz noch etwas Schöneres zu finden. An dem nähern Ufer sah man Weinberge, Fluren und Wiesen, Wälder und Felder, mehrere alte Schlösser und eine Menge von Dörfern und Flecken. Wenn man sich aber ein wenig rechts wandte, so verlor sich das Auge in den blauen Gewässern des Sees, dessen Grenze man nicht unterscheiden konnte, und hinter welchem in kaum erreichbarer Ferne die beschneiten Spitzen himmelhoher Berge hervorstiegen. Die ganze Insel, die etwa $\frac{3}{4}$ Stunden im Umfange hat, sieht einem prächtigen Garten gleich, in welchem fette Wiesen und Äcker, bedeckte Gänge, stolze Weinberge, kurz alles, was die Natur nur schenken und die Kunst veredeln kann, in halb sanften, bald steilen, über einander erhabenen Terrassen versammelt und verteilt ist. Noch nie, glaube ich, hat ein Fremder diese glückliche und mir ewig unvergeßliche Insel verlassen, ohne sie zu segnen und mit einem leisen Seufzer der Sehnsucht zu wünschen, daß es ihm doch möglich sein möchte, in diesem Elysium bisweilen einen Teil der schönen Jahreszeit zubringen zu können. Unsere Rückreise war ebenso angenehm als die Hinfahrt, und wir hatten noch das Vergnügen, daß ein frischer Abendwind unsere Segel füllte und uns schneller, als unsere Ruder gekonnt hätten, in den Hafen von Konstanz brachte.

82. Der Zirknitzer See.

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Zirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Östlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Zirknitz aus wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Fließchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln, und die ganze Talgegend umher ist romantisch schön. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlösser reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er am Umfang; aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimen Schoß der Unterwelt, begleitet vom Wassergeflügel und allerlei Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen, so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel; denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heitern Himmel hinauf; er trocknet ab, und der rührige Mensch erntet Gras, wo er sonst fischte; er wagt zu säen und erntet Hirse und Buchweizen; er nimmt statt des Rekes das Feuerrohr und erlegt Wildbret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und ernten kann, bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse, starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speit die Unterwelt Gewässer, Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vierundzwanzig Stunden der See gleichsam neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Wasserhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Man hat selbst Modelle erfunden, welche den Vorgang versinnlichen.

83. Der Ölberg.

Wir traten zu demjenigen Tore Jerusalems hinaus, welches zum Andenken an den ersten der Blutzengen das Sankt Stephans-tor genannt wird. Unter uns im Tale lag Gethsemanes Garten, vor uns der grünende Ölberg mit seinen drei Gipfeln. Eine steinerne Brücke führt über das jetzt ganz wasserlose Bachbett Kidron; dann eröffnet ein durch den Felsen gehauener, durch eine Türe verschliessbarer Gang die Bahn zu dem Tale Gethsemanes, auf welches uralte Ölbäume zur Rechten und der über-

hangende Fels zur Linken dichte Schatten werfen. Nahe bei Gethsemanes heiligem Felsendunkel ist der Ölgarten. Hier stehen einige uralte Stämme von Ölbäumen, die selbst die Türken mit frommer Scheu verschonen und auch von andern nicht verletzen lassen. Ihr Inneres ist ganz hohl; damit der Wind sie nicht umbrechen möge, hat man dasselbe hoch hinan mit Steinen angefüllt und auch äusserlich zum Schutze und zur Befestigung Haufen von Steinen herumgelegt. Jene Stelle im Garten Gethsemane, wo Christus von Judas verraten ward, haben die Türken als eine verfluchte mit Steinhaufen umgeben.

Wer sollte nicht sehr freudig sein, wenn er von hier unter den blühenden Bäumen des Frühlings, die mit den grünenden Getreidefeldern zugleich ihren Duft geben, zum mittleren Gipfel hinansteigt? Hier bezeichnet die christliche Überlieferung schon der ersten Jahrhunderte den Punkt, auf welchem der Herr stand, als er aufgenommen ward; es ist die Stelle, auf welcher die Himmelfahrtskirche steht. Einige hundert Schritte von ihr entfernt soll eine Denksäule auf dem höhern, nördlichen Gipfel an den Ort erinnern, wo die Engel standen, welche zu den Jüngern redeten, als der Herr gen Himmel gefahren war. Die Aussicht vom Gipfel des Ölberges ist unvergleichlich. Unter sich im Westen sieht man die Stadt, ohne dass die Mauer um den Tempel auf Morija den Überblick hemmt; man sieht mit ihren Säulenhallen die wahrhaft schöne Moschee; das Fernrohr macht jeden der kunstreichen, metallisch glänzenden Ziegel der Kuppel deutlich. Aber auch die Höhen und Tiefen der weiten Umgegend sind ein bedeutungsvoller, herrlicher Rahmen zu dem Bilde von Jerusalem. Gegen Osten hin senkt sich der Blick von einer bedeutenden Tiefe zur andern bis zu dem Kessel des toten Meeres hinab, und jenseits des Wasserspiegels erhebt sich der Bergzug des Nebo und Pisga. Von hier überblickte Moses das Land der Verheissung, das sein Fuss nicht betreten durfte. Das Tal des Jordan kommt im Norden des Salzmeeres aus dem Verdeck der diesseitigen Höhen hervor. Wendet man sich von Osten nach Norden, so zeigen sich dem Auge die Höhen des Gebirges Ephraim, unter ihnen besonders deutlich der Ebal und Garizim bei Sichem.

84. Pompeji.

Eine der interessantesten Gegenden, welche man in Italien besuchen kann, bleibt die ausgegrabene Stadt Pompeji. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wusste man zwar, dass ein Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. Pompeji zerstört, nicht aber, wo

diese Stadt gelegen. Einige beim Brunnengraben aufgefundene Inschriften bezeichneten zuerst den Ort. Gegenwärtig ist der grösste und jedenfalls der interessanteste Teil der alten Stadt, über welche Weinberge und Landhäuser sich ausbreiteten, ans Tageslicht gezogen; ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Strasse der Handwerker und Kaufleute, der Zirkus vor dem Tore, die Strasse der Gräber, die Häuser vieler bekannter Männer, wie des Diomedes, des Ädilen Pansa u. s. w. Die Einwohner Pompejis waren im Augenblicke des Ausbruchs gerade im Amphitheater versammelt, welches mit seinen Marmorstufen und Löwenzwingern vor unserem Blicke aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der grössere Teil Zeit, sich zu flüchten; jedoch findet man auch eine Menge Verunglückter. An der Türe des grossen, schönen Hauses des Freigelassenen Diomedes fand man das Skelett eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen und einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den untern Gewölben ein Skelett mit einer Brechstange; der Mann hatte sich damit durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelett hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, welche so gegen den Aschenregen hatten geschützt werden sollen.

Nichts überrascht beim Besuch dieser aus dem Grabe erweckten Städte so sehr als die Frische der Farben, welche 2000 Jahre lang an diesen Kalkwänden klebten. Fast alle Fussböden der grössern Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Brunnen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Schnecken und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Zeichnung und den Glanz der Farbe bei den schwebenden Figuren auf rotem oder schwarzem Grunde, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Orts hatten. Ein Pfeiler im Hause eines Tuchfabrikanten zeigt den ganzen Verlauf dieses Geschäfts, den Webstuhl, das Krumpfen, das Waschen, endlich eine Schraubenschraube, sehr ähnlich, wie sie jetzt noch angewendet wird. In den Schlafzimmern findet man Obst-, Blumen- und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker, sowie die der Strassen, sind mit schöner Schrift, meist rot, an den Häusern angeschrieben; an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unsern Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben; an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fusses von einer Seite der Strasse auf die andere zu gelangen. Man hat Brot, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich

alles verkohlt, Weinkrüge (spitze Amphoren, wie sie heute noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräte, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchenschirre und Wagschalen gefunden, und alles unterscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, dass es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von kunstreichen Statuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus dem Bereiche der Stadt oder nur aus etwa einem Viertel derselben ausgegraben hat. Besonders schön muss das Forum Civile (Versammlungsplatz der Bürger) gewesen sein, ein grosser viereckiger Platz; auf drei Seiten stehen noch mehr als 200 Säulen dorischer Ordnung aufrecht; sie sind aus Tuffstein, mit Stuck überkleidet und rot oder gelb angemalt. Diese Säulen bildeten einen bedeckten Gang; aber die schön geschnitzte Decke ist eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in welchem das kolossale Haupt eines Jupiter aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvolle, kannelirte Säulen des Eingangs aufrecht. Die Kurie, die Basilika, der Tempel Merkurs, die Konkordia und das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind in das Museum nach Neapel abgeführt, sowie der grösste Teil der Kunstschatze, Gemälde und Mosaiken.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit. Alles ist da klein, aber zierlich. Die Zimmer, welche den viereckigen Hof umgeben, haben selten mehr als 2—3 m ins Gevierte und stehen unter sich in keiner Verbindung.

Es scheint, dass die Pompejaner viel Verkehr mit den Ägyptern gehabt haben; dies beweisen ihre Bildhauereien, ihre Papyrusrollen, der Isistempel und die aufgefundenen Mumien. In dem Hause eines Apothekers hat man gläserne Flaschen mit Medizin und Marmorkrüge mit Balsam zum Einbalsamiren der Mumien gefunden.

85. Birmingham.

In andern englischen Fabrikstädten herrscht immer ein Gewerbszweig vor; Manchester spinnt, webt, druckt Baumwolle; Leeds spinnt Flachs und webt Tuch; Nottingham zeichnet sich in der

Strumpfweberei aus und Coventry in der Bandfabrikation; Burslem arbeitet in Ton; Newcastle gräbt und versendet Steinkohlen. In Birmingham sind dagegen die Beschäftigungen der Gewerbetreibenden zahllos. Nichtsdestoweniger macht sich auch hier der Umstand geltend, dass diese Stadt seit Jahrhunderten Eisen, Kupfer und Messing schmiedete. Da man überall in England mehr oder weniger Eisen findet, so ist die Bearbeitung dieses Metalls auch allenthalben verbreitet und nach gewissen Hauptzweigen verteilt. Für die schweren und groben Eisenwaren, z. B. eiserne Schiffe, eiserne Brücken, grosse eiserne Ankerketten für Seeschiffe, hat man die ausgedehntesten Eisengiessereien in Südwestwales, als dem eisenreichsten Strich in England. Lancashire und namentlich Manchester ist die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens. Lancashirer Instrumente und Werkzeuge sind weit und breit berühmt. Für die Schneidwerkzeuge sind die 70,000 messerschmiedenden Einwohner von Sheffield die Hauptleute. Für alle übrigen kleinen und grossen Dinge, die man aus Eisen, Kupfer, Messing und andern Metallen verfertigt, für die sogenannten Hartwaren, ist endlich Birmingham der vornehmste Ort.

„Von Ambossen wiedertönend“ nennt ein alter Geograph die Stadt. Allein diese Ambosse und Hämmer der Alten haben sich auf der einen Seite in so gewaltige Maschinerien verwandelt und sind auf der andern Seite zu so kleinen Ambösschen und Hämmerchen zusammengeschrumpft und in so viele Feilen und Feilchen, Polirsteine, Schleifsteine, Drahtziehereien zerbröckelt, dass jener poetische Ausdruck nicht mehr genug sagt. Bei dem von den Engländern so ausserordentlich weit getriebenen Grundsatz der Arbeitsteilung gibt es fast gar keine Art von Nägeln oder Stiftchen, keine Klasse von Schrauben oder Metallknöpfen, die in Birmingham nicht ihre eigenen Bearbeiter und ihre gesonderten Werkstätten hätten, und die nicht ein Gewerbe für sich bildeten. So unterscheidet man unter den Knopfmachern die Gold-, Silber-, Metall- und Perlmutter-Knopfmacher; ferner die Flintenlauf-, die Flintenschwanzschrauben- und Flintenschaftmacher, die Flintengraveure, Flintenpolirer, Flintenschmiede und Flintenfeiler. Dass es besondere Hammermacher gibt, wird jeder erwarten; nicht so, dass auch die Tintenfassmacher eine eigene Klasse von Fabrikanten bilden; ebenso erwähnen wir auch die Sargnägelmacher, die Ringdrechsler, die Hundehalsbandfabrikanten, die Zahnstocherbüchsen-, die Fischangel-, die Steigbügel-, die Hundeketten-, die Packnadel-Macher u. s. f.

86. Das Gewitter.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben herrscht am frühen Sommermorgen. Es grünt und blüht, es rauscht und rieselt, es singt und hüpf, als ob die Natur einen schönen Festtag feiern wollte. Den Himmel überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dichtere Wolken am Horizont herauf, erheben sich immer mehr, gleichen über einander gelagerten Gebirgsmassen, mannigfaltig gestaltet, grau, düsterhell gefärbt.

In der dunkeln Wolke blitzt es; sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört, das lauter schallt, je näher das Gewitter kommt. Die Luft ist schwül und still. Plötzlich bricht ein Sturm los; er führt Staubwolken in die Luft empor; Seen und Ströme schlagen Wellen; das Wasser schäumt, und die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Tiere verbergen sich und suchen Schutz gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch ist nicht ohne Furcht. Er fragt: Wen wird der flammende Strahl treffen? Auf welche Wohnung wird er niederfahren, zünden und sie in einen Aschenhaufen verwandeln? Kann nicht ein Wolkenbruch, ein Platzregen eine verheerende Überschwemmung anrichten? Leben, Gesundheit und Eigentum stehen auf dem Spiel.

Blitz und Schlag folgen schnell und schneller auf einander. Es fallen grosse Regentropfen; in einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder. In Tälern und Wäldern brüllt der Donner, und tobt der Sturm.

Aber ohne Schaden liess der Allmächtige das Gewitter vorüber ziehen. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne hinter dem Gewölk hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt; die Natur lacht. Im frischen Grün prangen Wald und Flur; rein gewaschen vom Staub sind die Gewächse; munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Hain; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft. Freier atmet die Brust; der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur. Wie wohltätig ist das Gewitter! Preis und Anbetung dem Allmächtigen, der das Verderben in Segen verwandelt.

87. Der Herbst, ein rechter Zahlmeister.

Der Herbst ist der Zahlmeister des Jahres. Der Sommer hat wohl schon manches auf Abschlag gebracht; aber der Herbst

führt doch die Hauptkasse. Auch hat er nicht bloss einen Zahltag, sondern gar viele, also dass die Menschen beinahe nicht Hände genug zum Einnehmen haben. Wo man den Herbst nur erblickt, da hat er etwas zu verschenken. Und er schenkt nicht wie ein Geiziger, dass man nicht weiss, ob es ihm Ernst sei oder nicht, sondern er hat seine Hände immer weit offen. Wie schön schmückt er seine Gaben! Betrachtet nur die rotbackigen Äpfel an den Bäumen, grosse und kleine, und dann die Birnen, von denen manche aussehen, als ob sie von Wachs gemacht wären. Aber die sind nicht immer die besten, und es heisst auch bei ihnen oft: „Der Schein trügt.“ — Manche haben eine rauhe Schale, sind aber inwendig doch voll Saft und Wohlgeschmack, ähnlich den braven Menschen in groben Kitteln. Die Pflaumen- und Zwetschgenbäume hangen oft so voll, dass die Äste die Last kaum tragen können und ordentlich froh sind, wenn die Menschen nur zugreifen. Die Nussbäume warten oft gar nicht darauf; sie haben Monate lang in der Stille geschafft; jetzt öffnen sie ihre grünen, bittern Schalen und lassen die süssen Kerne zur Erde fallen. Die Haselnusssträucher lassen ihre Nüsse aus gar zierlichen grünen Bechern oben heraussehen, damit die Menschen gleich wissen, was in ihnen steckt. Da kommen dann die Knaben und Mädchen und langen zu und knacken, so viel sie vermögen. Aber das Eichhörnchen holt sich auch sein Teil für den kalten Winter; denn auch für die Tiere ist der Herbst ein rechter Zahlmeister.

88. Der Winter.

Die heitern Tage des Sommers und Herbstes sind vorüber. Die ganze Gestalt der Natur hat sich verändert. Traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken herab über Gärten, wo keine Blume mehr blüht, über Felder, wo keine Ähre mehr reift, über Wiesen, wo kein Grashalm mehr grünt. Der Gesang der Vögel ist verstummt, und die Stille wird nur durch das Gekrächze der Raben unterbrochen oder vom Geschrei der letzten Zugvögel, die wärmeren Gegenden zueilen. Die Wälder erheben überall ihre kahlen, grauen Häupter, und stürmische Nordwinde treiben das abgefallene Laub wirbelnd umher. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen ist! Ein dichter Nebel ist der Begleiter des Morgens, und nur die kurzen Mittagsstunden vermag die Sonne noch zu erhellen.

Allmählig breitet der Frost eine Eisdecke über Flüsse, Seen und Teiche. Der See gleicht einem glatten Spiegel, auf welchem

das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. Bald malt die Sonne ihr Bild auf dem Eise als eine glänzende Scheibe, bald leuchtet der ganze See im Silberschein. Auf dem Eise schwärmt die Jugend umher, hier auf Schlittschuhen, dort im Schlitten, und Fröhlichkeit und Scherz belebt die Schar. — Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes. Vom Dache hängen silberne Eiszapfen, und die Felswände sind mit langen, weissen Säulen geziert. Unter dem Schritt der Reisenden tönt die hartgefrorene Erde, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft.

89. Das Ei und die Ruß.

Das Ei und die Ruß gleichen einander zunächst in der äußeren Form, indem beide länglich rund oder oval sind. Sodann umgibt bei beiden eine äußere Schale das Innere. Dies ist wieder bei beiden nicht nur genießbar, sondern auch wohlschmeckend und nahrhaft.

In folgenden Punkten dagegen sind sie von einander verschieden. Das Ei ist ein Erzeugniß aus dem Tierreich, die Ruß aus dem Pflanzenreich. Die Schale des Eies ist weiß, dünn und daher leicht zerbrechlich; die der Ruß bräunlich, dicker und fester. Der Nahrungstoff im Ei ist flüssig, der in der Ruß ist fest. Beide aber sind eine dankenswerte Wohlthat des Schöpfers für uns Menschen.

90. Fuß und Hand.

Fuß und Hand sind Glieder des menschlichen Körpers. Beide befinden sich am Ende längerer Gliedmaßen, der Beine und der Arme. Beide bestehen aus Knochen, Muskeln und Haut. Beide dienen zur Bewegung und endigen in je fünf längliche, runde Teile, welche mit Nägeln versehen sind.

Der Fuß ist aber dicker und länger als die Hand und hat härtere Knochen. Der Fuß dient zum Stehen, Gehen und Stoßen; mit der Hand können wir dagegen die verschiedenartigsten Arbeiten verrichten. An der Hand haben wir auch ein weit feineres Gefühl als am Fuß. Die fünf abgeforderten Glieder am Fuß heißen Zehen, sind kürzer und wenig gelenkig; an der Hand heißen sie Finger, sind länger und sehr gelenkig. Einer der Finger, der Daumen, kann sich von den andern bequem weiter entfernen und denselben gegenüber Stellung nehmen, welche Befähigung die große Zehe des Fußes nicht besitzt. Dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, daß die Hand eine ungleich größere Geschicklichkeit hat als der Fuß.

91. Gans und Ente.

Die Gans und die Ente sind Schwimmbögel. Als solche haben sie breite, mit einer Haut verbundene Schwimmsüße, die ihnen mehr nach hinten zu sitzen und daher wohl geschickt zum Rudern, aber unbequem zum Gehen sind; deshalb haben auch alle zu dieser Ordnung gehörenden Vögel einen wackelnden Gang. Der Schnabel beider Vögel ist breit und stumpf, mit Haut überzogen und an der Spitze mit einem Häkchen versehen. Beide haben ferner eine fleischige Zunge, einen rauhen, stachelichten Gaumen und ein dichtes, fettes Gefieder, das kein Wasser annimmt. Von diesen beiden Vögeln gibt es verschiedene Arten; sie leben theils wild, theils zahm, beide abwechselnd auf dem Wasser und auf dem Lande. Endlich gewähren sie uns durch ihr Fleisch und Fett, durch ihre Eier und Federn mannigfaltigen Nutzen.

Was nun die Verschiedenheiten beider Vögel betrifft, so ist hierüber Folgendes zu bemerken: Die Gans ist größer als die Ente; sie hat auch einen längern Hals, eine andere Stimme und vorzüglichere Federn als die meisten Entenarten; namentlich sind die Schwungfedern der Gans zum Schreiben brauchbar, was man von denen der Ente nicht rühmen kann. — Dagegen haben die meisten Entenarten ein wohlschmeckenderes Fleisch und schmackhaftere Eier als die Gänse. Jene können das Wasser weniger entbehren und sind gefräßiger als diese. Die Gänse leben vorzüglich von Pflanzen; die Enten aber machen bei ihrer Gefräßigkeit, wie die Schweine, keine große Auswahl in ihren Nahrungsmitteln und fressen nicht nur Samenkörner, Wasserkräuter, Insekten, Würmer, Frösche, Kröten und Mäuse, sondern auch allerlei Unrat und die ekelhaftesten Sachen, die sie im Schlamm und in den Mistpfützen auffinden. Die Enten sind also keine Feinschmecker.

92. Das Veilchen und der Bescheidene.

Im Graze blüht das liebliche Veilchen, und viele bemerken es nicht. Obgleich es aber verborgen ist, so verbreitet es doch seinen herrlichen Geruch.

Von vielen unbemerkt, wirkt auch der Bescheidene manches Gute still und anspruchslos. Er trachtet nicht danach, daß andere seine guten Werke erfahren. Es gewährt ihm süßen Lohn, des Guten viel zu schaffen.

Das Veilchen ist jedem eine liebliche Erscheinung. Wer es findet, hat eine innige Freude an der schönen Farbe und dem süßen Dufte des Blümleins.

Auch der Bescheidene wird überall gerne gesehen. Jeden freut sein anspruchsloses und darum zugleich sanftes Wesen. Gute Menschen

suchen seinen Umgang und weilen gern in seiner Nähe. Geht er in Gesellschaften, so findet er eine freundliche Aufnahme. Wie das Veilchen ist er immer und überall willkommen.

93. Das Bächlein und das menschliche Gemüt.

Ein edler Vater stand mit seinem Sohne am Rande eines eilenden Bächleins, welches unter dem Schatten vieler Zweige und dichten Laubwerkes einen silbernen Glanz zeigte. Der Vater sprach: „Das Bächlein sendet schon viele Jahrhunderte hindurch seine reinen Wellen in das Thal und bewässert die Wiesen. In jedem Augenblicke sehen wir anderes Wasser an uns vorüberreichen, und doch wird die Fülle und Klarheit desselben nicht vermindert. Dies kommt daher, weil das Wasser aus einer lebendigen und reinen Quelle hervorschießt. Auch die Werke, Worte und Gedanken des Menschen sind wie ein Bach, der durch das Leben hinabreißt. Auch dieser Bach wird immer neues und immer reines Wasser haben, wenn seine Quelle lebendig und rein gehalten wird. Die Quelle aber ist das menschliche Gemüt; alles, was aus einem edlen Gemüte hervorkommt, ist gut und schön.“

III. Abschnitt: Abhandlungen und Betrachtungen.

A. Aus der Sitten- und Pflichtenlehre.

94. Wohltätigkeit.

Es gibt unzählige Arten, andern Menschen wohl zu tun, ihnen Wohltaten zu erweisen: den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, den Kranken pflegen, den Schwachen beschützen, den Traurigen trösten, den Verlassenen aufnehmen, den Unwissenden belehren, dem Ratlosen raten, den Irrenden zurechtweisen u. s. f.

Niemand ist so arm, dass er nicht im stande wäre, Wohltätigkeit zu üben. Tausend Gelegenheiten bieten sich jedem im Leben dar, seinem Mitmenschen einen Dienst, eine Gefälligkeit zu erweisen, und oft ist schon das, was man mit leichter Mühe und ohne Kosten tut, eine grosse Wohltat für einen andern.

Wohltätigkeit ist nichts anderes als tätige Nächstenliebe.

Das Wort des Heilands aber gebietet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Und ferner: Was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!

95. Barmherzigkeit.

Wer da fragt, was Barmherzigkeit sei, der lese das Gleichnis, welches der Heiland vom barmherzigen Samariter erzählt.

Was tat der Samariter?

Er erbarmte sich des Unglücklichen; er hob ihn auf, goss Balsam in seine Wunden, verband dieselben und verschaffte dem Leidenden Pflege und Nahrung. Und wer war der Unglückliche? Ein Fremdling, den der Samariter nicht kannte; ein Mann aus einem Volke, das die Samariter missachtete. Also die Barmherzigkeit fragt nicht: Wo? Wer? Warum? Sie hilft jedem, welcher der Hilfe bedarf, und jeder Hilfsbedürftige ist dem Barmherzigen ein Nächster. Er hat ein warmes, fühlendes Herz für jeden Unglücklichen, und dies treibt ihn, die Nächstenliebe immer und überall und gegen jeden Menschen zu üben. Ja, nicht allein gegen die Menschen, sondern gegen alle Geschöpfe; denn so zeuget die heilige Schrift: Der Barmherzige erbarmt sich auch seines Viehes. Dafür gibt sie aber auch die Verheissung: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Für uns fehlbare, schwache Menschen gibt es keinen höhern Trost als den, dass unser Gott ein barmherziger Gott ist. Wie könnten wir bestehen, schon auf dieser Erde, wenn Gott sich nicht unser erbarmte? Wie könnten wir hoffen, ein höheres, glücklicheres Leben zu erlangen, wenn unser ewiger Richter nicht ein göttlicher Erbarmer wäre?

Im Gegensatze zur Barmherzigkeit steht die Hartherzigkeit. Der Hartherzige geht ungerührt an dem Unglücklichen vorüber, wie dort im Gleichnisse Jesu der Levit an dem Wanderer, der auf dem Wege nach Jericho verunglückte.

96. Grossmut.

Das Gebot der Grossmut ist das erhabenste Gebot des Christentums, und Christus gab es in den Worten: Liebet eure Feinde! segnet, die euch fluchen! tut Gutes denen, die euch hassen! und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! auf dass ihr Kinder seid euers Vaters im Himmel; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte.

Ja wohl hat der Mensch, der sich selbst bezwingt: seinen Zorn, seine Feindschaft, seinen Hass, seine Rache — einen grossen Mut; der sogar, wenn er Gewalt bekommen hat über denjenigen, von dem er beleidigt, verfolgt, beschädigt, gefährdet worden ist, die Hand zur Verzeihung und Versöhnung darbietet und demjenigen Gutes tut, der ihm Böses getan hat. Grossmut ist eine göttliche Tugend, und wo der Heiland von Feindesliebe redet, da ermuntert er mit den Worten: Ihr sollet vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Nur edle Menschen sind der Grossmut fähig; hingegen streben nur zu viele danach, Böses mit Bösem zu vergelten, d. h. Rache zu nehmen, sich zu rächen. Es gibt rohe und grausame Völker, bei welchen die Rache, ja sogar die Blutrache, gleichsam zur Pflicht gemacht ist. Dem Christen jedoch ist die Rache ausdrücklich verboten, und wer rachgierig denkt und handelt, der versündigt sich am Christentum. Als unser göttlicher Religionsstifter am Kreuze die grössten Schmerzen litt und grausame Feinde seiner spotteten, betete er für diese: Vater, verzeih ihnen! denn sie wissen nicht, was sie tun.

97. Ehrlichkeit, Redlichkeit.

Was ist die Ehre? Sie ist ein Schatz, den Gott in eines jeden Menschen Herz gelegt, jedem Menschen gegeben hat, dem Armen wie dem Reichen. Und welchen Segen bringt dieser Schatz? Er bringt uns Vertrauen und Achtung vor unsern Mitmenschen. Wer nur das tut, was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, der bleibt der Ehre theilhaftig. Jede böse Tat verletzt unsre Ehre, und in der Übung des Bösen geht die Ehre verloren. Also ist der Mann ein Ehrenmann, der nur das redet, will und tut, was mit der Ehre vereinbar ist. Ehre verloren, alles verloren, sagt das Sprichwort; und dieses Sprichwort ist ein wahres. Was hilft dem Dieb, dem Betrüger, dem Wucherer Geld und Gut? Fehlt ihm ja doch das höchste Gut, die Ehre. Was hilft dem Lügner, dem Verleumder, dem Heuchler, dem Schmeichler der errungene Vorteil? Sein eigenes Gewissen sagt ihm: du handelst ehrlos. Und wer handelt ehrlich? Der, dessen Worte und Taten mit der Ehre gleich und übereinstimmend sind. So lange jemand seine Seele rein und unbefleckt bewahrt, so lange ist er nicht arm und nicht unglücklich; denn er hat ja in seinem Herzen einen köstlichen Schatz. Ehre und guter Name sind stets beisammen, und ein guter Name ist der beste Empfehlungsbrief unter den Menschen. Ehre gibt Mut, und ein Ehrenmann wird am wenigsten dulden, dass man seinen guten Namen verletze. Ehrlichkeit erweckt Zuversicht und Vertrauen, und das Ehrenwort des rechten Mannes beseitigt jeden Zweifel. Wer vor Gott, vor den Menschen, vor sich selbst etwas gelten will, der bewahre seine Ehre. Sie ist der Spiegel der menschlichen Würde, und dieser Spiegel strahle hell, rein und ungetrübt in euerm Herzen.

Redlichkeit hiess in der altdeutschen Sprache Verständigkeit; jetzt ist dieses Wort mit Ehrlichkeit fast gleichbedeutend, doch meint man meistens unter einem redlichen Mann einen ehrlichen und zugleich gutmütigen, auf dessen Rede namentlich auch zu bauen ist. Es ist auch jetzt noch so, dass Redlichkeit und Verständigkeit zusammen gehören; denn der Verstand lehrt, dass Redlichkeit doch zu allem der sicherste Grund und zugleich die festeste Stütze ist.

Unehrllichkeit und Unredlichkeit mögen hie und da einen vorübergehenden Vorteil bringen; aber sie führen doch in Unglück und Verderben. „Ehrlich währt am längsten.“ Ehrlosigkeit ist ein Zustand des grössten Elends und der tiefsten Schmach; denn der Ehrlose hat den bessern Teil des Menschenwesens verloren.

98. Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit.

Ein Wort, an dem die Wahrheit haftet, ist ein wahrhaftes Wort. Ein Mensch, der stets beflissen ist, die Wahrheit zu reden, der zeigt Wahrhaftigkeit. Diese aber gibt sich dar im klaren und freien Worte, und wer den guten Ruf hat, dass er wahrhaft sei, dem öffnen sich vertrauensvoll die Ohren und die Herzen. Der Wahrhaftige wirkt mit wenig Worten mehr als je einer mit langer Rede, mit aller Versprechung und Versicherung, wenn ihm der Ruf der Wahrhaftigkeit mangelt. Wahrhaftigkeit muss wohl einen hohen Wert haben; denn Christus selbst mahnt dringlich, sie zu üben, indem er spricht: „Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein.“ Demnach sollen wir kurz und einfach so sprechen, wie es nach unserer Überzeugung der Wahrheit gemäss ist.

Wer offen und richtig nach der Wahrheit spricht, der ist aufrichtig. Mit dem aufrichtigen Menschen verkehrt man immer gern; denn man erfährt, was er denkt und will. Aufrichtigkeit lässt in das Innere schauen, und der Aufrichtige gibt frei sich zu erkennen. Ja, selbst wenn er gefehlt hat, verbirgt er nicht die Wahrheit, und lieber trägt er äussern Nachteil als in sich den Vorwurf, für Wahrheit nicht gezeugt zu haben. So steht er offen stets zum Recht, und wer ihn kennt, glaubt seinem Worte und traut seiner Rede; das ist der Lohn der Aufrichtigkeit.

Unwahrheit entspringt oft aus Irrtum und Missverstand, und dann ist sie verzeihlich; doch wird der Verständige sich auch vor Irrtum und Missverständnis hüten, damit er nicht in Unwahrheit ver falle. Wer aber wissentlich Unwahreres redet, der lügt, und wer häufig Lügen spricht, der ist ein Lügner. Lügenhaftigkeit ist eine sehr schlimme Eigenschaft und zeugt nur zu oft von einem bösen Herzen; so sagt das Sprichwort: Wer lügt, der stiehlt auch. — Wer aber von einem andern wissentlich Unwahreres sagt, mit der Absicht, ihm an Ehre und gutem Ruf zu schaden, der verleumdet. Verleumdung ist nichts anderes als ein Versuch, dem andern seine geistigen und sittlichen Güter zu rauben, und so ist Verleumdung noch ein grösseres Verbrechen als Raub und Diebstahl. Ein Verleumder ist ein verabscheuungswürdiger Mensch und wird schon von den weltlichen Gerichten hart gestraft.

Wer durch unwahre Angaben und Beteuerungen den andern an Geld und Gut schädigt, der betrügt. Schlechte Waren als gute preisen, falsches Mass als volles berechnen und alles der-

gleichen ist Betrug, und der Betrüger ist um nichts besser als der Dieb.

Die grösste und schwerste Versündigung an der Wahrheit findet endlich statt, wenn jemand falsches Zeugnis gibt. Ausdrücklich sagt das Gebot Gottes: „Du sollst nicht falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.“ Und soll endlich das Zeugnis durch einen Eid bekräftigt werden, und jemand schwört einen falschen Eid, einen Meineid, so ruft er die Verachtung von seiten der Nebenmenschen und die göttliche Strafe über sich. Der Meineidige begibt sich aller Würde und beraubt sich selber des besten Trostes.

99. Treue.

Versprechungen und Verpflichtungen nimmt man gerne von solchen Menschen an, welchen man trauen darf. Und wer gewissenhaft sein Versprechen und seine Verpflichtung erfüllt, der ist treu. Die Treue ist das Band aller Gemeinschaft, und nur durch sie kann eine Familie, eine Gemeinde, ein Staat bestehen. Aus der Treue erspriesst allseitiger Segen. Wer treu ist in seinem Dienst und Berufe, der wirkt andern zum Segen und wird von ihnen gesegnet. Treue bringt jeden zu Ehren und Achtung; auch der geringste Dienstbote, wenn er Treue bewährt, ist wahrhaft geachtet. „Treu wie Gold“, so lautet ein Sinnspruch. Im Golde sei nichts Falsches, Unlauteres; so auch nicht in des treuen Menschen Gemüt. Wer aber treu sein will, bedenke recht wohl, was er verspricht; denn ob er auch aus Mangel an Kraft und Mitteln sein Wort nicht gehalten, er wird doch an Vertrauen verlieren; der Glaube an seine Treue wird wanken. Wer den Ruhm der Treue bewahren will, der prüfe sich wohl, ehe er zu einem Amte, zu einer Stelle, zu einem Dienste sich verpflichtet. Wer irgend die übernommene Pflicht nicht erfüllt, verliert am Rufe der Treue. Der Treue übergibt man anzuvertrauendes Gut, und wer nicht sorgsam und redlich das Anvertraute bewahrt, der bricht die Treue. Treuherzig nennt man den Menschen, der mit gutem Vertrauen andern seine Gedanken und Gefühle mittheilt. Ihm schenkt man gerne auch wieder Vertrauen, weil wahre Treuherzigkeit nur einem Herzen entquillt, in welchem die Treue selbst auch wohnt. Die Treue muss stets ein Ganzes sein; der kleinste Mangel droht ihr Vernichtung. Im Kleinsten sollt ihr getreu sein wie im Grössten; die kleinste Treulosigkeit ist das Ende der Treue.

Es ist daher eine ganz verkehrte und üble Meinung, wenn

man Untreue in Kleinigkeiten für erlaubt hält. Am Kleinen gewöhnt man sich zu Grösserm, und so schreitet man fort in der Treulosigkeit. Gar viele Menschen sind auf diesem Wege allmählig ins Verderben gekommen, namentlich Dienstboten und ärmere Leute. Das Gewissen warnt vor jeder Untreue, auch vor der kleinsten. Lasset euch ja warnen, damit ihr stets den Ruf der Treue bewahrt!

100. Gerechtigkeit.

Wer ist gerecht? Derjenige, der jedem andern gibt und lässt, was demselben mit Recht gebührt. Es ist demnach gar leicht zu verstehen, was gerecht sein heisse. Wie kommt es denn nun, dass es vielen Leuten so schwer fällt, Gerechtigkeit zu üben? Bei manchen kommt es davon her, dass in ihrem Gemüte der Eigennutz und die Habsucht vorherrschend sind; bei andern aber, dass sie den hohen Wert der Gerechtigkeit nicht genugsam fühlen und erkennen. Mit einem Menschen, in welchem der Gerechtigkeitssinn klar und kräftig ausgebildet ist, kann man in allen Geschäften ganz sicher verkehren. Er hat eine heilige Scheu vor allem, woran irgend etwas Ungerechtes klebt; er hat die feste Überzeugung, dass nur gerechtes Gut zum Segen reichen könne, dass hingegen an jedem ungerechten Kreuzer ein Fluch haften, der auch alles andere Gut anstecke. Ihm gilt das Sprichwort: Ein ungerechter Heller verzehrt tausend andere. — Denket nur selber darüber nach, woher so viel Streit, Feindschaft, Jammer komme! Ihr werdet finden, dies komme hauptsächlich davon her, dass so viele Menschen in Handel und Verkehr, in Amt und Dienst der strengen Gerechtigkeit ermangeln. Ohne Gerechtigkeit gibt es keine rechte Frömmigkeit, keine rechte Liebe, überhaupt keine rechte Tugend. Rechtlichkeit und Gerechtigkeit bedeuten im Grunde eins und dasselbe; doch begreift man unter Gerechtigkeit noch insbesondere die Pflicht derer, welche Recht sprechen, nämlich der Richter. Diese also sind vor Gott und den Menschen besonders verpflichtet, Gerechtigkeit zu pflegen und Recht zu schaffen. Daraus ist die grosse Verantwortlichkeit des Richters und die hohe Wichtigkeit des Richteramtes zu erkennen, und es zeugt von grosser Verworfenheit und Niederträchtigkeit, wenn ein Richter aus Eigennutz oder Gefälligkeit von der Gerechtigkeit abweicht. In dieser Hinsicht spricht sich die heilige Schrift in den starken Worten aus: Ein ungerechter Richter ist dem Herrn ein Greuel.
„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gutes“;

so spricht das Gebot Gottes. Dies ist namentlich das Gebot der Gerechtigkeit. Die Quelle der Ungerechtigkeit ist häufig die Begierde nach fremdem Gute. Eine hässliche Richtung dieser Begierde ist der Neid, der den Menschen mit Verdruss und Ärger über des Nächsten Wohlfahrt erfüllt. Der Neidische ist sich und andern zur Qual, und sein böses Gemüt ist jeder Bosheit und Übeltat fähig. Sehr verderblich wirkt auch der Geiz, jene törichte Leidenschaft, die den Menschen zum Sklaven des Geldes macht, und den die heilige Schrift die Wurzel alles Übels nennt. Kurz, alle schlechten Leidenschaften sind Feinde der Gerechtigkeit, eben weil Gerechtigkeit der Grund und Boden ist, in welchem alle Tugenden wurzeln.

101. Genügsamkeit, Zufriedenheit.

Solche Bedürfnisse, deren Befriedigung zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit unerlässlich ist, sind notwendige Bedürfnisse, z. B. Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ruhe, Sicherheit, freundliche Geselligkeit, Freiheit u. dgl. Nun hört man aber in gegenwärtiger Zeit sehr häufig die Klage, daß viele Menschen nicht genug haben, um diese notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen. Ist denn wirklich die Not unserer Zeit so groß? Ja wohl ist die Not bei vielen groß, aber nicht immer darum, weil es an den Mitteln zur Befriedigung notwendiger Bedürfnisse fehlt, sondern darum, weil so vielen Menschen die Befriedigung notwendiger Bedürfnisse nicht mehr genügt, weil ihnen die Genügsamkeit fehlt. Sie machen sich eine Menge künstlicher Bedürfnisse; sie trachten nach überflüssigen, oft sogar schädlichen Genüssen. Sie machen sich Sorgen um Dinge, welche das einfache Lebensbedürfnis gar nicht fordert.

Der Arme, der Unbemittelte will es dem Vermöglichen und Reichen gleich tun, und es genügt ihm eine einfache, naturgemäße, friedliche Lebensweise nicht mehr. Hier ist die Quelle vieler Not und Klagen unserer Zeit, und diese Quelle des Unheils kann nur verstopft werden durch einen genügsamen Sinn. Wo dieser wohnt, da mindern sich Not und Klage, und selbst in der Hütte des armen Tagelöhners blüht durch ihn Friede und Glück. Darum hüte sich jeder schon von Jugend auf vor Angewöhnung unnötiger Bedürfnisse. Darum richte ein jeder seine Sorge zunächst nur auf das, was zur Erhaltung des Lebens, der Gesundheit, eines guten Gewissens und eines heitern Sinnes nötig ist; er lasse sich genügen mit dem, was Leib und Vernunft fordern; dann wird er zur Genügsamkeit gelangen, und diese wird Not und Sorge verschrecken.

Aus der Genügsamkeit entspringt jener glückliche Gemütszustand, den man durch das Wort Zufriedenheit bezeichnet. Das ist der Frieden der Seele, welchen derjenige Mensch besitzt, den sein Stand und sein Schicksal befriedigt. Er lebt mit sich selbst im Frieden und ist zufrieden mit dem, was er hat, was er tut und kann. Diesen beglückenden Seelenzustand kann nur erringen, wer einfach, naturgemäß und tugendhaft lebt. Und ob man es auch bestreite, die Zufriedenheit kehrt gerne in der Hütte des Unbemittelten ein, sobald er ihr nur durch Genügsamkeit den Zutritt gestattet. Überall aber wird sie verschucht, wo ein Streben nach unmäßigem Genuße und nach größern Glücksgütern als vorherrschende Begierde waltet.

Wie Genügsamkeit die Quelle der Zufriedenheit, so ist Ungenügsamkeit häufig der Ursprung der Unzufriedenheit. Nimmt aber Ungenügsamkeit überhand, so führt sie zu größern Übeln, zur Unmäßigkeit, zum Neid, zum Geiz und so fort zu allem Bösen. Oft entspringt die Unzufriedenheit auch aus der Ansicht, daß man nicht genug könne und leiste. Die traurige Stimmung, welche aus jener Ansicht folgt, mag einen löblichen Grund haben; aber sie darf den Menschen nicht beherrschen, weil er sonst leicht gehindert wird, doch so viel zu leisten, als er nach seinen Kräften vermag. Auch krankhafte Laune erzeugt ein unzufriedenes Wesen, durch welches man sich und andern zur Qual wird. Durch ruhiges Nachdenken, durch gerechte Würdigung des Guten, das man besitzt, durch Umgang mit guten und heitern Menschen läßt sich die böse Laune verschuchen. In Stunden, da sie uns drückt, sollen wir keinen wichtigen Entschluß fassen, keine wichtige Handlung versuchen.

102. Dankbarkeit, Frömmigkeit.

„Danken“ und „Denken“, das lautet ziemlich ähnlich! Das Danken setzt aber auch ein Denken voraus, nämlich, daß man empfangener Wohlthaten gedanke. Aber beim rechten Dank ist nicht allein der denkende Verstand, sondern ganz besonders das fühlende Herz. So wirken also Herz und Verstand in der Dankbarkeit zusammen. Und wer der Dankbarkeit ermangelt, dem fehlt es im Verstande oder im Herzen oder gar in beiden zugleich. In zwei Arten äußert sich die Dankbarkeit, in Worten und in Werken. Auch das dankbare Wort schon lohnet, erfreut und ermuntert, und oft mag es genügen; doch höher steht der werktätige Dank, wobei aber keineswegs in Anschlag kommt, ob die Dankesgabe von großem Werte sei, sondern nur, daß sie den dankbaren Willen äußerlich darstelle. Darum können auch kleinere Kinder, auch Arme durch Dankeszeichen, die ohne Kosten erhältlich sind, ihr Dankgefühl offenbaren. Die Dankbarkeit soll sich aber auch bis zur Wieder-

vergeltung steigern; so sollen die erwachsenen Kinder den schwachen alten Eltern dankbar wiedervergeltten, was diese einst an ihnen getan; so wenn der Wohltäter durch Unglück dürftig, der früher Unterstützte wohlhabend wird, soll dieser an jenem dankbare Wiedervergeltung üben.

Wer ist's, der uns Leben, Gesundheit und alle Kraft des Leibes und der Seele gibt und uns vor allen Geschöpfen zur Seligkeit bestimmt? Also ihm, dem gütigen Gotte, sind wir zum höchsten Danke verpflichtet. Aus Dankbarkeit und Liebe sproßt die schönste und höchste Tugend, die Frömmigkeit.

Mit undankbaren Menschen habet keine Gemeinschaft! denn Undankbarkeit zeugt von einem rohen Gemüte. Wer des Dankes gegen Eltern, Lehrer, Wohltäter ermangelt, dem fehlt jener Zug des Herzens, der wesentlich zu guter Gemeinschaft gehört. Undankbarkeit ist bei allen Völkern verabscheut, und wer undankbar gegen Menschen sein kann, der mag dieses auch gegen Gott werden. Ohne Dankbarkeit ist keine wahre Frömmigkeit möglich, und Mangel an Dankbarkeit war oft schon der Anfang der Gottlosigkeit.

103. Fleiß, Arbeitsamkeit.

Ein Mensch, der weder im Guten, noch im Nützlichen, noch im Schönen eine angemessene Tätigkeit zeigt, erfüllt seine Bestimmung keineswegs; er ist ein unwürdiges Glied der menschlichen Gesellschaft, weil er zur Wohlfahrt derselben nichts beiträgt. Zu jeder Tätigkeit aber gehört Aufmerksamkeit, ernster Wille und eifriges Bemühen; hierin besteht eben der Fleiß. „Dem Fleißigen gerät alles wohl“, sagt ein Sprichwort, und darum eben ist der Fleiß von so großer Bedeutung. Welch eine Freude, welche Befriedigung gewährt meistens der fleißige Schüler dem Lehrer! Wie gerne lobt und achtet man den fleißigen Arbeiter! Aber der Fleiß wirkt nicht allein auf andere erfreulich; er gewährt dem Fleißigen selbst jene innere Befriedigung, welche aus dem Gefühl entspringt, daß man fähig sei, etwas zu tun und zu leisten, ja die Befriedigung selbst, daß man etwas getan und geleistet habe. Ein tätiges Leben in guter Richtung gleicht dem von uns selbst gepflanzten Baume, der uns mit reichlichen Früchten erfreut.

Der Fleißige wird nie über Arbeit klagen; denn die Arbeit ist ihm keine Last, sondern eine Lust. Es bildet sich in ihm jener Trieb und Wille zum Arbeiten, den man Arbeitsamkeit nennt. Dem Arbeitsamen wird es auch nie an Beschäftigung fehlen. Wer eifrig nützliche Arbeit sucht, der wird sie sicherlich finden. Und mögen auch harte Zeiten zuweilen drücken und drängen, der Arbeitsame wird nie ganz verkümmern; er wird nie der nötigen Mittel zum Leben ermangeln.

Den fleißigen Arbeiter kennt und sucht man, und gerne gewährt man ihm Brot und Lohn. *Der Unfleiß und Trägheit sind weit schlimmer, als man gewöhnlich meint. Der unfleißige Arbeiter schadet oft mehr, als er nützt; denn durch Nachlässigkeit oder Unaufmerksamkeit wird der Arbeitsstoff unter seinen Händen verdorben. Der Träge oder Faulle ist auch eine Art von Dieb; denn „er stiehlt dem lieben Herrgott den Tag ab“; er ist dem Betrüger verwandt; denn er bringt den Arbeitgeber um Nahrung und Lohn; er ist ein Verschwender; denn er gibt seine Kräfte dem Müßiggang hin. Erinneret ihr euch an das Gleichnis Jesu von den anvertrauten Pfunden? Diese Pfunde sind die Anlagen und Kräfte, welche Gott dem Menschen gegeben, und welche der Träge unbenützt liegen läßt. Ja, Trägheit und Faulheit ist auch eine Sünde und zwar eine Unterlassungssünde; der Träge tut nicht, was er sich und der Menschheit schuldig ist. Zudem sagt das Sprichwort ganz richtig: Müßiggang ist aller Laster Anfang.*

104. Bescheidenheit.

Wer ist bescheiden? Derjenige, welcher nur das verlangt, was er nach Billigkeit fordern kann; derjenige, welcher nicht mehr gelten will, als ihm nach Stand und Verdienst gebührt. „Der Jugend geziemt Bescheidenheit“, so lautet die Lehre. Wer noch in den Jahren der Kindheit und der Jugendzeit lebt, der hat noch viel zu lernen, und namentlich fehlt ihm Erfahrung. So ist es denn billig, daß junge Leute die ältern achten. Der bescheidene Jüngling wird darum im Kreise der Männer nicht vorlaut das Wort führen; er wird bedenken, wie viel mehr diese Männer gelernt oder doch erfahren und getan haben, und dies eben wird Bescheidenheit in ihm erwecken. Die bescheidene Jungfrau wird sich nie vermessen, erfahrene Mütter zu meistern. In Bescheidenheit wird sie deren Wort hören und achten; denn unbillig wäre es, Erfahrung und Alter nicht zu ehren. Jeder, der redlich prüft, was er kann und vermag, was er gewollt und getan, der wird finden, daß ihm vieles mangle, daß er in vielem gefehlt; darum wird er seine Ansprüche, seine Forderungen mäßigen und der Bescheidenheit sich befeßen. Auch die Bescheidenheit trägt ihren Lohn; sie erwirbt Wohlwollen und Vertrauen; sie bewahrt vor Beschämung und Zurechtweisung; sie schützt vor Eitelkeit und Überhebung, durch die schon mancher in Verachtung und Unglück gekommen. Also, ihr Knaben und Mädchen, ihr Jünglinge und Jungfrauen, seid bescheiden im Reden und im Betragen, in Forderungen und in Wünschen, in Kleidung und Wohnung! Und je mehr ihr euch in allem bescheidet, desto eher werden eure Hoffnungen und Begehren erfüllt.

Demut entspringt aus dem Gefühl, daß wir von höherer Kraft abhängig sind, daß wir durch eigene Kraft wenig vermögen, und wir nur durch höhere Hilfe bestehen. Und wer ist nun der Höhere, in dem wir leben und weben und sind? Das ist der einige, ewige, allmächtige Gott. Vor ihm soll sich der Mensch demütig beugen.

105. Sparsamkeit.

Worin besteht denn die Sparsamkeit? Einfach darin, daß man nur so viel Geld ausgibt und nur so viel von einer Sache verbraucht, als eben notwendig und zweckmäßig ist. Nun sollte man meinen, es sei ein Leichtes, die Sparsamkeit wirklich zu üben. Freilich, dem nachdenkenden, dem berechnenden, dem vorsichtigen Menschen gestellt sich die Sparsamkeit ungesucht bei. Sein nachdenkender Verstand sagt ihm ja, wie und woran sich sparen lasse; seine Vorsichtigkeit rät ihm, auf die Zeit der Not ein Ersparnis zu sammeln. Wer nur auch von Zeit zu Zeit einen Notpfennig zurücklegt, wird allmählig ein kleines Gut erlangen, das in der Stunde der Drangsal ihn schützt. Das ist nun einmal der Gang des menschlichen Lebens, daß gute und böse Zeiten immerfort wechseln, und wohl erkennt dies der denkende Mensch. Er freut sich der guten Zeit; doch weil er weiß, wie schnell sie oft ändert, so legt er von ihrem Segen einen Teil zurück, um kommender Not zu begegnen. Nicht allein der Verstand treibt hiezu an; die Natur zeigt uns in andern Geschöpfen ein lehrendes Beispiel. Betrachtet Ameisen und Bienen! Wie sammeln sie emsig und freudig in ihrer guten Zeit, im Frühling, Sommer und Herbst, um sicher zu sein für den Winter, in kalten, stürmischen Tagen. Soll euch das Tier beschämen, ihr Menschen in der Kraft und Fülle eurer Tage? Denkt ihr nicht an den Winter eures Lebens, wo Kraft und Stärke euch mangelt? Wollt ihr Mangel haben in einer Zeit, da ihr der Labung und Stärkung am meisten bedürft?

Der Gegensatz zur Sparsamkeit heißt Verschwendung, und diese zeigt sich im überflüssigen Verbrauch von Geld, Gut, Zeit und Kraft. Die Verschwendung führt häufig zur Niederlichkeit und Schlechtigkeit. Aber auch die Sparsamkeit kann durch Übertreibung ausarten und zu Habsucht, Geiz und zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst und andere führen. Die Weisheit des Lebens liegt eben darin, daß man in allen Dingen das rechte Maß halte.

106. Sanftmut, Geduld.

Die Sanftmut äußert sich in einer milden Stimmung des Herzens, welche selten durch heftige Aufregungen getrübt wird. Worte und Be-

wegungen, Blicke und Mienen haben etwas Ruhiges und Mildes, was auch auf die andern beruhigend und besänftigend einwirkt. Der Zug der Sanftmut ist allerdings eine natürliche Anlage des Herzens, indessen ist es gewiß, daß ein Streben gegen Hestigkeit, Zorn und rauhes Wesen allmählig zu einer sanftern Gemüthsart führen kann. Sanftmut ist ganz besonders eine Zierde der Mädchen, Jungfrauen und Frauen und verleiht denselben Anmut und Anehmlichkeit. Sanftmut ist keineswegs Schwächlichkeit; im Gegenteil, Sanftmut übt oft größere Gewalt als Zorn und Stärke. Selbst rohe und wilde Menschen sind schon von der Sanftmut bezwungen worden. Zorn und Streit und alles heftige Wesen ist gegen die weibliche Art und Bestimmung; darum, ihr Töchter, strebet nach Sanftmut, der Zierde eures Geschlechtes! Der Sanftmütige ist meist auch geduldig. Er setzt der Beleidigung ein mildes Wort oder ruhiges Schweigen entgegen. Er erträgt Schmerz und Leiden mit stiller Ergebung; kein Ruf heftiger Klage entgeht seinem Mund; kein Zug bitteren Mißmuts entstellt sein Antlitz. Die Geduld mäßigt jede Begierde, jeden Schmerz, jeden Kummer; sie befähigt zur Erfüllung schwerer Geschäfte; sie verleiht Beharrlichkeit und Ausdauer und macht es oft möglich, mit geringen Kräften Großes zu vollbringen. Was dem heftigen Menschen bei großen Mitteln und Kräften nicht gelingen konnte, das hat oft schon die Geduld in stiller Ausdauer vollbracht. Ein ungeduldiges Wesen bringt immer nur Nachteil und Widerwärtigkeit; auch steigert sich die Ungebuld leicht zur Zanksucht, weil der Ungebuldige gar wenig von andern vertragen kann. Jeder fehlt, und somit hat einer gegen den andern Geduld zu üben und einen sanften Mut in der Duldung zu zeigen. Zur Sanftmut steht im Gegensatz jenes heftige und rasche Aufbrausen des Gemüthes, das man Zähzorn heißt. Der Zähzornige ist seiner selbst nicht mehr Meister; er handelt ohne Sinn und Verstand und tut gar häufig, was ihn nachher bitter reuet. Eine einzige Tat, im Zähzorn verübt, hat schon manchen zeitlichen unglücklich gemacht. Reizet den Zornmütigen nicht! denn leicht könnte es euch und ihm zum Unglück gereichen.

107. Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit.

Wer allzeit bereit und fertig ist, zum Frieden die Hand zu bieten, der ist friedfertig. Ein solcher kommt aber oft schon dem Streite zuvor, indem er durch friedliche und freundliche Worte die streitige Sache vermittelt. Tausendfache Erfahrung hat es schon bestätigt, wie so oft ein Streit aus kleiner Veranlassung entspringt, und allmählig Haß und Feindschaft daraus erwächst. Ein einziges Wort, mit Herzlichkeit und ruhigem Ernst gesprochen, mag hinreichen, den Streit in seinen Anfängen zu beschwichtigen, und es ist eben der ruhige Mut des

Friedfertigen, dieses beschwichtigende Wort im rechten Augenblicke zu finden und in der rechten Weise auszusprechen. Wer ist wohl der rechte Sieger im Streite: derjenige, welcher durch Gewalt oder über-täubendes Geschrei Meister wird, oder derjenige, der durch ein kluges und ruhiges Wort den Gegner beruhigt und so den Weg zur Ver-ständigung und Ausgleichung anbahnt? Der schwerste und ruhmvollste Kampf ist der, seinen eigenen Eifer, Zorn und Haß zu mäßigen und zu überwinden. Wer nur einmal dies vermag, der wird dem Gegner Achtung abgewinnen, und dadurch ist die Bahn zum Frieden geöffnet. Und tritt wieder Achtung zwischen Gegnern ein, so schwindet auch der Verdacht einer bösen Absicht; denn wo man keine böse Absicht mehr voraussetzt, da stellt sich der gute Wille zum Verzeihen von selber ein. Verzeihung gewähren tut jedem Herzen wohl, und wenn derjenige, dem man verzeiht, noch irgend für das Gute empfänglich ist, so wird die Verzeihung zu seiner Besserung wirken. Haben zwei Feinde sich gegen-seitig aufrichtig verziehen, so ist auch eine Annäherung der Herzen wieder möglich; sie können sich wieder versöhnen; aber unbillig ist, von jemand Ver-söhnung zu fordern, ehe wir ein verübtes Unrecht wieder gut gemacht, einen zugefügten Schaden wieder ersetzt haben. Und sind wir dies nicht mehr im Stande und können wir nur auf Großmut bauen, so ist es Pflicht, das Unrecht zu gestehen, um Verzeihung zu bitten und so ein Opfer der Sühnung zu bringen und uns der Ver-söhnung würdig zu machen.

Der Gegensatz von Friedfertigkeit ist die Streitsucht, Neigung zum Widersprechen. Überall findet der Streitsüchtige Anlaß zum Widerspruch, zu Zänkereien; jeder Scherz, jedes mißdeutete Wörtchen kann ihn zum Streite erregen; jede Andeutung kann ihn beleidigen, und doch ist er selbst so oft derjenige, welcher andere beleidigt. Mit dem Streitsüchtigen ist schwer zu verhandeln; wo immer möglich weiche man ihm aus, und kann man dies nicht, so setze man ihm die Kraft des ruhigen Ernstes entgegen, an dem seine Streitlust am ehesten bricht.

„Wie oft soll ich dem Gegner verzeihen?“ so fragte einer den Heiland. Und er sprach: „Siebenzigmal sieben.“ Das heißt: un-zähligemal sollst du verzeihen. Und dieser Ausspruch des Heilandes lehrt uns genugsam, daß Unversöhnlichkeit dem wahren Christen nimmer gezieme.

108. Schamhaftigkeit, Unschuld.

Es gibt Gespräche, deren man sich schämen müßte, wenn gute und gebildete Leute sie hörten; denn da braucht man Worte, welche die Schamhaftigkeit verletzen. An solchen schamlosen Reden sollte man nie teilnehmen, und kann man sie nicht hindern, so schweige

man still und bezeuge kurzweg sein Mißfallen; wo möglich gehe man weg. Am allerwenigsten geziemt es Mädchen, Gesprächen zuzuhören, welche die Schamhaftigkeit verletzen. Ein gar schlimmes Zeichen ist's schon, wenn Mädchen bei solchen Reden lachen, und ein noch schlimmeres, wenn sie selbst mitsprechen. Alles, wovor man sich schämen müßte, was zur Schande gereichte, wenn irgend jemand es sehen oder erfahren würde, das ist eine Sünde gegen die Schamhaftigkeit. Gegen dies alles mahnt euch euer Gewissen; euer Herz pocht ängstlich, es treibt das Blut in das Antlitz und macht euch schamrot. Seid schamhaft in allem: in Worten, in Geberden, in Blicken! zeigt schon in eurer Kleidung, daß ihr es seid! Schamhaftigkeit ist die Wächterin der Unschuld, und wo jene fehlt, da kommt diese in Gefahr. Was ist denn die Unschuld? Sie besteht in dem Bewußtsein, daß man nichts Böses getan, und in dem seligen Gefühle, daß man die Reinheit des Herzens bewahrt; sie ist die Blüte alles Guten. Ihr Mädchen und Knaben, es naht die Zeit, da ihr hinaustretet in das Treiben des Lebens; seid ja vorsichtig in der Wahl eurer Freunde und Vertrauten! Nur zu oft wird die Jugend verlockt, und ist die Schamhaftigkeit einmal getrübt, so wird gar leicht die Unschuld verloren. Reue und Schande und Unglück folgt dem sittlichen Falle.

109. Tugend, Tugendhaftigkeit.

Gott hat dem Menschen die sittliche Kraft gegeben, seine sündlichen Neigungen und Begierden zu bekämpfen und zu überwinden. Derjenige nun, der durch diese Kraft das Böse, das in ihm wirkt, siegreich bekämpft, der ist tugendhaft. Demnach bewährt sich Tugend im siegreichen Kampfe gegen das Böse. Und Tugendhaftigkeit ist da, wo dieser Sieg in jeder Richtung errungen wird.

Jeder Kampf erfordert Übung und Waffen. Im Kampfe gegen das Böse ist unser Schild das Gewissen; es ruft, es warnt und schützt vor Gefahr. Doch weil das Menschenherz schwach ist und bewegt von Trieb und Begierde, so brauchen wir höhere Hilfe. Sie kommt uns aus der rechten Erkenntnis des göttlichen Wortes, aus der christlichen Religion. Und wenn Gefahr sich mehrt, so wenden wir uns zum allmächtigen Helfer und flehen im Gebete um Kraft und Stärke mit den Worten des Heilands: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!

110. Pflichten der Familienglieder.

Wer hat uns, da wir als schwache, hilflose Kinder in der Wiege lagen, genährt und gepflegt? Die Mutter. — Wer wachte

so manche Nacht an unserm kleinen Bette, als wir in Schmerzen und Krankheit wimmerten und weinten? Die Mutter. — Wer trug uns auf den Armen hinaus an die frische Luft, in den wärmenden Sonnenschein? Die Mutter. — Wer führte uns an der Hand, als wir anfangen, auf schwachen Füßen zu stehen und zu gehen? Die Mutter. — Wer lehrte uns mit lächelndem Munde und liebe reichem Blicke die ersten Worte sprechen? Die Mutter.

O, wer möchte sie zählen, die tausend und tausend Wohltaten, welche uns die Mutter, schon in den ersten Jahren unsers Lebens und ehe wir dafür danken konnten, erwiesen hat! — Aber die Liebe der Mutter dauert fort, so lange sie selbst lebt. Die Mutter sorgt, wacht, arbeitet, betet für das heranwachsende Kind; sie warnt dasselbe vor Gefahr; sie trocknet ihm die Tränen; sie ermahnt es zum Guten; ihr Segenswunsch, ihre Liebe begleitet das Kind auf allen Wegen und Stegen. Dem Kinde opfert sie die nächtliche Ruhe, die Gesundheit; ja sie ist bereit, ihr Leben für dasselbe zu geben. Es gibt kein tieferes und heiligeres Gefühl als das Gefühl der Mutterliebe. Und ob ein Kind fehle, ob es den Eltern auch Kummer und Schmerzen bereite, die Mutterliebe vergisst und verzeiht nicht nur; sie nimmt das fehlbare Kind mit neuer, stärkerer Innigkeit auf, wenn es wiederum die Arme nach ihr ausbreitet.

Darum ist auch die erste und heiligste Pflicht eines Kindes, dass es seiner Mutter Liebe, Achtung und Dankbarkeit erzeige, und diese soll es als kleines Kind offenbaren durch Gehorsam, durch Freundlichkeit und Ehrfurcht in Blicken, Worten und Gebarden. Und wie das Kind heranwächst, so soll es sich bestreben, der Mutter die Mühe zu erleichtern, sie vor Kummer zu bewahren und alles zu tun, was die Mutter erfreuen und beglücken kann. O, es gibt so viele kleine Veranlassungen im Leben, bei welchen man mit so wenig Mühe, mit so geringem Opfer ein Mutterherz erfreuen kann! Oft schon ist es ein freundlicher Gruss, eine kleine Gabe, ein herzlicher Glückwunsch beim wiederkehrenden Geburtstag oder Neujahr, wodurch das Gemüt der Mutter freudig bewegt wird.

Eine gute Tochter, wie sie grösser und stärker wird, sucht der Mutter die Mühe und die Arbeit zu erleichtern; ein guter Sohn, zum Jüngling herangewachsen, folgt noch ebenso willig wie damals, da sie ihn an der Hand führte, den Winken der mahnenden Mutter.

Aber sie wird älter und schwächer; die Haare ihres Hauptes erbleichen; ihre Arme sind von den Arbeiten des Lebens ermüdet; das helle, wachsamer Auge wird trübe, und gebeugten Ganges

wandelt sie unsicher die Pfade. Jetzt ist die Zeit da, in welcher die Liebe und Dankbarkeit der Kinder in ihrem schönsten Lichte sich äussern soll. Da führt der Sohn die wankende Mutter, wie sie ihn einst geführt; da wacht die Tochter an ihrem Bette und tröstet sie in schlaflosen Nächten; da bringen sie ihr das Beste, was sie im Hause, im Garten, auf dem Markte erhalten können. Sie kennen keine heiligere Sorge, als der Mutter die Tage zu verschönern, und wenn ihre letzte Stunde naht, stehen sie um das Sterbebette, damit der letzte Blick der Mutter auf ihrem Antlitze noch Liebe und Dankbarkeit lese, und der Segen der sterbenden Mutter ist ihnen das reichste Erbteil. Ist endlich das Auge gebrochen, das ein ganzes Leben über sie gewacht, so drückt die dankbare Hand des Kindes die starren Augenlider der Toten sanft zu, und Tränen der Kindesliebe benetzen das Grab der treuen Mutter.

O, dass es doch bei allen Kindern so wäre! ja bei allen; aber leider ist es nicht so bei allen. Es gibt so unnatürliche, so entartete Kinder, dass sie nicht mehr daran denken, was die Mutter um ihretwillen gelitten, gesorgt, gearbeitet und geduldet hat; ja, es sind schon Kinder so roh und gefühllos geworden, dass sie der Mutter spotteten und mit harten Worten sie verachteten. Noch mehr, es sind schon Kinder in solche Verworfenheit gesunken, dass sie die alte Mutter hilflos und elend darben liessen. Wehe solchen Kindern!

III. Pflichten der Familienglieder.

(Fortsetzung.)

Wie viele Tage, wie viele Jahre lebt das Kind, ehe es im stande ist, sich durch eigene Arbeit Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verschaffen! Wer ist es, der für alles dieses sorgt, so lange wir Kinder sind? Das ist der Vater. Er trägt die Mühe und Arbeit des Tages, und ein grosser Teil dessen, was er im Schweisse des Angesichts verdient, muss darauf verwendet werden, dass wir Wohnung, Nahrung und Kleidung haben; oft begleitet ihn die Sorge um unsere Erhaltung und Erziehung zum nächtlichen Lager und verscheucht den Schlaf von seinen Augen. Sinnend und denkend geht er an die Arbeit und kehrt so von derselben zurück. Und worauf sind seine Gedanken gerichtet? Darauf, wie er als redlicher Mann seine Familie ernähre, den Wohlstand vermehre, das Glück seiner Kinder befördere. Ja, die Kinder, sie können es noch nicht ermessen, welche zahllose und schwere Sorgen so oft, so oft das Herz eines guten Vaters be-

drücken. Nicht bloss an die Gegenwart denkt er; auch auf die Zukunft seiner Kinder richtet er das Auge und fragt sich: Was wird aus meinen Söhnen, aus meinen Töchtern werden? Was kann ich für sie tun, damit sie einst ihr Auskommen finden und als gute und gebildete Menschen leben? Und er will, dass die Kinder die Schule besuchen; er kauft ihnen Bücher, bezahlt für sie die Schulsteuer, und des Abends, obgleich er von Arbeit ermüdet ist, forscht er noch nach dem, was sie heute getan und gelernt haben; er hilft ihnen; er ermahnt und ermuntert sie zum Fleiss und zur Tugend, und keine grössere Freude gibt es für ihn als die Erfahrung, er habe fleissige, geschickte und gute Kinder. Ja, der treue Vater, er lebt nicht sowohl für sich als für die Seinigen. Schon sind die Kinder grösser und stärker geworden. Sie könnten den Tag über arbeiten im Felde oder in der Werkstatt; sie könnten schon einiges Geld verdienen und dem Vater die Mühe und die Sorge erleichtern; aber er will die Last noch länger tragen, und die Kinder sollen frei sein von diesen Arbeiten, damit sie Zeit hätten, die Schule zu besuchen und Nützlich und Gutes zu lernen. Schon ist der Sohn erwachsen und des Vaters Sorge ist noch nicht zu Ende; ja, die Kosten und Ausgaben für denselben werden noch immer grösser; jener soll ein Handwerk oder eine Kunst oder irgend ein Berufsgeschäft erlernen, und dies fordert immer grössere Opfer von seiten des Vaters. Drangsale brechen herein; es kommen schwere Zeiten: Teuerung, Verdienstlosigkeit, Krankheit. O, wer ermisst in solchen Zeiten, welche Last auf dem treuen Vater ruhet! Aber die Last wird ihm leicht, sein Herz bleibt frei von Kummer, wenn seine Kinder zu guten, fleissigen und geschickten Menschen herangewachsen sind. Also von euch, Kinder! hängt zunächst das Lebensglück eures Vaters ab. Durch Folgsamkeit erleichtert ihr ihm seine Vaterpflichten; durch Fleiss erwecket ihr in ihm gute Hoffnungen; durch Geschicklichkeit gewährt ihr ihm Lust und Freude; durch einen tugendhaften Wandel bewahrt ihr ihn vor Kummer; durch Liebe und Dankbarkeit sichert ihr ihm Trost fürs Alter. Er weiss es, wenn einst seine Arme von Arbeit ermüdet, vom Alter geschwächt sind, dass ihr ihn dankbar stützen, dass ihr ihm freundlich vergelten werdet, was er in seinem Leben für euch getan. Der höchste Genuss seines Alters wird sein, seine Söhne als tüchtige Männer wirken zu sehen, und wenn sie Ehre und Ansehen erlangen, wird sein Herz dadurch noch mehr erfreut werden, als wenn er selbst geehrt würde. Ihm ist nicht bange vor jenem Alter, da er selber nicht mehr sorgen und wirken kann; denn er hat ja die Beruhigung, dass seine guten

Kinder keine höhere Pflicht kennen, als ihm sorglose und angenehme Tage zu verschaffen; das ist's auch, wonach jede gute Tochter, jeder gute Sohn strebt. Ja, gute Kinder streben danach; aber böse Kinder können sogar des Vaters vergessen, und ihre Bosheit kann so weit gehen, dass sie den abgearbeiteten, schwachen, kranken Vater hilflos und schmachend verlassen. Wehe aber auch diesen! O vergesset, ihr Kinder, niemals die Worte des heiligen Gesetzes, die da lauten: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!

112. Pflichten der Familienglieder.

(Fortsetzung.)

Wer sind diejenigen, mit welchen wir durch die Eltern am innigsten verbunden sind? Das sind die Geschwister. Sie teilen mit uns dasselbe Haus, dasselbe Zimmer; sie speisen an demselben Tische und essen von dem gleichen Brote; sie werden gepflegt und geführt von der gleichen Mutterhand und haben mit uns einen und denselben Vater; es gibt kein innigeres Band der Verwandtschaft als dasjenige, welches Schwestern und Brüder umschlingt. Wenn man daher die reine Menschenliebe in ihrer tiefsten Innigkeit bezeichnen will, so heisst sie Bruderliebe und Schwesterliebe. Ja, wo diese Liebe in einer Familie waltet, da blühen auch die schönsten Freuden, und jedes Leiden wird leichter getragen; denn die Teilnahme des Bruders und der Schwester mildert jeden Schmerz. O, wie ist es doch so lieblich, wenn die sanfte Schwester das kleine Bruderlein oder Schwesterlein auf den Armen trägt, friedlich mit ihm spielt und mit sorgsamem Auge wacht, dass kein Unfall dem Kleinen begegne! Wie ist's so lieblich, wenn Brüderlein und Schwesterlein Hand in Hand voll kindlicher Unschuld und Freude im Garten wandeln, Blumen pflücken und sich Kränze und Sträusse bieten! Aber die älteste der Schwestern, wie freudig übernimmt sie die Pflicht der Mutter, wenn diese, durch Krankheit oder Arbeit verhindert, die Pflege der Kleinen nicht selbst besorgen kann; ja, da tritt die ältere Schwester an Mutterstelle, und gerne folgen die Kleinen ihrem liebevollen und klugen Worte. Der ältere, gute Bruder trachtet danach, sein Brüderchen oft mit Gaben zu erfreuen; er zeigt ihm die Beeren am Hage; er holt ihm die Nüsse von hohen Stauden; er lehrt ihn springen und klettern; er zeigt ihm die Vögel des Waldes und die Fische im Bache und bewacht ihn sorgsam beim Bade; er geleitet ihn hin und her auf dem ersten Schulwege und zeigt bereitwillig dem Kleinen das, was er selbst

früher gelernt. Wo den Kleinen ein Unfall oder Angriff bedroht, da schützt ihn mutig der ältere Bruder. So gut, so innig verbunden sind die Geschwister, dass keines einen Genuss, eine Freude allein für sich haben will. Was eines erhält, davon sollen auch die andern haben: sie teilen den Apfel, die Birne in Hälften, in Viertel; denn nur gemeinsamer Genuss erfreut sie. So wachsen gute Geschwister heran, gleichsam eine Seele in mehreren Leibern.

Aber es folgt die Zeit der Trennung; der ältere Bruder wandert hinaus in die Welt, um sich zum tüchtigen Manne zu bilden. Wie schwer ist die Abschiedsstunde! Ihn begleitet der Segen der Eltern, der Glückwunsch der Geschwister. Das sichtbare Band der Gegenwart ist zerrissen; aber im Geiste sind sie stets einander nahe, und im stillen Gebete sind ihre Seelen verbunden. Mit Sehnsucht harret man der Briefe, und die Herzen erleichtern sich, wenn der Vater die gute Botschaft der hochehrenden Familie mitteilt. Und ob auch Trennung auf Trennung folge, der Zug des Herzens geht immer nach der Stätte zurück, wo sie einst bei Vater und Mutter zusammen gelebt. An dieser Stätte sich je und je wieder zu sehen, das bleibt stets einer der sehnlichsten Wünsche. Kein Schicksal scheidet und trennt sie ganz. Einander zu raten, zu trösten, zu helfen, das erkennen sie für eine heilige Pflicht, von Gott und den Eltern geboten. Und selbst ins höhere Alter getreten, sammeln sie sich am Grabe der Eltern und denken zurück an jenes selige Glück, das sie bei Vater und Mutter genossen, und blicken zum Himmel in froher Hoffnung, sich dort einst wiederzufinden.

So ist das Leben der Geschwister in guten Familien; aber ach! nicht überall findet man es so. Habt ihr auch schon gehört von Schwestern und Brüdern, die in rohen Worten sich schmähen? die zanken und streiten, die unter einander sich verklagen und beneiden? wo die Grossen die Kleinen quälen, die Kleinen die Grossen fürchten und scheuen? Habt ihr nicht schon gehört von Brüdern, die einander so entfremden, dass sie mit zornigen Blicken und ohne ein grüssendes Wort vorübergehen? Hört man nicht sogar Schwestern und Brüder mit hartem Gemüte vor dem Richter ums Erbteil des Vaters sich streiten? In solchen Herzen hat nie die Bruderliebe gewohnt. Wohl kann es geschehen, dass Irrtum und Bosheit auch unter guten Geschwistern leicht einen Zwiespalt stiften; aber dies Unglück dauert nicht lang; die Liebe treibt sie, den Streit zu schlichten, und wieder versöhnt halten sie nur desto fester zusammen.

113. Pflichten der Familienglieder (Schluss).

Im Kreise mancher Familien finden wir auch noch die Eltern der Eltern, den Grossvater und die Grossmutter. Sie stehen in hohem Alter; sie haben viel erfahren von Freuden und Leiden; sie haben viel gesorgt und gearbeitet, und die Ruhe und der Friede des Alters sind ihnen billig zu gönnen. Doch die emsige Grossmutter verjüngt sich wieder, wenn muntere Enkel um sie spielen, und nochmals nimmt sie teil an allen Sorgen und Mühen der Mutter. Ja, es ist ein ehrwürdiges Bild, das Bild der Grossmutter. Und die kleinen Enkel, wie gerne sind sie bei ihr, wie lächeln sie so traulich der Grossmutter ins faltenreiche Antlitz! Die Grossmutter weiss am besten, was Kindern wohlthut, was Kinder erfreut. In ihr wirkt gleichsam doppelte Mutterliebe, doppelte Muttertreue; darum strecken auch die schuldlosen Kleinen zuerst die Arme nach ihr, wenn sie nach Erfüllung eines Wunsches ringen; darum kommen die Enkel so gerne aufs Stübchen der Grossmutter, wenn die Schwäche des Alters sie zurückhält im engern Raume. Ehrfurcht und Hochachtung wächst mit jedem Jahre, da die Enkel grösser und die Grossmutter älter und schwächer wird. Jetzt ändert die Tätigkeit: jetzt führt die gute Tochter des Hauses die wankende Grossmutter bei milder Witterung hinaus auf die Bank im Garten, jetzt reichen ihr dankbare Enkel Blumen und Früchte und bestreben sich täglich und stündlich, ihr einen Liebesdienst zu erweisen und ihr die kurze Zeit, die sie noch hienieden zu wandeln hat, mit zärtlichen Freuden zu würzen. Aber die Kräfte schwinden mehr und mehr; die Stunde des Todes naht, und nachdem sie schon verblichen ist, weilen die Enkel noch ohne Scheu am Todeslager; denn sie fürchten nicht das Totenantlitz der Grossmutter, die ihnen so viel Gutes und Liebes im Leben getan. Jetzt erinnern sie sich, wie die Verblichene einst sie die ersten Gebete gelehrt, und sie beten von Herzen in heiliger Andacht, dass Glückseligkeit des Himmels ihr ewiger Lohn sei.

Das Wirken des Grossvaters ist mancher Familie zum hohen Segen. Seine Erfahrung weiss Rat für alles; ihm kommt nichts neu, nichts unerwartet; denn Gleiches ist ihm im Leben schon begegnet; darum vernimmt man so gerne seine Ansichten, seinen Rat. Wer sieht nicht mit Rührung den Greis mit grauen Locken, wenn er den blühenden Enkel hinausführt in das Feld und ihm die mächtigen Bäume zeigt, die er einst gepflanzt? Wie ist es so traulich und so lehrreich zu hören, wenn der Grossvater im Lehnstuhl den Enkeln Geschichten erzählt, und die frischen

Augen der Kleinen an den Lippen des Greisen die Wahrheit suchen! Ja wohl, es ist das schönste Band, das Enkel und Eltern und Grosseltern zu einem Wesen verbindet, da wo in einer Familie Liebe, Achtung und Bildung herrscht. Da erinnern sich stets mit Dankbarkeit Vater und Mutter, was ihnen die Eltern Gutes getan; da erzählen die Kinder ihren Kindern noch davon, wie vor vielen Jahren die Grosseltern gesorgt und gearbeitet, dass den späten Nachkommen Güter und Wohlstand zu teil wurden, dass die Familie zu Ehre und Ansehen gelangte.

Und sollte es Kinder und Enkel geben, welche den Grosseltern nicht Liebe und Achtung bezeugten? Ach, wir müssen es leider gestehen, es gibt auch solche Enkel. Ja, es gibt so rohe und gefühllose Kinder, die nicht nur die Grosseltern überall meiden, sondern noch ihnen Schmerz und Drangsal bereiten. Sie stören und missgönnen ihnen die Ruhe und den Frieden des Alters; sie vernachlässigen ihre Pflege; sie schmälern ihren Unterhalt; sie stossen sie von sich und lassen sie einsam in einem Winkel des Hauses weinen; sie entziehen ihnen sogar das, was sie fürs Leben bedürfen, und lassen sie in Kummer und Not darben. Hat man ja doch schon von ruchlosen Kindern und Enkeln den Wunsch vernommen, es möchten die Grosseltern bald begraben sein. Wehe solchen Kindern und Enkeln! Sie werden der gerechten Strafe des ewigen Richters nimmer entgehen; sie werden ernten, was sie gesäet haben: ihr Alter wird freudlos sein, und es werden die Qualen, die sie andern bereitet, über sie selbst in doppeltem Masse kommen.

B. Über die Berufsstellungen.

114. Der Bauer.

Wer als ein freier Mann auf seinem ländlichen Gute wohnt, in einfacher Sitte, mit verständigem Sinn, mit frommem Gemüte und fleißiger Hand das Feld anbauend, der kann ein Glück finden, das man oft vergebens in reichen Städten und glänzenden Palästen sucht, nämlich das Glück des stillen Friedens und der Zufriedenheit. Alt und ehrwürdig ist der Bauernstand; er erscheint in dem Bildungsgange aller Völker als derjenige, welcher der Gesittung und Bildung die ersten Bahnen brach. Und jetzt noch und in allen fernen Zeiten werden diejenigen Völker die glücklichsten und kräftigsten sein, deren große Mehrzahl aus tüchtigen und wohlhabenden Bauern besteht. Was ist's, das jeder Mensch zunächst zur Erhaltung seines Lebens bedarf? Die Nahrung, das tägliche Brot. Und wer verschafft ursprünglich

das Brot? Der Bauer. Ja, wenn wir über die Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens ernster und tiefer nachdenken, so müssen wir zur Überzeugung gelangen, daß es eigentlich der Bauernstand ist, durch den die Menschheit besteht. Darum gibt es auch keinen Berufsstand, der an Nützlichkeit, Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit den Bauernstand überträfe. Nur ein eitler Tor kann die Bauern verachten und ihrer spotten; nur gedankenlose Tyrannei mag den Bauernstand unterdrücken und quälen.

Nur zu lange hat man in vielen Ländern die Bauern mißachtet, und während sie im Schweiße ihres Angesichtes für die Erhaltung der Menschheit arbeiteten, ließ man sie unter Druck und Unwissenheit verkümmern. Unzählige Lasten wurden ihnen aufgebürdet. In allen Freiheiten wurden sie beschränkt; oft aßen sie nur das raue Brot aus dem Abgang der Früchte, die sie gesäet, gepflanzt und geerntet — und der Wein aus den Trauben, die sie mühsam an der Rebe gezogen, kam nur in die Keller der Herren. Unter solchem Drucke leben die Bauern noch in vielen Ländern; bei uns jedoch, wo die Sonne der Freiheit das Land bestrahlt, da ist auch der Bauer ein Freier; ja, der wohlhabende Bauer ist wirklich der freieste Mann, und keiner seiner freien Mitbürger wird über ihn sich erheben. Keine Beschäftigung verbindet so innig mit der Natur und mit Gott wie der Landbau, und eben weil sie so sehr der Natur und Bestimmung gemäß ist, vermag sie so günstig auf Leib und Seele zu wirken. Fülle und Kraft der Gesundheit, frischer Mut und heiterer Sinn findet sich zumeist unter dem Bauernstand. Welche Genüsse die Kunst auch biete, weit größere und reinere bietet die Natur, und diese werden erlangt ohne Mühen und Kosten; der himmlische Vater spendet sie seinen Kindern.

Gewiß, das Leben in den Familien der Bauern könnte das reinste und schönste Glück gewähren. Woher kommt es denn, daß auch bei uns, wo der Bauer alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten genießt, doch häufig so viel Unzufriedenheit und selbst Mangel und Elend unter dem Bauernstand gefunden wird? Oft ist es besonderes Unglück, vor dem kein Sterblicher sicher ist; oft aber sind auch Unwissenheit und Roheit, Genußsucht und Trägheit die Quellen des Übels.

Ohne Bildung des Verstandes und Gemütes mangelt dem Menschen die Empfänglichkeit für reine Genüsse und edlere Freuden; nur die Sinneslust treibt und beherrscht, und nur sinnliche Genüsse erfreuen den ungebildeten, rohen Menschen. Ein solcher geht ohne Gedanken und Gefühl an den schönsten Naturerscheinungen vorüber. Vergeblich beut ihm der Frühling seine Blumen und Blüten; — sein Auge erhebt sich nicht zur Betrachtung des gestirnten Himmels; sein Ohr lauscht nicht dem Gesange der Vögel; sein Auge ruhet nicht mit Entzücken auf dem Morgen- und Abendrot; selbst die Pracht des Gewitters,

der zuckende Blitz, der rollende Donner kann ihn nicht aus seinem Stumpfsinn reißen; nur Schrecken und Angst kommt etwa in seine umdüsterte Seele.

Doch wähne man nicht, daß in der Seele des Bauern die Anlagen für edlere Freuden und Genüsse mangeln. Diese Anlagen sind ein Gemeingut der Menschheit; aber sie müssen geweckt, entwickelt und gebildet werden. Wo dies nicht geschieht, da bleiben sie schlummernd und werden wohl gar von roher Sinnlichkeit erdrückt. Hieraus folgt, daß auch den Bauern, wenn sie das Glück ihres Standes wirklich genießen sollen, Bildung des Verstandes und des Gemütes notwendig ist. Es war also ein großes Unrecht, daß man so lange Zeit und an so vielen Orten für die Bildung des Bauernstandes wenig oder nichts getan hat. Freuen wir uns, daß nach den Gesetzen unseres Landes die Kinder der Bauern und Tagelöhner den gleichen Unterricht in der Volksschule erhalten wie die Kinder der Vornehmen und Reichen.

Es ist auch ganz unrichtig, wenn man wähnt, für die Geschäfte des Bauern bedürfe es keines gebildeten Verstandes und keines besondern Nachdenkens, und die landwirtschaftlichen Arbeiten fordern nur die Anstrengung der Leibeskräfte. Ja wohl bedarf der Bauer des Verstandes, ja wohl muß er nachdenken und berechnen; denn es ist kein Jahrgang wie der andere; die verschiedene Witterung erheischt mancherlei Rücksichten, und wer diese nicht beobachtet, der kommt in Schaden. Es läßt sich nicht ein Acker wie der andere, es lassen sich nicht alle Wiesen gleich bebauen und behandeln, und nur ein gebildeter Verstand weiß hierin zu vergleichen, zu unterscheiden und die rechten Maße und Mittel zu treffen. Leider gibt es noch viele Bauern, welche sprechen: So hat es der Großvater und der Vater gemacht, und so mach' auch ich es fortan. Das ist töricht gesprochen und ein Zeichen von Trägheit und gedankenloser Gewohnheit. Die Verhältnisse haben sich geändert; so gilt ein Stück Land jetzt drei- und viermal so viel als in frühern Zeiten. Wer demnach bestehen will, der muß aus einem solchen Stück Land auch größern Nutzen ziehen, als es früher geschah. Es sind nun auch mancherlei Hilfsmittel aufgefunden und erprobt worden, so daß die Landwirtschaft mit viel größerm Nutzen betrieben werden kann. Diese Hilfsmittel, Werkzeuge, Bebauungsarten muß ein rechter Bauer kennen und richtig anwenden. Also schon hier gibt es vieles zu lernen, und es ist sehr wünschbar, daß die Bauern durch das Lesen landwirtschaftlicher Bücher und Zeitschriften im Nachdenken angeregt und zu Verbesserungen ermuntert werden. Man sage nicht, die Bauersleute hätten zum Lesen keine Zeit; wer fertig und mit Verstand liest, braucht nicht viel Zeit dazu, und es finden sich ja namentlich im Landleben Stunden und Tage, da die Geschäfte

unterbrochen sind, und wo es dann schon Zeit zum Lesen und Nachdenken gibt.

Mancher Landwirt ist schon darum zu Grunde gegangen, weil er seine Einnahmen und Ausgaben nicht berechnen konnte und wollte. Diese Leute leben so in den Tag hinein, bis endlich der Schaden und Nachteil so groß wird, daß gar nicht mehr zu helfen ist. Wären sie zum Nachdenken und Berechnen befähigt gewesen, so wären sie nicht so tief in Not geraten; sie hätten früher gefunden, was Nutzen und Schaden bringt, und dann gesucht, den Nutzen zu mehren und dem Schaden vorzubeugen. Gewiß, wer ein rechter Landwirt heißen will, der hat in verschiedenen Richtungen vieles zu lernen. Wir wollen nur einige dieser Richtungen bezeichnen. Da ist zunächst der Getreidebau und dabei zu bemerken: die rechte Art der Herstellung des Saatlandes durch Pflügen, Eggen, Behacken und anderes; dann die rechte Auswahl des Samens, die Beachtung der rechten Zeit zum Säen, des sorgfältigen Unterbringens, des Beschützens vor Schädigungen und noch vieles andere. Nicht minder wichtig ist der Anbau von Futterkräutern: die verschiedenen Kleearten, die Wurzelgewächse, Rüben, Kartoffeln und dgl. Beim Wiesenbau ist wiederum gar vieles, was zur Erhöhung des Ertrages in hohem Maße beitragen kann, so die verschiedenen Düngungsarten, die Wässerung oder auch die Trockenlegung, die Pflanzung guter Gräser und Kräuter, die Reinigung, die gute Zurichtung und Aufbewahrung des Heues u. s. f. Wie vieles ist zu wissen über Ölpflanzen, Flachs, Hanf u. dgl.! Wie wichtig ist die Düngerbereitung und zweckmäßige Benützung! Und wie viele Kenntnisse und Erfahrungen fordert nicht die Viehzucht! Wie wichtig ist die Einsicht und Geschicklichkeit in der Baumzucht! Wie mannigfaltig sind die Beschäftigungen des Weingärtners oder Rebmannes!

Schon aus diesen Andeutungen ergibt sich, was es heißen will, ein guter Landwirt zu sein. Wenn ein Knabe ein Handwerk lernen soll, so tut man ihn einige Jahre zu einem Meister in die Lehre; denjenigen Knaben aber, welche zu den landwirtschaftlichen Arbeiten bestimmt werden, gibt man selten eine besondere Anweisung zu den Landarbeiten. Sie müssen gewöhnlich das zuerst tun, wozu man sie eben brauchen kann, und es handelt sich nur darum, wie man Nutzen von ihnen habe; nicht aber darum, daß sie die Landwirtschaft erlernen. Daher kommt es denn, daß man so viele ungeschickte Bauernknechte hat, die nichts weiter kennen und verstehen als die allergewöhnlichsten Arbeiten, die sie gedankenlos immer und überall in gleicher Weise trieben. So merkt euch denn hieraus, ihr Knaben, die ihr tüchtigen Bauern werden wollet, daß ihr danach trachtet, schon bei euren ersten Diensten zu einem solchen Landwirte zu kommen, der seine Sachen gut versteht und

der so viel Einsicht und Billigkeit hat, daß er euch nicht nur benutzen, sondern wirklich auch in der Landwirtschaft unterweisen will!

Fleiß und Ordnungsliebe sind wesentliche Forderungen an den Landwirt. Da gibt es viele Geschäfte, die sich nicht aufschieben lassen; da gibt es Zeiten, wo man die Tätigkeit verdoppeln muß, wenn man nicht in den größten Schaden kommen will. Leider ist aber die Klage über die Trägheit vieler landwirtschaftlicher Arbeiter nicht unbegründet, und die Art, wie sie die Zeit verderben, muß nicht nur Bedauern, sondern Widerwillen und Ärger erregen. — So ist auch ein unordentliches und unreinliches Wesen in manchen Bauernfamilien und Gemeinden vorherrschend; ja manche meinen, das gehöre gleichsam zum Bauernwesen. Durch diese üble Ordnung und Gewohnheit schadet sich mancher an Leib und Gut viel mehr, als er nur glaubt. Da gehen Werkzeuge und Geräte verloren oder werden verdorben; da geht manche schöne Frucht zu Grunde; tausend Dinge, die man wenigstens als Dünger hätte benutzen können, bleiben unbeachtet. Kurz, der Schaden der Unordentlichkeit ist nicht selten so groß, daß manches einträgliche Bauerngut dadurch verloren geht. Der ordentliche Landwirt hingegen tut alles zur rechten Zeit, am rechten Ort und in der rechten Weise, und alles weiß er zu benutzen; selbst das Unkraut, das auf seinem Acker wächst und das er ausjätet, kann er mit Nutzen gebrauchen.

Mit der Ordentlichkeit hängt die Reinlichkeit zusammen. Es ist eine Herabwürdigung und Beleidigung des Bauernstandes, wenn man ihm Unreinlichkeit gleichsam besonders zuschreiben will. Aus welchen Gründen möchte auch dies zulässig sein? In Wohnung, Stallung, Keller, Scheune und Hof kann bei ihm ebenfogut Reinlichkeit herrschen als irgendwo, ja noch eher als in der dunkeln Werkstatt manches städtischen Hauses. Und wenn der Bauer auch bei seiner Arbeit oft die Erde zu berühren hat, so verunreinigt er sich dadurch nicht, und es wird ihm auch nie an Wasser fehlen, um Hände und Gesicht rein zu halten. Unreinliches und schmutziges Wesen ist überall dem Trägen und Unordentlichen eigen; dem Bauernstand aber soll es nicht zum besondern Vorwurf gereichen.

Auch Roheit und Grobheit, die man so oft den Bauern vorwirft, gehören nicht zum Wesen des Bauernstandes, wohl aber Einfachheit und Natürlichkeit in Worten, Betragen und Lebensweise. Nur vernachlässigte Erziehung und Bildung läßt den Menschen roh und führt zur Grobheit; wird hierin der Bauernstand günstig berücksichtigt, so ist sein Beruf ganz geeignet, zur Herzlichkeit und Güte mitzuwirken; denn das Leben in der friedlichen Natur und die stete Hinweisung auf Gottes Güte und Allmacht müssen sein Gemüt wohlthätig ergreifen. Gerade im bäuerlichen Landleben gestaltet sich das Familienverhältnis in einfacher und friedlicher Weise viel schöner als bei irgend einem andern Berufsleben.

Aber leider wird dieses häusliche Glück nicht nur häufig durch Hobeit und gegenseitige Härte gestört, sondern auch durch Genußsucht und törichte Eitelkeit. Wenn sich der Landmann, anstatt auf seinen Gütern zu arbeiten und im häuslichen Kreise väterlich zu walten, den Trinkgelagen, den Schmausereien, dem Glücksspiel hingibt; wenn er, wie man zu sagen pflegt, den Herren machen will, dann ist sein Untergang gewiß. Wenn Frau und Töchter einfache Hauseinrichtung und Kleidung verachten und sich dem Aufwand und der Eitelkeit hingeben, dann muß der Bauer darben; dann weichen Wohlstand und Zufriedenheit aus der ländlichen Wohnung, und alles Lebensglück ist dahin.

Gar nicht selten hat solche Großtuerei den Landmann zu Grunde gerichtet, so nämlich, daß er für reich gehalten werden wollte, ohne daß er es wirklich war. Dann müssen statt des nützlichen Rindviehes etwa Pferde her und ein Fuhrwerk zum Ausfahren. Es müssen Herrenzimmer zu Besuchen eingerichtet werden, und das Haus soll außen und innen etwas Bornehmes zeigen. O, welche Torheit! Ein solches Treiben läßt der Bauernstand nicht zu; denn sein Segen ruhet auf Einfachheit in Sitten und Wandel; seine wahren Genüsse bestehen in den Freuden, welche die ländliche Natur darbietet. Wo auf einem Bauerngute nicht Vater und Mutter, Söhne und Töchter fleißig und fröhlich mitarbeiten und sich der Einfachheit und Sparsamkeit befeßigen, reicht der Ertrag nicht aus, und die Rückschläge werden größer und größer. Hat man doch Beispiele, daß sogenannte Herrenleute, die freie Landgüter und sogar noch zinstragende Kapitalien besaßen, in kurzer Zeit um ihr Vermögen kamen, weil ihr Aufwand zu dem Ertragnisse des Landgutes in gar keinem Verhältnis stand, und sie die Landarbeit weder kannten, noch selbst Hand anlegen wollten. Dann hat es schon Bauersleute gegeben, denen es auf einem kleinen Gute ganz wohl war, und wo sie sich recht gut fortbrachten. Aber der böse Geist des Hochmuts fuhr in sie, und so kauften und kauften sie mehr Güter, bis sie in Schulden steckten. Sorgen und Kümmernisse nahmen überhand, Zuversicht und Frieden schwanden hin, und während sie auf dem kleinen Gute frei und glücklich waren, lebten sie auf dem großen in Bedrängnis und Abhängigkeit; während sie dort auf einem Acker reichlich ernteten, erwarben sie hier auf mehreren nur geringen Ertrag. Nicht auf die Größe eines Landgutes kommt es an, sondern darauf, daß alles Land einen möglichst guten Ertrag gewähre, daß jedes Stück Land auf die zweckmäßigste Weise bebaut, und daß jeder Ertrag nach rechter Geltung benützt werde. Es ist schon sehr oft der Fall gewesen, daß Familien auf großen Gütern verarmt, andere auf kleinern und mittlern aber zur Wohlhabenheit gelangt sind.

Jeder aufmerksame Beobachter erkennt schon aus den äußern Umgebungen eines Bauernhofes oder Bauerndorfes, wie es da mit der

Landwirtschaft gehalten sei. Wo die Misthaufen unordentlich am Wege stehen; wo die Gülle durch die Straßen und Gassen abfließt; wo das Holz ungeordnet herumliegt; wo Geräte und Werkzeuge dem Regen und der Nässe ausgesetzt, die Fahrwege uneben, holperig oder mit Kot gefüllt sind, daß das arme Zugvieh mit dem Wagen darin stecken bleibt; wo die Wiesen und Acker kreuz und quer in Fußpfaden zertreten werden; wo zerrissene Zäune um schmutzlose und unordentliche Gemüsegärten hangen; wo schlecht gekleidete, schmutzige Kinder aufsichtslos sich herumtreiben; wo Türen und Fenster lotterig hangen und dichter Schmutz die Fenster verdunkelt, da ist üble Wirtschaft und bei derselben meist Noth, Armut und Sittenlosigkeit. Anders sieht es aus, wo wackere, verständige und gemüthliche Bauersleute wohnen. Da umgeben freundliche Gemüsegärten, reichlich mit Blumen geschmückt, die Wohnung; da ist das gespaltene Holz schon für den künftigen Winter unter dem Dachschirme sauber geordnet; da ist Geschirr und Geräte jedes am sichern, trockenen Orte; da ist der Hofraum frei und rein; da ist selbst die Düngestätte sauber, die Miststöcke sind in festen, geraden Seitenwänden aufgeführt, die Gülle in Trögen sorglich gesammelt; rein und hell glänzen die Fenster; leicht zieht das stattliche Vieh den belasteten Wagen auf trockenen, geebneten Wegen; nur hie und da führt ein schmaler, gerader Pfad durch Gärten, Wiesen und Felder; in einfacher, reinlicher Kleidung spielen gesunde, heitere Kinder; im Schatten des Baumes ruht auf der Bank ein friedlicher Greis; Frohsinn spricht aus den Augen und Mienen rüstiger Arbeiter, die freundlich den Wanderer begrüßen. Kommt der Abend, so sitzen scherzende, singende Gruppen vor den Haustüren, harmlos des wohlvollbrachten Tagewerks sich freuend. Aber am Sonntag, da wallen sie alle zur Kirche, im ländlichen Schmucke; abends dann tummeln sich Knaben und Mädchen auf dem Dorfplatze; Jungfrauen und Jünglinge spielen im Wettlauf, bis unter Sang und Jubel sie heimziehen; zu rechter Zeit kommen die Männer nach Hause, die beim Schoppen einmal sich trafen am Sonntagabend, um zu hören, was in der Welt auch vorgeht, und in freundlicher Rede Meinung und Urtheil zu tauschen. Ja, das Leben des Landmanns, es kann ein schönes und liebliches sein. O, daß es ein solches überall wäre!

115. Der Handwerker, zumal auf dem Lande.

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden“, so lautet ein Sprichwort aus alter Zeit. Es ist dies ein Zeugnis, daß in jener Zeit der tüchtige und fleißige Handwerksmann reichlichen Verdienst erwerben konnte. Damals waren die Handwerker hoch angesehen und geachtet, und es war in den stolzen, freien Reichsstädten nicht selten, daß ein ehrfamer Schneider-

oder Schustermeister die Bürgermeisterstelle einnahm, auch über dem feinen Pelzmantel die goldene Kette trug. Was Wunder, wenn man jetzt so häufig von den Handwerkern nach der guten alten Zeit seufzen hört, und vielerorts das Streben sich zeigt, die alten Handwerksordnungen wieder einzuführen. Aber wenn man dies auch könnte, so wäre damit noch nicht geholfen; man müßte tausend und tausend Maschinen vernichten, hundert und hundert Fabriken zerstören; denn was früher der Handwerker auf langsamem Wege in geringer Anzahl mit seiner Hand verfertigte, das wird jetzt durch Maschinen mit tausendfacher Kraft und der höchsten Schnelligkeit in unendlicher Anzahl bereitet. Wäre aber auch ein Volk töricht genug, dieses Werk der Zerstörung zu versuchen, es würde den Zweck doch nicht erreichen, weil die Fabrikation bei andern Völkern nur desto mächtiger wirken würde. Maschinen und Fabriken sind Fortschritte des menschlichen Geistes im Gebiete der Erfindungen, wie einst in älterer Zeit die Werkzeuge und Arbeiten der Handwerker auch solche Fortschritte waren.

In den alten Handwerksordnungen, in dem Zunft- und Innungswesen herrschte viel Zwang und Beschränkung, und es läßt sich gar nicht bestreiten, daß andere Berufsstände, so namentlich auch die Bauern, vom Zwang der Handwerker spürbar bedrückt wurden. Auch war die freie Tätigkeit der Einzelnen durch mancherlei Geseze und Vorschriften beengt und beschränkt. Jetzt, wo unter allen Völkern der Trieb nach Freiheit vorherrscht; jetzt, da jeder seine Kräfte und Anlagen frei entwickeln und gebrauchen will, ist kaum zu erwarten, daß die goldene Zeit der Handwerker durch Wiedereinführung des alten Zunftzwanges zurückgeführt werde. Richten wir also anstatt auf die Vergangenheit die Blicke auf die Gegenwart und Zukunft, und fassen wir das ins Auge, was auch jetzt noch dazu beitragen kann, dem Handwerker ein gutes Fortkommen zu verschaffen!

Geschicklichkeit, Fleiß, Redlichkeit und Mäßigkeit, das sind die Säulen, auf welche der Handwerker sein Glück bauen soll. Wo dasselbe auf diesen ruht, wird es gedeihen und bestehen und auch jetzt noch „einen goldenen Boden haben“.

Wer aber ein geschickter Handwerker werden will, der muß schon in der Schule sich gute Kenntnisse und nützliche Fertigkeiten aneignen. Seine Beobachtungsgabe muß geschärft, sein Verstand gebildet, seine Hand sicher und gewandt sein. Rechnen, Messen und Zeichnen sind Erfordernisse von großer Bedeutung für jeden künftigen Handwerker; so auch ist die Naturkunde ein Fach, das für ihn sehr wichtig wird. Daß er zu lesen verstehe, daß er fertig und richtig schreibe, ist für den tüchtigen Handwerker in jegiger Zeit unerläßlich. Also merkt euch, ihr Knaben! wer in der Schule unwissend und ungeschickt bleibt, der wird es kaum je in einem Handwerk weit bringen.

Nach der Schulzeit wird etwa der Knabe Lehrjunge bei einem Meister. Wohl dem Lehrling, welcher bei einem Manne in die Lehre kommt, der geschickt, fleißig, tugendhaft und wirklich ein Lehrmeister ist! Des Lehrlings Pflicht ist es dann, aufmerksam, tätig, treu und gehorjam zu sein, und bei einem solchen Meister schadet es einem jungen Menschen nichts, wenn er in strenger Unterordnung auch manches dulden und tragen muß; es stärkt ihn dies nur, daß er die künftigen Mühen und Beschwerden leichter ertragen mag. Ein pflichttreuer Meister muß bisweilen den strengen Ernst zeigen, um den jugendlichen Leichtfinn zu verschrecken, den Mutwillen zu händigen und den Eigensinn zu beugen. Leider gibt es aber auch Meister, welche ihre Pflichten gegen die Lehrlinge weder erkennen noch üben. Da sind es eigennützige Männer, welche nicht darauf sehen, daß der Junge das Handwerk lerne, sondern nur darauf, daß er ihm, dem Meister, durch seine Arbeit Nutzen verschaffe. So muß etwa der Schreinerjunge Monden und Jahre nur hobeln und hobeln das Rauhe von Brettern. Nicht eine Stunde bemüht sich der Meister, ihn wirklich das Handwerk zu lehren. Und mancher Maurerlehrling, was muß er das ganze Jahr tun? Sand und Kalk vermischen, Mörtel und Steine zutragen. Der Zimmerjunge? Den Stamm behauen jahrein, jahraus. Ja, die größte Pflichtvergeffenheit findet nicht selten in dieser Beziehung statt. Nur was der Junge zufällig sieht und merkt, das lernt er beiläufig. Und soll er dann als Geselle eintreten und kann und weiß so wenig, dann muß er wiederum immer die geringste und gemeinste Arbeit verrichten, kommt nirgends vorwärts und bleibt sein Lebtag ein Stümper und Pfücher. Wenn man also an neue Handwerksordnungen denkt, so trachte man nur auch danach, daß den Lehrlingen wirklich die Handwerkslehre zu teil werde. Bei einer schlechten Lehre geht nicht nur die schönste Jugendzeit verloren, sondern mancher junge Mensch wird für immer verdorben, indem er sich ein gedankenloses, mechanisches Treiben angewöhnt. So mögen diejenigen aus euch, ihr Knaben, die zu einem Meister in die Lehre sollen, ja den Vater recht dringlich bitten, euch zu einem pflichttreuen und tüchtigen Meister zu bringen.

Der Handwerksgefelle soll wandern, das ist ein alter, nützlicher Brauch. Er soll sehen, wie das Handwerk draußen in der Welt in verschiedenen Werkstätten getrieben wird, und wenn er die Augen aufthut, wird er wohl finden, daß auch der Geselle noch viel, recht viel zu erlernen habe. Aber eben um zu lernen, um sich zu bilden, soll er wandern. Da gibt es nun viele, die wandern auch Jahre und Jahre und kommen wieder heim, ungeschickt und träg wie vorher, ja oft noch in schlimmerem Zustande, als da sie einst gegangen. Was haben denn diese draußen getan? Sie zogen von Ort zu Ort, von Herberge zu Herberge und übten sich täglich im Fechten (d. h. im Betteln), und was

sie erbetteln, das geben sie aus für Trinken und Spielen. So ziehen sie herum, lumpig und elend, und fallen nicht selten in Laster und Verderben. Ist denn das Handwerk an ihrem Unglück schuld? Nein. Sie selbst sind schuld in ihrer Niederlichkeit und Trägheit.

Ein tüchtiger und braver Geselle bleibt selten ohne Anstellung. Man erkennt ihn schon an der Kleidung, an seinem verständigen Wesen, an seiner Haltung, an seinen Reden; er gefällt dem Meister, und darum stellt dieser ihn an. Er ist auch in der Fremde geachtet und beliebt; den guten Arbeiter hat man überall gerne. Viele haben in der Fremde ihr Glück gemacht, und aus dem wandernden Handwerksburschen ist dort ein wohlhabender, achtbarer Meister geworden. Oder er kehrt heim, mit rühmlichen Zeugnissen versehen, das Felleisen dicht bepackt mit stattlicher Kleidung, auch die Börse wohl gefüllt mit Ersparnis. Und dann ist er auch zu Hause willkommen und wird sich selbst eine Werkstatt errichten.

Mancher junge Handwerker kommt auch dadurch, daß er zu frühe Herr und Meister sein will, in üble Umstände. Er fängt an, auf eigene Rechnung zu arbeiten, ohne die nötigen Erfahrungen, ohne Geldmittel, ohne Ruf und Kundfame. Um nun etwas zu tun zu haben, übernimmt er ungünstige Aufträge und Arbeiten, kommt in Schaden und Schulden und ist oft in den Jahren fallit, wo er länger noch Geselle hätte sein sollen. Durch solch eitles und törichtes Treiben und Unternehmen ruiniren sich manche schon in der Jugendzeit und verlieren für immer Kredit und Ansehen.

Wieder andere lassen sich durch den Eigennuß zu Unbilligkeit, Unredlichkeit und schlechter Arbeit verleiten. Es mag sein, daß sie auf diese Weise dann und wann einen Arbeitgeber übervorteilen und in diesen Fällen einen Gewinn ziehen. Aber was auf solche Weise hie und da gewonnen wird, bringt doch keinen Segen. Die Sache wird gewöhnlich bald bekannt; der eigennützige, unredliche Handwerker verliert Vertrauen und Achtung, und niemand mehr wird ihm ein Geschäft und eine Arbeit übertragen. Gerade das Gegentheil und zwar in günstiger Richtung zeigt sich bei jenem Handwerker, der sich mit einem mindern Gewinne begnügt und wirklich gute Arbeit liefert. Er wird bald einen guten Ruf und hinreichende Kundschafft erlangen, und weil er dann immer zu tun hat, so findet er auch bei minderm Gewinn sein redliches Auskommen. Einer empfiehlt ihn dem andern, gerade so, wie man einander vor dem Empfinden und Eigennütigen warnt.

Am allermeisten Schaden und Nachteil aber richtet törichte Eitelkeit unter dem Handwerksstande an. Da findet man nicht selten, daß sie gleichsam ein vornehmes Herrenleben führen wollen. Kaum hat der junge Meister ein paar Gesellen, so glaubt er, selbst nicht mehr mitarbeiten zu sollen. Er kleidet sich vornehmer, spaziert herum, besucht

oft schon am Tage oder doch an den Abenden unter der Woche Wirtshäuser und Gesellschaften, führt etwa auch ein teures Hauswesen und macht auf diese Weise Ausgaben, die mit seinem Verdienste durchaus in keinem Verhältnisse stehen. Natürlich kommt er auf diese Weise nur rückwärts, wird unzufrieden mit seinem Stand und Beruf, verliert die Lust zur Arbeit gänzlich und wird endlich, wie es nicht anders sein kann, — ein Lump.

Sehr häufig hört man auch über eine unausstehliche Trägheit und Langsamkeit gewisser Werkleute klagen, namentlich etwa über solche, welche gewisse Arbeiten beim Bauwesen zu besorgen haben. Vielfache Beobachtung hat schon gezeigt, daß solche Werkleute, wenn sie die Arbeit für sich selbst tun oder sie im Afford haben, in einem einzigen Tage mehr ausrichten als in einer ganzen Woche, wenn sie im Taglohn arbeiten. Auf solche Weise dem Bauherrn das Geld und dem lieben Herrgott die Zeit stehlen, ist wahrhaftig niederträchtig und sündhaft, und doch geschieht es leider nur zu häufig. Diese Betrügerei gereicht aber am Ende doch solchen Werkleuten nur selbst zum Schaden; man scheut es, mit ihnen in Berührung zu kommen, und so bleibt ihnen mancher Verdienst vorenthalten, den man ihnen als ehrlichen und tätigen Leuten zugewendet hätte.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß in unsern Zeiten für manche Handwerker der Verdienst geringer geworden ist; dennoch fehlt es nicht an Beispielen, daß geschickte, redliche und tätige Handwerksleute ihr gutes Auskommen finden und sogar zur Wohlhabenheit gelangen. Das sind dann gewöhnlich solche, die bescheiden, ordentlich und mäßig leben und sich von törichter Eitelkeit und Anmaßung ferne halten; sie geben sich nicht dem Neide gegen Vornehmere und Reichere hin; sie verlangen nicht, daß der Staat ihnen Arbeit und guten Verdienst verschaffe; sie treiben sich nicht in Gesellschaften verwirrter Köpfe herum; sie hoffen nicht Gütergemeinschaft oder Kommunismus; sie lassen sich nicht zu hochfahrenden Plänen und Unternehmungen verleiten; sie wollen nicht den vornehmen Herrn spielen. Nein, sie wollen ehrfame Handwerksleute sein, und ihre Berufsarbeit ist ihnen wichtiger als alles andere Treiben und Geschäft; sie berechnen ihre Einnahmen und Ausgaben und richten ihr Hauswesen und ihr Leben danach ein; sie streben fort und fort danach, sich in ihrem Handwerke zu vervollkommen, damit sie immer Besseres zu leisten im Stande sind; sie suchen die Arbeit und warten nicht müßig, bis man ihnen dieselbe anträgt, und wer sucht, sagt das Sprichwort, der findet auch; sie achten auf den kleinen Verdienst und trachten und spekuliren nicht nach großen Unternehmungen, um plötzlich recht viel zu gewinnen; sie suchen das auf, was auch diese Zeiten Vorteilhaftes darbieten, und geben sich nicht ratlos den Klagen über böse Zeiten hin; sie suchen neue Bahnen zu

brechen, wenn es im alten Geleise nicht mehr gehen will, und kleben und hängen nicht an Brauch und Gewohnheit. Kurz, ihr Wahlspruch ist: nachdenken, arbeiten, beten — und mit heiterm und festem Mute mögen sie die Freuden des Lebens genießen und die Mühsale und Leiden desselben ertragen. Wo eine solche Gesinnung und eine solche Tatkraft im Handwerker waltet, da wird auch unsere Zeit demselben ein ehrenhaftes Bestehen gewähren.

116. Der Kaufmann.

Es ist unleugbar, dass durch den Handel die grössten Reichtümer erworben sind und auch jetzt noch erworben werden. Da nun die meisten Menschen den Wunsch und die Begierde hegen, reich zu werden, so ist es begreiflich, dass sehr viele den Handel als die vorteilhafteste Berufsart ansehen und dieselbe gern ergreifen möchten. Die Erzählungen davon, wie dieser oder jener durch den Handel in so grosse Glücksumstände gekommen sei, reizen ungemein, und mancher meint, er brauche nur Handelsgeschäfte anzufangen, und werde dann bald Schätze und Reichtümer in Fülle erworben haben; aber gar viele sind in ihren Erwartungen bitter getäuscht worden. Ein rechter Kaufmann werden, das will viel heissen; denn das setzt schon Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, deren Erlangung viel Zeit, Mühe und Geld kostet. Wir wollen nur einiges bezeichnen, was einer erlernen muss, wenn er ein rechter Kaufmann werden will.

Da sind zunächst die neuen Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch — diese muss ein rechter Kaufmann fertig und richtig sowohl sprechen als schreiben; deutliche Aussprache und schöne Handschrift sind besonders erforderlich; dann kaufmännisches Rechnen, mit grösster Fertigkeit und Sicherheit; die verschiedenen Arten der Buchhaltung, die kaufmännische Korrespondenz, eine genaue Kenntnis des verschiedenen Münzfusses, der Masse und Gewichte, das Wechselwesen, die Handelsgeographie, die Warenkunde, die Kenntnis der Verkehrs- und Beförderungsmittel, die Handelsgesetze und noch vieles anderes. Und wenn auch einer all diese Kenntnisse und Fertigkeiten erworben hätte, so ist doch noch nicht ausgemacht, dass er ein rechter Kaufmann werde; es gehört dazu auch ein scharfer und schneller Verstand, eine unermüdliche Tätigkeit, eine unfehlbare Pünktlichkeit und Ordnung, grosse Voraussicht und Vorsicht, vielfache Erfahrung, Menschenkenntnis und Sachkenntnis, Mut und Unternehmungsgeist. Dies alles sind Eigenschaften, welche nicht bei so gar vielen Menschen vorhanden sind. Und sogar

derjenige Kaufmann, der jene Bildung und diese Eigenschaften besitzt, ist noch nicht geborgen; denn kaufmännische Unternehmungen und Geschäfte sind häufig unvorherzusehenden Zufälligkeiten ausgesetzt, und wem das Glück nicht hold ist, der ringt und strebt vergeblich nach Reichtum.

So begreiflich also immerhin bei vielen der Wunsch ist, im Handelswesen ihren Wohlstand zu suchen, so sehr muss man diejenigen warnen, welche nicht durch Bildung, Geschick, Bekanntschaften und günstige Verhältnisse besonders für den Handelsberuf geeignet sind. Sehr viele, die sich unbesonnen und unvorbereitet in Handelsgeschäfte einliessen, sind um ihr Vermögen und oft auch um ihre Ehre gekommen. Wenn sich aber ein Jüngling dem Handelswesen widmen will, so soll er sich ja schon frühzeitig in den geeigneten Schulen die vorhin bezeichneten Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben trachten. Ein erfahrener und geachteter Kaufmann hat für einen jungen Menschen, der in einem Handlungshause in die Lehre tritt, folgende Verhaltensregeln besonders hervorgehoben.

„1. Richte deine Aufmerksamkeit auf alles, was dich umgibt und was dir jetzt noch neu ist, und nimm durch bescheidene Fragen Belehrungen über die fremden Gegenstände von jedermann willig an! denn es ist niemand so gering, dass man nicht noch etwas von ihm lernen könnte.

2. Sei in Erfüllung deiner Pflichten, in Ausführung der Befehle und Aufträge deines Lehrherrn und seiner Stellvertreter und überhaupt eines jeden, dem zu gehorchen dir obliegt, willig, pünktlich, schnell und unverdrossen!

3. Verteile, wenn viel Geschäfte auf einmal zusammentreffen, sie plan- und ordnungsmässig, und notire auf der Stelle, wenn auch nur flüchtig, das, was aufzuzeichnen ist, ehe du zu etwas anderm schreitest! denn die Hoffnung, alles im Gedächtnisse treu aufzubewahren, ist trüglich und die Veranlassung zu vielfachen Unordnungen.

4. Vor allem aber sei der Vorteil deines Prinzipals dein hauptsächlichstes Augenmerk. Suche deshalb überall zu sparen und mit allem haushälterisch umzugehen, wo es mit Anstand geschehen kann! denn die Ersparung anscheinend geringer Kleinigkeiten macht in einer Reihe von Jahren schon eine bedeutende Summe aus; abgesehen davon, dass durch diese Gewöhnung ein sparsamer, haushälterischer Sinn für das ganze Leben geweckt wird.

5. Gewöhne dich, bei allen deinen Verrichtungen Besonnenheit und Umsicht mit Schnelligkeit und Behutsamkeit zu verbinden!

6. Suche Übereilungen und Nachlässigkeiten zu vermeiden und beobachte über alles strengste Verschwiegenheit!

7. Sei nicht rauh oder unbescheiden, sondern freundlich in Worten und Geberden! denn Bescheidenheit reizt den Käufer, Grobheit schreckt ihn ab.

8. Fertige deine Schreiben zur rechten Zeit, damit die Boten nicht aufgehalten, noch die Posten versäumt werden!

9. Sortire deine Waren so, dass sie angenehm ins Auge fallen, damit die Käufer dadurch angelockt werden!

10. Schreibe ein, ehe du aus gibst, und nimm ein, ehe du aufschreibst! Lege dich nicht zur Ruhe, bevor du des ganzen Tages Arbeit oder Handlung aufgezeichnet, und was du einschreibst, das sei lauter, klar, verständlich und sauber eingetragen!

11. Lass dich nicht verdriessen, alles, was du einschreibst, noch einmal zu übersehen!

12. Hüte dich ferner vor unzeitigem Scherze und unreifem, fadem Witze und spitzfindigem Spotte! Sei im Gegenteile artig und zuvorkommend gegen jedermann und wähle dir zum Umgange Freunde von guten Sitten und edler Wissbegierde, an die du dich in den wenigen Stunden, die dir die Berufsgeschäfte frei lassen, zur Vervollkommnung deiner wissenschaftlichen Kenntnisse anschliessen kannst, wozu die Mitteilung und Austauschung wechselseitiger Ideen und Ansichten höchst nützlich ist!

13. Vermeide durchaus den Umgang mit schlechter Gesellschaft und unsittlichen Personen jedes Geschlechtes und die durch sie grösstenteils entstehenden Verführungen und Lockungen zur Untreue gegen des Prinzipals und anderer Personen Eigentum, welche, bei der Leichtigkeit der Mittel und Wege dazu, nirgends leichter als im Handelsstande ausgeübt werden können!

14. Vermeide ferner jede Klatscherei und Zänkerei mit dem Gesinde, ebenso eine zu enge Freundschaft und gemeine Vertraulichkeit, sondern gehe stets, auch bei vorkommenden Kränkungen, ruhig deinen Weg gerade aus! Dein so eingerichtetes Benehmen wird dir auch in untergeordneter Stellung die wünschbare Achtung verschaffen.“

117. Der Fabrikant und die Fabrikarbeiter.

Es ist nicht selten, dass man unter den ärmern Volksklassen über das Aufkommen der Fabriken und Maschinen klagen hört, und dann die gute alte Zeit zurückgewünscht wird, wo die Handarbeiten noch vorherrschend waren; indessen beruhen diese Klagen

zunächst auf Unkenntnis der Verhältnisse und Bedürfnisse, oft auch auf Ungenügsamkeit. Es ist geradezu unmöglich, dass man wiederum zur alten Art der Handarbeit zurückkehre, und gesetzt, man würde dies durch Gewalt in einem Lande durchsetzen, so hätte es keine andere Folge, als dass Handel und Industrie in diesem Lande zu Grunde gingen, und dass Tausende von Arbeitern in die grösste Not gerieten. Zudem ist es auch ganz unrichtig, wenn man behauptet, seit Einführung des Fabrikations- und Maschinenwesens fänden weniger Leute ihr Brot bei diesen Arbeiten. Es ist im Gegenteil eine erwiesene Tatsache, dass die Anzahl der beschäftigten Arbeiter unendlich viel grösser geworden ist; auch der Lohn und Verdienst der Einzelnen hat sich bei den meisten Beschäftigungsarten nicht vermindert, und nur über diejenigen Arbeiter ist grössere Not gekommen, die eigensinnig oder ungeschickt an einer Arbeitsart kleben, welche in der jetzigen Zeit keine rechte Geltung mehr hat. Die Schweizer waren früher manchen Völkern im Fabrikationswesen voran; in letzter Zeit sind sie aber in verschiedenen Zweigen von andern überflügelt worden. Sie müssen alle Kraft aufbieten, wenn sie die frühere ehrenvolle Stellung behaupten wollen.

Wer ein Fabrikant, ein Fabrikherr werden will, der muss fast alle jene Kenntnisse und Fertigkeiten sich erwerben, welche vorhin für den Kaufmann bezeichnet worden sind; was er aber noch ganz besonders lernen muss, das ist Kenntnis und Einsicht in die Mechanik, damit er den Bau und den Gang der Maschinen genau begreifen lerne; so in andern Richtungen auch die Chemie, damit er die Bestandteile der Stoffe richtig zu unterscheiden oder auch neue Stoffe zu bilden wisse. Und zu allen Kenntnissen und Fertigkeiten muss beim Fabrikanten eine unermüdliche Tätigkeit vorwalten. Er muss selbst überall nachsehen, leiten, helfen, antreiben und strenge Ordnung halten, sowohl unter dem Fabrikpersonal, als auch in den Werkzeugen und Maschinen und in den Fabrikstoffen überhaupt. Demnach sind für einen guten Fabrikanten Eigenschaften erforderlich, welche gar nicht so häufig unter den Menschen angetroffen werden, und die Erfahrung lehrt, dass diejenigen, welche jene Eigenschaften nicht besitzen, bei Fabrikunternehmungen in kurzer Zeit Hab und Gut verlieren. Ein guter und tüchtiger Fabrikherr verdient keineswegs Neid und Hass, sondern im Gegenteil Achtung und dankbare Anerkennung. Es ist oft ein einzelner Mann, der den Einwohnern fast ganzer Ortschaften ein ordentliches Auskommen verschafft. Es ist wahre Torheit, darüber zu murren, wenn man sieht, dass der Fabrikherr reicher wird. Denn nur dann, wenn er Mittel

und Kräfte besitzt, sein Geschäft recht zu betreiben und zu erweitern, ist er auch im stande, viele Arbeiter zu halten und ihnen einen angemessenen Lohn zu zahlen. Zudem darf man nicht vergessen, dass der Fabrikherr bei seinen Unternehmungen auch grossen Gefahren ausgesetzt ist. Mancher hat schon in kurzer Zeit nicht nur das verloren, was er durch die Fabrikation erworben hatte, sondern sein eigenes Vermögen noch dazu. Wer dient der Menschheit besser, derjenige, der sein Kapital auf Zinsen leiht und sorgenlos und untätig von diesen lebt, oder derjenige, der sein Vermögen in Fabrikationsunternehmungen steckt und dadurch vielen seiner Mitmenschen Arbeit und Brot verschafft? Allerdings wechselt der Fabrikverdienst, und es gibt mitunter Zeiten, in welchen die Fabrikarbeiter mit Not und Armut zu kämpfen haben. Aber auch die guten Zeiten sind nicht selten, und in diesen finden die Arbeiter nicht nur ihr Auskommen, sondern noch mehr, sodass sie sich ohne Entbehrung ein ziemliches Ersparnis auf die Zeit der Not zurücklegen könnten; diese Vorsicht aber, so hört man wenigstens oft klagen, werde von gar vielen Fabrikarbeitern nicht beachtet. Wenn diese viel verdienen, so verbrauchen sie viel; sie werden leichtsinnig und hoffärtig; sie kleiden sich vornehm und kostbar; sie jagen allen Vergnügungen nach; sie werden heikel und lecker in der Auswahl von Speise und Trank; kurz, sie treiben es, als ob sie vornehme und reiche Leute wären. Sind solche Fabrikarbeiter dann nicht selbst schuld, wenn sie bei eintretender schlechter Zeit alsbald in Not und Jammer geraten? Übrigens muss man es vielen schweizerischen Fabrikarbeitern zum Lobe nachsagen, dass sie verständiger und vorsichtiger sind. Diese suchen sich etwa in guten Zeiten ein kleines Hauswesen zu gründen und ein Stück Land anzukaufen, wo sie nebenbei Kartoffeln und Gemüse bauen, auch etwa eine Kuh halten können, sodass sie schon nicht mehr gänzlich vom Fabrikverdienst abhängig sind. Viele benutzen auch die Ersparniskassen und legen sich auf die Zeit der Not ein kleines Kapital zurück. Gewiss, die meisten schweizerischen Fabrikarbeiter sind nicht zu vergleichen mit jenen Fabrikarbeitern in England, von deren trauriger Lage man oft so schreckliche Schilderungen vernimmt. Das Verhältnis zwischen Fabrikherren und Fabrikarbeitern ist in der Schweiz mit Freundlichkeit verbunden. Der Fabrikherr ist selten ein stolzer und harter Mann, der seine Arbeiter nur als Sklaven und Werkzeuge betrachtet, sondern er erkennt in denselben seine Vaterlandsgenossen und selbst freie Mitbürger. Der Arbeiter, zumal der tüchtige und fleissige, ist in keiner persönlichen Abhängigkeit

von seinem Fabrikherrn; denn es fällt ihm nicht schwer, anderwärts wieder Anstellung zu erhalten.

Möge Gott die schweizerischen Fabrikherren vor Geiz, Härte und Rücksichtslosigkeit bewahren und ihren Unternehmungen Gedeihen schenken! Möge er den Fabrikarbeitern den Sinn für Treue, Fleiss, Sparsamkeit, gute Sitten und Frömmigkeit geben! Alsdann kann das Fabrikwesen ein Segen des Volkes sein und bleiben.

118. Dienstboten.

Man nimmt an, dass nur in unserer Schweiz über 100 000 Mägde und 25 000 Knechte im Dienste stehen. Rechnet man für Jahreslohn, Speise, Trank, Logis, Wäsche u. dgl. die Kosten einer Magd nur auf 450 Franken jährlich, die eines Knechtes auf 800 Franken, so belaufen sich die Kosten für jene 125 000 Dienstboten jährlich zusammen auf 65 Millionen Franken.

Schon aus diesen Berechnungen ist ersichtlich, von welcher grosser Bedeutung nur die beiden gewöhnlichsten Klassen der Dienstboten sind. Aber noch viel wichtiger ist der Einfluss, welcher den Dienstboten auf das Hauswesen zukommt, in Hinsicht auf Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Gesundheit, Ruhe, Frieden, Wohlstand und häusliches Glück. Fleissige, treue, geschickte, sittlich gute und fromme Dienstboten werden von den meisten Herrschaften geschätzt und geachtet und geniessen einer rücksichtsvollen Behandlung. Ihr Los ist keineswegs zu beklagen, und da sie insgesamt aus dürftigen oder unbemittelten Familien herkommen, so haben sie es als Dienstboten in Hinsicht auf Speis' und Trank, Wohnung, Kleidung und Behandlung meistens viel besser, als sie es im väterlichen Hause hatten. Wie kommt es denn nun, dass man gerade in unsern Zeiten so ungemein viel über Dienstboten klagen hört? in unserer Zeit, wo selbst die ärmsten Kinder in der Volksschule den gleichen Unterricht haben wie die Kinder der Vornehmen und Reichen? Man sollte doch meinen, dass Kinder der Unbemittelten, die nachher Dienstboten werden, wenn sie einen solchen Schulunterricht geniessen, als Erwachsene desto geschickter, fleissiger und besser sein würden; dies ist ja doch der Zweck des Schulunterrichtes. Wir wollen zwar glauben, dass die Klagen über die Gesinnung und das Betragen der Dienstboten in frühern Zeiten ebenfalls vorgekommen; wir wollen auch zugeben, dass nicht alle diese Klagen wirklich begründet seien; wir wollen annehmen, dass nicht immer die Schuld an den Dienstboten, sondern auch etwa an den Herr-

schaften liege; wahr ist es indessen immerhin, dass an den Dienstboten manches auffällt, was Tadel und Rüge verdient.

Zur Warnung mögen hier diejenigen Punkte bezeichnet werden, welche häufig Veranlassung zu Klagen geben.

a. Roheit und Grobheit in Worten und im Betragen.

Es ist nun einmal so in unserm Hauswesen, dass die Dienstboten in vielfache Berührung mit den andern erwachsenen und unerwachsenen Gliedern der Haushaltung kommen. Wenn es den Eltern schon unangenehm ist, Roheiten und Grobheiten anzuhören und anzusehen, wie viel mehr müssen sie noch befürchten, dass vielleicht die Kinder an den Dienstboten ein schlimmes Beispiel nehmen! Zudem ist ein rohes und grobes Wesen häufig die Veranlassung zu Verdross, Ärger und Streitigkeiten.

b. Unordentlichkeit, Unreinlichkeit. Man kann es gewiss keiner ordentlichen Familie übel nehmen, wenn sie unordentliche und unreinliche Dienstboten nicht ertragen und nicht behalten will; denn gerade deswegen stellt man ja oft die Dienstboten an, dass Ordentlichkeit und Reinlichkeit gefördert werden.

c. Unmässigkeit, Näscherei, Vergeudung. Es ist eine widrige Sache, wenn Menschen sich daran gewöhnen, mehr zu essen und zu trinken, als für die Erhaltung der Kräfte und der Gesundheit notwendig ist, und leider ist diese widrige Gewohnheit bei Dienstboten nicht so gar selten. Es sind viele Familien, die keinen Reichtum besitzen, dennoch genötigt, Dienstboten zu halten; es gibt reiche Familien, welche die gute Sitte haben, mässig und sparsam zu leben. Wie muss es nun diese Familien schmerzen, wenn sie sehen, dass Dienstboten Speise und Trank über alles Mass verbrauchen; wenn sie sehen, wie sie Holz, Licht und andere Dinge rücksichtslos vergeuden! Man hört sogar etwa von Dienstboten die niederträchtige Äusserung: „Nur d'rauflos gemacht, die Herrschaft hat's ja schon!“ Es ist auch nicht selten, dass Dienstboten derart leckerhaft werden, dass ihnen die Kost der Herrschaft nicht mehr gut genug ist, auch dass sie sich in Küche, Keller und Garten das Beste vorhin wegnehmen und das Geringere der Herrschaft überlassen.

d. Eitelkeit und Hoffart. Gerade in diesem Punkte wird viel geklagt. Es ist in der That lächerlich und übertrieben, wie sich namentlich manche Mägde in Kleidern und Schmucksachen herausputzen; ja, es ist nicht selten, dass sie vornehmer daherkommen als die Frau und die Tochter des Dienstgebers. Diese törichte Eitelkeit geht so weit, dass manche Mägde nicht nur ihren ganzen Lohn auf Kleider und Putz verwenden, sondern zu diesem Zwecke sich auf schlechten Wegen, durch Betrug,

Entwendung und heimliche Lasterhaftigkeit — Geld oder auch Putzsachen verschaffen. Gewöhnlich nehmen solche einfältige und eitle Personen einen unglücklichen Ausgang; sie fallen der Verführung anheim, verlieren ihren Dienst, geraten in Verachtung und Armut und sinken immer tiefer.

e. Ungeschicklichkeit und Trägheit. Oft treten junge Leute in Dienste, ohne vorher irgend eine Verrichtung oder ein Geschäft gelernt zu haben. Ist es dann nicht eine grosse Unbilligkeit, dass sie Kost, Wohnung, Lohn u. s. w. verlangen und dagegen nichts leisten können? Gewiss, das ist eine unbillige Forderung, und man dürfte daher erwarten, dass jeder Dienstbote sich auf seine Dienstverrichtungen gehörig vorbereitet habe. Indessen ist es gar nicht selten, dass sich manche Frau Mühe gibt, eine angehende Magd zu den Geschäften anzuleiten, wenn diese nur Verstand, guten Willen und natürliches Geschick zeigt. Aber gerade in dieser Hinsicht haben viele Frauen schon bittere Erfahrungen gemacht. Kaum hatten sie durch ihre Bemühung und Güte ein unerfahrenes Mädchen zur brauchbaren Magd herangezogen, so lief dieselbe aus dem Dienst, wenn sie nur glaubte, einen bessern zu bekommen. Das ist ein schnöder Undank und muss die besten Herrschaften mit Widerwillen erfüllen.

Trägheit ist leider eines der häufigsten Übel unter den Dienstboten. Es ist nicht zu ertragen, wie die Knechte eigentlich manchmal darauf zu sinnen scheinen, die Zeit mit Nichtstun hinzubringen; es ist unbegreiflich und zeugt von einer grossen sittlichen Verdorbenheit, dass ihnen ihr Gewissen nicht darüber Vorwürfe macht, wie sie die Herrschaft um Kost und Lohn betrügen, wie sie dieselbe durch Unterlassung oder schlechte Ausführung nötiger Arbeiten in Schaden bringen. Da gibt es dann auch Heuchler: so lange man ihnen zusieht, arbeiten sie mit aller Kraft; sobald sie aber sich nicht beobachtet glauben, geben sie sich der schändlichsten Faulheit hin. Es muss jeden Dienstherrn schmerzen, wenn der Dienstbote gedankenlos und träge an dem vorübergeht, was bearbeitet, benutzt oder versorgt werden sollte; wenn der Knecht nie aus sich selbst findet, was zunächst getan werden dürfte; wenn er überhaupt zu jeder Arbeit angewiesen und getrieben werden muss.

f. Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit. In vielen Dienstorten betrachtet man den Dienstboten als einen Hausgenossen und berücksichtigt sein Wohl und Wehe; man sucht ihm zu helfen und zu raten; kurz, man möchte ihn zur Anhänglichkeit an die Familie leiten. Oft aber ist dies alles vergeblich. Der Dienstbote bekümmert sich ausser seiner Arbeit um die

Familie nicht; ihre Leiden oder Freuden sind ihm gleichgültig; er tut keinem etwas zu Liebe oder zu Gefallen; er ist kalt und gefühllos. So ein Mensch ist ein unheimliches Wesen in einer Haushaltung, und wäre er auch ein guter Arbeiter, man fühlt sich fremde und abgestossen.

g. Eigennutz, Neid. Durch diese schlimmen Eigenschaften werden Dienstboten nicht nur abgehalten, ihre gewöhnlichen Pflichten zu erfüllen, sie werden noch zur Untreue veranlasst. Ob die Herrschaft Schaden leide, das ist dem eigennützigem Dienstboten einerlei, wenn er nur irgend einen Vorteil oder eine Beute für sich gewinnen kann. Der Neid kann ihn soweit treiben, dass er sich darüber freut, wenn der Herrschaft ein Schaden zustösst, wenn sie an ihren Gütern einbüsst. Der neidische Dienstbote könnte der Herrschaft den Bissen vom Munde wegnehmen, eben weil er ihr denselben nicht gönnt. Eigennützig und neidische Dienstboten sind wahre Plaggeister in einem Hauswesen.

h. Zänkerei und Schwatzhaftigkeit. Wenn man in einer ordentlichen Haushaltung nicht einmal duldet, dass Dienstboten untereinander zanken und streiten, so wird man es keineswegs ertragen, dass die Dienstboten mit einem Mitgliede der Familie Zänkereien anfangen. Wo eine solche Unanständigkeit vorkommen darf, da ist es mit der Hausordnung schon übel bestellt, und so erklärt sich leicht, dass zänkische Dienstboten in der Regel keinen rechten Platz bekommen. Jede Haushaltung bildet für sich ein kleines, geschlossenes Gemeinwesen, und in jeder Familie gibt es Angelegenheiten, die gleichsam als Geheimnisse im engern Kreise gehalten werden sollen. Je mehr Güte und Zutrauen aber eine Familie zu einem Dienstboten hat, desto eher erfährt derselbe auch die besondern Angelegenheiten. Da begehnen nun Dienstboten eine Art Treulosigkeit, wenn sie in leichtsinniger oder boshafter Schwätzerei alle Angelegenheiten des Hauses, alles, was geredet oder gethan wird, wiederum ausser dem Hause mittheilen. Hiedurch haben solche leichtsinnige, törichte oder boshafte Dienstboten schon oft den Frieden zwischen Nachbarn gestört, ja selbst ihrer Herrschaft grossen Schaden zugefügt.

Ihr Knaben und Mädchen! Auch unter euch sind solche, die einst als Dienstboten Brot und Lohn suchen werden. Keines hat sich dessen zu schämen; denn auch Dienstboten geniessen bei uns der bürgerlichen Ehren und Rechte und sind keineswegs in sklavischer Abhängigkeit. Keines braucht sich davor zu fürchten; denn gute Dienstboten werden gesucht, geachtet und rücksichtsvoll behandelt. Es hängt also fast gänzlich von den Dienstboten selbst ab, ob ihr Los ein günstiges oder ungünstiges sei. Möget

ihr, die ihr etwa einst Dienstboten werden sollet, zunächst die Fehler und Vergehen, die vorhin bezeichnet worden sind, sorgfältig vermeiden und unterlassen.

Seid bescheiden und höflich! Zeiget in euerm ganzen Benehmen, dass auch ihr einen guten Schulunterricht genossen habet und keineswegs als rohe und ungebildete Menschen gelten wollet! Übet eure Geschäfte mit Fleiss, Vorsicht und Sorgfalt! Seid aufrichtig, wahrhaft und redlich! Strebet danach, dass ihr des Vertrauens der Herrschaft würdig erscheint, und wenn ihr dasselbe erlangt habet, so missbrauchet es niemals! Beweiset durch Wort und Tat, dass ihr an dem Schicksal der Familie herzlichen Anteil nehmet in Freud und Leid! Seid treu und gewissenhaft auch im Kleinsten! Suchet in redlicher Weise den Nutzen der Herrschaft zu fördern, den Schaden zu verhüten! Seid mässig und genügsam! Sorget dafür, dass ihr jedes Jahr von euerm Lohne ein Ersparnis zurückleget! Bleibet lieber längere Zeit in Diensten, als dass ihr ohne Vermögen ein eigenes Hauswesen gründen wollet, wodurch schon so viele in Armut und Elend geraten sind! Schenket Schmeichlern und Verführern kein Gehör; wendet euch mit Scheu von ihnen; denn sie möchten euch Ehre und Unschuld rauben! Wenn es euch in einem Dienste erträglich geht, so wechselt denselben nicht leichtsinnig; denn oft trägt anderwärts der Schein! Glaubet nie, dass in irgend einem Dienste alles leicht und angenehm sei; es gibt überall Mühe und Arbeit; darum seid geduldig! Zeiget, dass ihr Wohltaten und gute Behandlung dankbar anerkennt, und beweiset dies durch erhöhte Tätigkeit, freundliche Zuverlässigkeit und herzliche Anhänglichkeit! Suchet euch im Guten zu stärken durch Besuch des Gottesdienstes, durch Gebet und durch das Lesen geeigneter Bücher, wozu auch der Dienstbote etwa eine freie Stunde findet!

119. Die Berufsarten im Gebiete der Wissenschaften und Künste.

Zu den wissenschaftlichen Berufsarten gehören: die Theologen (Gottesgelehrte, Geistliche), die Juristen (Rechtsgelehrte, Advokaten, Richter), Mediziner (Ärzte), Philologen (Sprachgelehrte), Philosophen (Weisheitsfreunde, Wissenschaftsforscher), Pädagogen (Führer der Knaben, Erzieher und Lehrer).

Ferner: Mathematiker (d. h. diejenigen, die sich im höhern Sinne und nach wissenschaftlichen Grundsätzen und Lehren im Gebiete des Messens und Rechnens beschäftigen), Physiker (Naturforscher), Geographen (die sich mit der Erdkunde wissen-

schaftlich abgeben), Astronomen (die sich mit der höhern Sternkunde beschäftigen), Chemiker (die sich mit der Erkenntnis, Ausscheidung und Verbindung der Stoffe befassen) und noch viele andere.

Alles dies sind Berufsarten, bei welchen die Arbeiten nicht sowohl durch Gebrauch und Anstrengung der Leibeskräfte als vielmehr der Geisteskräfte getan werden. Leute nun, welche nicht wissen, was es heisst, die Geisteskräfte auf eine höhere Stufe auszubilden und in einem höhern Grade anzustrengen, meinen gewöhnlich, die Herren in wissenschaftlichen Berufsarten hätten es gar leicht und angenehm; das Volk sagt gewöhnlich: Diese müssen nicht arbeiten. Das ist aber eine sehr unverständige Rede. Allerdings arbeiten sie, zwar nicht sowohl mit dem Körper, aber desto mehr mit dem Geiste, und anstrengende Geistesarbeiten ermüden und erschöpfen am allermeisten, so dass Gesundheit und Wohlbefinden meist noch weit mehr unter den Geistesarbeiten leiden als unter den Leibesarbeiten. Davon kann sich jeder überzeugen, der einen emsigen Gelehrten, einen eifrigen Geistesarbeiter beobachtet. Wie schwächlich, wie angegriffen sehen diese oft aus! Bei ihrer Geistesaufregung flieht sie sogar häufig der Schlaf, der den leiblichen Arbeiter so leicht stärkt und erquickt.

Da hört man die Leute oft sagen: Mein Sohn muss ein Herr werden, ein Pfarrer, ein Doktor, ein Advokat, ein Professor u. dgl.; dann hat er es gut. — Das ist die Sprache der Unwissenheit und Eitelkeit.

Zuerst sollen sie wissen, was es heisst, in eine wissenschaftliche Berufsart eintreten zu wollen. Da ist es erforderlich, dass ein Knabe, wenn er aus der Volksschule entlassen ist, noch 6—8 Jahre den Vorbereitungsunterricht an einer höhern Lehranstalt (z. B. an einem Gymnasium) besuche, und dann an einer Hochschule (Universität) wenigstens vier Jahre den Berufsstudien obliege, also zehn Jahre Zeit und sehr viel Geld aufwende. Und ist dann alles gut gegangen, so muss er oft noch viele Jahre mit geringem Lohn vorlieb nehmen; ja, es ist nicht selten, dass mancher in seinem ganzen Leben zu keinem rechten Einkommen gelangt. Zudem ist es mit allem Zeit- und Geldaufwand noch lange nicht ausgemacht, dass einer durch seine Studien zu einem rechten Ziele gelange; denn besitzt er nicht bedeutende Geistesanlagen, und studirt er nicht mit Fleiss und Eifer, so wird doch nie etwas Rechtes aus ihm. Mögen sich daher die Eltern und jeder angehende Jüngling recht wohl besinnen, ehe einer zu einer wissenschaftlichen Berufsart bestimmt wird; denn viele,

sehr viele sind dadurch schon unglücklich geworden, eben weil sie nach einem Berufe strebten, zu welchem ihnen die geistigen Kräfte und gemüthlichen Anlagen fehlten.

Betrachten wir nun einzelne dieser Berufsarten im besondern.

a. Der Geistliche. Schon als Knabe und angehender Jüngling muss er sich eifrig bemühen, die lateinische, die griechische, die hebräische Sprache gründlich zu erlernen. Die Kenntnis dieser Sprachen ist ihm notwendig, damit er die Religionschriften in ihrem ursprünglichen Sprachausdrucke studiren kann. Das alte Testament ist ursprünglich hebräisch, das neue Testament ist griechisch, viele wichtige Kirchenschriften sind lateinisch geschrieben. Dann muss er überhaupt Philosophie (Weltweisheit) lernen, und hiezu gehören Geschichtskentnis, Naturkunde und noch viele andere Wissenschaften. Nach all diesem folgt erst das theologische Studium, in besondern Wissenschaften von Gott und göttlichen Dingen. Zudem muss er sich in der Redekunst, in der Lehrkunst üben und sich noch manches aneignen, was zur Ausübung der kirchlichen Verrichtungen gehört. Hat er nun seine Studien vollendet, hat er seine Examina gut bestanden, so muss er oft mehrere Jahre in untergeordneter Stellung dienen, ehe er eine Pfarrei oder eine höhere Lehrstelle erhält. Das Amt eines Pfarrers ist aber keineswegs ein so leichtes, wie manche Leute glauben. Ihm liegt es ob, mit allen Kräften danach zu streben, dass unter den Kirchengenossen Sittlichkeit und Frömmigkeit und überhaupt christlicher Sinn und Wandel wachse und gedeihe. Bei ihm sucht der Unglückliche Hilfe, der Traurige Trost, der Verlassene Beistand, der Bedrängte Rat; von ihm erwartet der Kranke stärkenden Zuspruch. Die Gemeinde verlangt an Sonntagen und Festtagen nach Inhalt und Vortrag eine treffliche und wirksame Predigt; eine solche zu studiren, ist eine geistige Anstrengung, und sie gut vortragen, nimmt auch die körperlichen Kräfte in Anspruch. Dann ist der Religionsunterricht noch ein wesentlicher Teil der geistlichen Amtsverrichtungen, und in einer grossen Gemeinde namentlich gibt es in den Schulen, in der Kirche und unter den Konfirmanden sehr vieles zu tun. Schon aus diesem erhellet, dass die Verwaltung eines Pfarramtes viel Sorge, Mühe und Arbeit darbietet. Es gibt überdies aber noch viele schriftliche Amtsgeschäfte, und zudem muss ein Geistlicher, auch wenn er schon Pfarrer ist, dennoch mit Studiren fortfahren; denn die Wissenschaft schreitet fort, und er darf nicht zurückbleiben. Das Amt eines Geistlichen ist ein hohes und wichtiges, und nur unverständige Leute können glauben, dasselbe sei leicht zu erlangen und leicht zu verwalten.

b. Der Arzt. Ehe jemand an einer Hochschule zum Studium der Medizin oder Heilkunst zugelassen wird, muss er vorher an höhern Lehranstalten sich die allgemein wissenschaftliche Bildung erworben haben. Auch von ihm verlangt man Kenntniss alter und neuer Sprachen und insbesondere Kenntniss der Naturwissenschaft und der Chemie. Das Studium der Medizin selbst erfordert mehrere Jahre und viel Aufmerksamkeit und Fleiss. Es handelt sich dabei um eine genaue Erkenntnis des menschlichen Lebens, nicht nur in Bezug auf den Organismus des menschlichen Körpers, sondern auch auf die Tätigkeiten und Wirkungen des geistigen Wesens. Alle äussern und innern Teile des menschlichen Körpers, ihre Zusammensetzung, ihre Tätigkeit, ihre Wechselwirkung, ihre Kräfte und Bedürfnisse müssen dem Arzt aufs genaueste bekannt sein. Schon diese Erkenntnisse geben ungemein viel zu lernen, und doch ist dies nur eine Vorbereitung zur Heilkunst. Wir wollen die vielen fremden Namen, welche die verschiedenen Richtungen und Fächer der Arzneiwissenschaften bezeichnen, hier nicht aufführen. Man unterscheidet gewöhnlich die innere Heilkunde oder eigentliche Medizin und die Wundarzneikunst oder Chirurgie u. s. w. Hieraus möget ihr lernen, wie töricht es ist, wenn die Leute oft meinen, es sei ganz leicht, ein Doktor zu werden, und es brauche dazu weder viel Zeit, noch viel Mühe. Die grösste Torheit aber ist, wenn man gar meint, dass Leute, welche die Medizin gar nicht studirt haben und die weder den menschlichen Leib, noch die Bestandteile und Verrichtungen desselben kennen, dennoch zur Behandlung und Heilung von Krankheiten geschickt seien. Wenn jemand, der sich ein neues Kleid machen wollte, anstatt zum Schneider etwa zum Schmied ginge, so würde man über diese Verkehrtheit lachen. Ist es aber nicht noch verkehrter, wenn man in einer Sache, die so ungemein viel Kenntnisse und Studium erfordert, bei einem Menschen Rat und Hilfe sucht, der von dieser Sache gar nichts versteht?

Der ärztliche Beruf ist ein eben so notwendiger als ehrenwerter. Die Geschäfte des Arztes erfordern oft die grösste Hingebung für die leidende Menschheit. Er muss auch demjenigen, der mit der ekelhaftesten und widerlichsten Krankheit behaftet ist, nahe treten und ihm beistehen. Er muss, wenn bösartige, ansteckende Krankheiten herrschen, sich mutig der Gefahr aussetzen, und wenn er auch selbst ein Opfer derselben würde. Er muss Tag und Nacht bereit sein, dem Ruf um Hilfe zu folgen. Er darf auch denjenigen Kranken nicht ganz verlassen, bei dem er zum voraus sieht, dass seine Bemühung und

Kunst vergeblich sei. Zudem haben namentlich die Ärzte von unverständigen, ungeduldigen und böswilligen Menschen gar vieles zu ertragen. Da gibt es Leute, welche meinen, ein Arzt könne Wunder wirken, und es liege nur an ihm, dass schnell geholfen werde. Andere wiederum sind misstrauisch, befolgen die Befehle und Verordnungen des Arztes nicht und vereiteln so seine beste Bemühung; dann gibt es auch solche, welche meinen, es sei am besten getan, wenn man ihnen recht viel Arznei gebe, und in ihrem eigenen Geize halten sie den Arzt für geizig, wenn er ihnen nicht Medizin in Menge gibt. Viele verderben das, was der Arzt gut macht, durch unordentliches Verhalten in Speis' und Trank oder dadurch, dass sie, ehe sie ganz geheilt sind, wiederum Tätigkeiten verrichten, welche die Genesung verhindern und die Krankheit aufs neue anfachen. Oft wartet man auch, bis die Krankheit schon einen zu hohen Grad erreicht hat, und wenn dann der Arzt nicht mehr helfen kann, so gibt man ihm die Schuld. Es mag dies genügen, um zur Einsicht zu verhelfen, dass es erstlich gar nicht so leicht sei, ein tüchtiger Arzt zu werden, und zweitens, dass der Beruf des Arztes mit vielen Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren verbunden sei. Prüfe sich also jeder Jüngling selbst und überlege die Sache wohl, ehe er sich zum ärztlichen Stande bestimmt.

c. Der Advokat. Um ein solcher zu werden, muss man die Rechtswissenschaften studiren. Aber auch dieses Studium setzt voraus, dass man eine wissenschaftliche Vorbildung besitze, namentlich eine gründliche Kenntniss der lateinischen Sprache; denn die wichtigsten Rechtsbücher sind von den alten Römern in lateinischer Sprache geschrieben worden. Die Rechtswissenschaft ist von bedeutendem Umfange und hat wiederum ihre verschiedenen Richtungen, z. B. das Zivilrecht, das Kriminalrecht, das Kirchenrecht, das Staatsrecht, das Wechselrecht u. n. a. Nicht nur die Verfassungen und Gesetze des eigenen Landes muss ein Rechtsgelehrter richtig verstehen und kennen, sondern auch die Verfassungen und Gesetze anderer Länder. Die Rechtswissenschaft fordert besonders einen scharfen Verstand und Klarheit und Gewandtheit in Rede und Schrift.

Es ist gar nicht selten, dass man von den Leuten ungünstige Urtheile über den Advokatenstand aussprechen hört. In Zeiten, wie die unsrigen sind, wo so verschiedenartige und künstliche Lebensverhältnisse vorwalten und demnach auch die Gesetze sehr mannigfaltig sein müssen, da bedarf mancher eines Rechtsbeistandes, d. h. eines Advokaten, und es ist für manchen ein grosses Glück

gewesen, dass er einen tüchtigen Advokaten gefunden hat. Viele hätten schon ohne einen solchen Hab und Gut oder ihre Ehre verloren. Ja, die Geschichte lehrt uns, dass Hunderte von unschuldig Angeklagten nur durch menschenfreundliche und geschickte Advokaten vom schmachvollen Tode gerettet worden sind. Es gibt unter allen Ständen einzelne solche, die ihrem Stande Unehre machen. So mag es auch einzelne Advokaten geben, welche, anstatt das Recht zu fördern, es vielmehr verdrehen; aber deswegen dann den ganzen Advokatenstand herabwürdigend, das wäre eben so ungerecht als unverständlich. Wie der Kranke des Arztes bedarf, so bedarf häufig der Rechtssuchende eines Advokaten. Und wie der verständige Kranke nicht bei einem Quacksalber Hilfe suchen wird, so wird der verständige Mann in seinen Rechtssachen sich auch nicht an einen Winkeladvokaten und händelsüchtigen Schwätzer wenden. Ein ehrenhafter Advokat hingegen wird sich auch nie dazu hergeben, Prozesse zu führen, die auf Ungerechtigkeit oder Streitsucht beruhen, und wenn jemand aus Unwissenheit einen schlechten Prozess anfangen will, so wird er belehrend davon abmahnen. Wie der Geistliche und der Arzt, so muss auch meistens der Advokat, ehe er seine Berufsgeschäfte ausüben darf, vorher durch ein Examen sich über seine wissenschaftliche Bildung und seine Rechtskenntnis ausweisen.

d. Die Lehrer. Da unterscheidet man Lehrer an Hochschulen (Universität, Polytechnikum), an Mittelschulen (Gymnasium, Industrie- oder Gewerbeschule) und an Volksschulen (Primar- und Sekundarschule); sodann an Fachschulen: Lehrerseminar, landwirtschaftliche Schule, Handwerkerschule, Tierarzneischule, Uhrmacherschule, Handelsschule u. s. w.

Die Lehrer an den Hochschulen heissen Professoren. Sie müssen sich durch besondere Tüchtigkeit in einer einzelnen Wissenschaft und durch Lehrgeschick auszeichnen. Ihnen liegt es ob, die Theologen, Juristen, Mediziner, Philologen, die höhern Mathematiker, Naturforscher, Geschichtsforscher, überhaupt die Studierenden, welche sich der Gelehrsamkeit und den wissenschaftlichen Berufsarten widmen, zu unterrichten; zudem haben sie die Wissenschaft selbst zu pflegen und zu fördern. Sie halten ihre Vorlesungen und Vorträge vor den Studenten und legen die Ergebnisse neuer Forschungen in Büchern und wissenschaftlichen Zeitschriften nieder. Es leuchtet ein, dass eine aussergewöhnliche geistige Begabung und unablässiges Studium dazu gehört, um ein tüchtiger Professor zu werden, und dass ein solcher aller Ehre und Hochachtung wert ist.

Die Lehrer an den Volksschulen haben bei uns die Aufgabe, die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu bürgerlich brauchbaren, geistig tätigen und sittlich religiösen Menschen zu bilden. Sie haben ihre Schüler nicht schon zu einem bestimmten Lebensberufe anzuleiten; aber sie sollen die allgemeine Bildung vermitteln, welche eine gute gemeinsame Grundlage für die verschiedenen Berufsarten ausmacht; es genügt nicht, dass sie in einem Fache oder in einigen wenigen Fächern sich durch Kenntnisse und Fertigkeiten hervortun, sie sollen in den Anfangsgründen aller Schulfächer einen gediegenen und gründlichen Unterricht erteilen können.

Um sich für eine so wichtige Aufgabe zu befähigen, müssen sie selber zuerst eine vielseitige Bildung erwerben. Wer nicht schon in der Primarschule sich durch gute Leistungen und Freude an der Lernarbeit auszeichnet, sollte nicht daran denken, Lehrer zu werden. Hat einer aber die Klassen der Alltagschule mit ganz guten Zeugnissen vollendet und drei bis vier Jahre in einer Sekundarschule mit ebenso gutem Erfolg seine Kenntnisse erweitert, und entschliesst er sich dann, wenn die Frage der Berufswahl an ihn herantritt, aus eigenem Antrieb zur Ergreifung des Lehrerberufes, so wird er in der Regel noch weitere drei bis vier Jahre eine Lehrerbildungsanstalt besuchen, gewöhnlich Seminar oder Lehrerseminar genannt. Hier müssen die Zöglinge nicht nur in den sämtlichen Schulfächern sich noch höhere Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, sondern auch die Erziehungswissenschaft und die Unterrichtskunst studiren, und erst dann, wenn sie nach allen diesen Richtungen ein Examen befriedigend bestanden haben, können sie an einer Schule als Lehrer angestellt werden.

Es gibt kaum ein Amt, das so viel Fleiss, Mühe und Geduld erfordert wie das Amt eines Lehrers. Täglich sechs und mehr Stunden eine grössere Anzahl Kinder in den verschiedenen Schulfächern unterrichten und überwachen, das ist eine schwere Arbeit; das ermüdet Körper und Geist, und namentlich das viele Sprechen, Lesen und Singen nimmt die Atmungsorgane sehr in Anspruch. Und doch ist mit den Schulstunden das Tagewerk des Lehrers keineswegs, wie manche meinen, schon vollendet. Er hat noch mühsame Korrekturen zu besorgen, wohl auch noch besondere Lehrstunden zu erteilen, mancherlei schriftliche Arbeiten auszuführen und zudem fortdauernd viel Zeit und Mühe auf seine eigene Weiterbildung zu verwenden, damit er im Wissen und Können nicht zurückbleibe. Werden ihm dann manchmal durch unaufmerksame, träge und störrische Schüler oder selbst

durch unverständige Erwachsene noch besondere Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so müssen die Sorgen und Mühen seines Berufes schwer auf ihm lasten. Gelingt es ihm aber wieder, die in den Kinderherzen schlummernden Kräfte zu wecken und zu bilden, machen die Schüler schöne Fortschritte, verdanken sie dem Lehrer seine grosse Mühe durch Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit und gutes Betragen, wird ihm an einem Examen und bei andern Anlässen Anerkennung und allgemeine Achtung zu teil, dann fühlt er sich für seine Bemühungen auch wieder reichlich entschädigt. Namentlich wenn die Schüler nach dem Austritt aus der Schule etwas Rechtes und Tüchtiges werden, muss es den Lehrer im Grunde seines Herzens freuen, indem er sich sagen darf, dass mit Gottes Hilfe auch er etwas habe dazu beitragen können, dieselben einsichtiger, besser und dadurch glücklicher zu machen.

120. Die Berufsarten im Gebiete der Wissenschaften und Künste.

(Schluss.)

Unter „Künstler“ versteht man zunächst Zeichner und Maler, Bildhauer, Stein- und Holzschneider, Kupferstecher, Lithographen und auch Baumeister; Musiker, Sänger, Dichter, Tonsetzer, Schauspieler u. n. a. — Auch mancher Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher und noch andere sind Künstler in ihrem Fache. Aber viele versuchen sich und arbeiten im Kunstgebiete und sind darum noch keineswegs Künstler; denn diesen Namen wirklich verdienen, das will viel sagen; die Kunst erfordert nicht nur Geschicklichkeit und Fertigkeit, nicht nur ein blosses Talent, sondern Genialität und Originalität (d. h. schöpferische Kraft und eigentümliches Wesen).

Wenn auch einer z. B. im Nachzeichnen ganz geschickt und fertig ist, so heisst er darum noch kein rechter Künstler, sondern nur ein Nachbildner oder Nachahmer, und so ist es auch in andern Kunstfächern. Darum gibt es unter Tausenden, die all ihr Leben und Streben mit Kunstbemühungen hinbringen, oft kaum zehn, die wirkliche Künstler sind und als solche Ruhm und Ehre erlangen. Man hört zwar unter den gewöhnlichen Leuten oft sagen: Dieser oder jener ist ein Genie; er hat grosse Kunstanlagen; er muss ein Künstler werden. — Ein solches Urteil ist nur zu oft unbegründet; denn Leute, die alsbald so urteilen, wissen meistens nicht, welche grosse Forderungen man an den rechten Künstler stellt. Sie nehmen oft schon ein mittelmässiges Talent für ein

Genie und wissen nicht, dass die künstlerische Genialität nur höchst selten einem Menschen von Gott verliehen ist; so selten, dass oft Millionen Menschen geboren werden und sterben, ohne dass ein einziges Genie unter ihnen zum Vorschein kommt.

Aber, so fraget ihr vielleicht, was nützt denn auch die Kunst? Wozu braucht man denn auch Künstler? — Freilich, wenn man bloss an Essen und Trinken, an Wohnung und Kleidung denkt, dann könnte man die Künste für überflüssig halten. Aber der Mensch ist ja eben nicht bloss darum auf der Welt, dass er sich nähre und kleide. Er hat von Gott vor allen Geschöpfen einen höhern Geist empfangen, und mit diesem auch Sinn und Gefühl für das Schöne. Ja, der Geschmack und die Freude am Schönen ist ein wesentlicher Vorzug, durch den sich der Mensch vor allen lebendigen Geschöpfen auszeichnet. Demnach, weil Gott dem Menschen den Schönheitssinn gegeben hat, liegt es auch in dem Willen Gottes, dass die Menschen nach dem Schönen streben und die Künste üben. Dieselben tragen auch wesentlich zur Erhebung und Veredlung des Menschengeschlechtes bei, und Gott hat schon die sichtbare Welt mit so viel erhabener Schönheit erfüllt, damit der Mensch sich am Schönen erfreue. Kunstgenüsse sind höhere Genüsse als alle andern, und die Menschheit dieser Genüsse theilhaftig zu machen, das ist eben auch die Aufgabe der Künstler. Sie verdienen also ganz besonders unsere Hochachtung und Anerkennung.

Habt ihr nicht schon mit inniger Theilnahme ein schönes Gedicht gelesen? Seid ihr nicht schon dadurch fröhlich angeregt oder zur herzlichen Theilnahme gerührt worden? Sehet! Das ist ein Genuss, den euch die Dichtkunst bereitet hat. Seid ihr nicht schon von Gesang und Musik zur Freude, zur Andacht gestimmt worden? Auch das ist eine Wirkung der Kunst. Hat niemals ein herrlicher Tempel durch seine Hallen, durch seine Gemälde, durch seine Bildsäulen euer Gemüt zur Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott gestimmt? Das ist die Macht der Kunst. Hat nicht schon in frühester Kindheit ein Bilderbuch euch ergötzt und belehrt? Also fraget nicht mehr, was denn die Kunst nütze; nur ein ganz roher und gefühlloser Mensch kann die Künste missachten.

Ob jemals einer aus euch ein wirklicher Künstler werde, das ist freilich eine eigene Frage, und diese Frage wird kaum jemand sicher zu beantworten wagen, der da weiss, wie viel von einem rechten Künstler gefordert wird. Lasset euch also nicht irre leiten, wenn ihr selbst glaubt oder andere meinen, eines habe besondere Anlage zur Kunst! Es sind schon viele dadurch

unglücklich geworden, dass man sie zur Kunst bestimmte, während sie nur mittelmässige oder geringe Gaben dafür hatten. Die Mittelmässigkeit ist auf dem Kunstgebiete gar übel daran, und lieber ein geschickter Handwerker als ein mittelmässiger Künstler! Gibt uns ja die Geschichte viele Beispiele, dass sogar ausgezeichnete Künstler, so lange sie lebten, mit Kummer und Not zu kämpfen hatten, und dass erst nach ihrem Tode ihre Werke die rechte Anerkennung fanden. Zudem fordert die Kunst vieljährige unausgesetzte Übung und Vervollkommnung, grosse Anstrengung der geistigen und auch der leiblichen Kräfte. Es ist gut, dass man nun auch in Volksschulen einige Anfänge in der Kunst, und zwar im Singen und Zeichnen betreibt. Wer aber da auch ordentlich zeichnet und singt, soll sich doch vor der eitlen Meinung hüten, als ob er nun schon für die Kunst geboren sei. Nur derjenige, bei dem sich ganz vorzügliche Kunstanlagen zeigen, der mag zum eigentlichen Künstler von Natur aus bestimmt sein. Indessen gibt es auch künstlerische Fertigkeiten mindern Grades, die nützen und erfreuen, ohne dass man ein Künstler zu sein braucht; so z. B. nützt das Zeichnen fast jedem Handwerksmann, und der Gesang, auch wenn er kein Kunstgesang ist, erhöht die Freude des menschlichen Lebens und trägt zur Veredlung der Menschheit bei.

C. Abhandlungen etc. verschiedenen Inhaltes.

121. Vom Nutzen der Wälder.

Wenn das Auge überall nur Acker und Wiesen sähe, so würde dies nicht angenehm sein; das ewige Einerlei müßte ermüden. So aber wechselt mit den Feldern und Gärten der grüne Wald, der nicht nur die Natur verschönert, sondern auch die Dünste der Luft anzieht, die Erde feucht erhält und so Regen und Quellen ihr Dasein gibt.

Aber die Wälder gewähren auch großen Nutzen. Was würde der Mensch ohne sie beginnen? Aus den Wäldern holt er mächtige Eichen und Tannen, die als Bauholz benutzt werden. Sie liefern ihm das Brennholz, mit dem er der Winterkälte Troß bieten kann. Die Buche liefert in ihrer Frucht ein herrliches Öl; die Tanne gibt Harz und Kienruß, und die Rinde der Eiche ist dem Gerber unentbehrlich. Aus den Wäldern holt man das trockene Laub zur Streu, und in Wäldern wächst die Birke, deren Reiser die besten Besen liefern. — Aber der Wald beherbergt auch viele andere nützliche Pflanzen. Himbeeren und Erdbeeren, Waldmeister und viele Arzneikräuter gedeihen in den Wäldern.

Viele tausend Tiere finden in den Wäldern ihren Aufenthalt.

Hier nisten Specht, Drossel und Hänfling; hier gräbt der Fuchs seinen Bau; hier wohnen Hirsche und Rehe. Hier finden sie Schutz und Nahrung.

Weil die Wälder den Menschen wie den Tieren großen Nutzen bringen, so müssen sie geschont und gepflegt werden. Würde man immer nur Holz daraus hauen, ohne auf neue Anpflanzungen oder neuen Zuwachs zu denken, so müßten sie endlich ganz verschwinden. Allgemeiner Holz-mangel wäre unausbleiblich, und ganze Strecken Landes würden verödet werden. Darum ist es gut, daß die Obrigkeit nicht bloß für neue Anpflanzungen sorgt, sondern auch alle Holzfrevler, welche die zur Erhaltung der Wälder gegebenen Gesetze übertreten, streng bestraft.

Gedankengang: 1. Die Wälder nützen im allgemeinen, indem sie a) eine Gegend verschönern, b) Feuchtigkeit an sich ziehen und festhalten. 2. Sie nützen dem Menschen, indem sie ihm a) Bauholz, b) Brennholz, c) Früchte, Laub, Reiser etc. liefern. 3. Sie dienen den Tieren a) zum Aufenthalt, und liefern ihnen b) Nahrung. 4. Darum soll man für Erhaltung der Wälder sorgen a) durch neue Anpflanzungen, b) durch strenge Bestrafung des Waldfrevels.

122. Verschiedene Zwecke der Reisen.

Tausende von Fremden kommen jedes Jahr durch eine Stadt; nach allen Richtungen führt sie die Eisenbahn, das Dampfschiff. Könnten wir Umfrage halten, was jeden hinausführt, so würden wir gar verschiedene Antworten erhalten.

Viele sind von Amts- und Geschäftswegen gezwungen zu reisen; so Kaufleute, welche die Messe beziehen, an entfernten Orten Verbindungen anknüpfen oder erneuern; Künstler, welche sich ihr Brot so zu sagen auf der Gasse verdienen müssen; Beamte, welche den Zustand ihres Bezirks zu besichtigen haben; Ärzte, welche zu wichtigen Beratungen oder Operationen herbeigerufen werden. Auch Todesfälle und andere Familiener eignisse nötigen zu Reisen.

Anderer suchen durch Reisen ihre Kenntnisse zu erweitern; der eine sucht die Gebirge auf, um seine botanischen oder mineralogischen Sammlungen zu vermehren; der andere geht den Baudenkmälern nach; ein dritter wird von Gemälde- und anderen Kunstsammlungen angezogen; andere wollen im Auslande fremde Sprachen erlernen oder gar unbekannte Länder erforschen.

Leidende und Wiedergenesende erhalten von dem Arzte den Rath, den Winter in einer milden Landschaft zuzubringen, etwa in Nizza, oder am Genfersee. Anderen soll überhaupt die Veränderung der Luft zuträglich sein; die Bewohner großer Städte gehen auf Sommerfrische ins Gebirge; Tausende eilen in die Bäder.

Endlich gibt es noch manche, welche zum Vergnügen reisen. Sie sind befriedigt, wenn sie nur draußen gewesen sind; nun gefällt es ihnen wieder zu Hause. Vielleicht läßt sie die Langeweile nicht ruhen; sie nehmen einen „Führer“ und lassen sich auf der Eisenbahn von Stadt zu Stadt fahren. Aber diese finden meistens nicht, was sie suchen. Der Mensch soll bei allem, was er vornimmt, einen höheren Zweck verfolgen; das Vergnügen fällt ihm dann von selbst zu.

Gedankengang: Manche reisen: 1) in Geschäften; 2) zur Erweiterung ihrer Kenntnisse; 3) aus Gesundheitsrückichten; 4) zum Vergnügen.

123. Blüten und Hoffnungen.

Blüten und Hoffnungen sind beides Erscheinungen, die bald vorüber gehen. Blüten finden sich fast in jedem Jahre an dem Baum, so lange sein Saft noch nicht ganz vertrocknet ist, an den jüngsten Bäumen sind gewöhnlich die meisten. An Hoffnungen verjüngt sich jedes Alter der Menschen; aber am meisten und sehnlichsten hofft die Jugend. Die wenigsten Blüten setzen Frucht an, und wenige dieser Früchte werden reif; so werden die meisten Hoffnungen vereitelt. Dennoch freut man sich in jedem Jahr von neuem über die schönen und vielen Blüten, weil sie dem Auge und der Einbildungskraft einen so herrlichen Genuß gewähren; ebenso regt Hoffnung unsere Lebensgeister stets aufs neue an; darum werden wir sie nie ganz aufgeben. — Sturm und Wetter schütteln die Blüten ab; so werden unsere Hoffnungen oft durch harte Schicksale und grausame Verhältnisse vernichtet, oft durch unsere eigenen Leidenschaften. So wenige Blüten auch zu reifen Früchten sich entwickeln, so sind doch fast in jedem Jahre Früchte genug vorhanden. So freue dich, o Mensch, des Guten auf Erden und suche es auf; es ist vielleicht vieles schon vorhanden, was du noch als zukünftig hoffest.

124. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Das Gold ist ein edles Metall; es glänzt und behält seinen Glanz, auch wenn es lange Zeit der Luft ausgesetzt ist und gar im Schmutze liegt. Es gibt aber auch unedle Metalle, welche glänzend gemacht werden können, so daß sie dem Golde ähneln, z. B. Messing und Tombak. Der Unkundige sieht leicht für Gold an, was nicht Gold ist; der Kenner aber sieht auf den ersten Blick, ob er Gold vor sich hat oder nicht. Das Sprichwort bezieht sich aber nicht bloß auf Metalle, sondern hat eine viel allgemeinere Bedeutung.

Wenn jemand in einem prächtigen Hause wohnt und teure Kleider

trägt, so meinen wir gleich, daß er auch reich sein müsse; aber der Schein trügt; es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Mancher Mensch ist ein Bild der Gesundheit; seine Wangen blühen wie Rosen; und doch leidet er vielleicht an einer unheilbaren Krankheit. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Wer eine hohe Ehrenstelle inne hat, wird oft von niedriger stehenden Menschen beneidet; aber wenn sie wüßten, wie viel Mühe und Sorge das Amt mit sich bringt, würden sie zufrieden sein. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Untersuche erst, ehe du urtheilst, und laß dich nicht durch den Schein betrügen.

125. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.

Dass dies wörtlich wahr sein muss, darüber kann jeder die Probe machen, zumal wenn er etwa einen Kopf länger ist als andere Menschenkinder. — Indessen wird das Sprichwort wohl nicht allein für solche Menschen gemacht sein, denen man sagen muss, dass sie die Füße bedecken sollen; vielmehr stecken unter der Decke noch andere Dinge. Vor allem ist der Beutel darunter zu verstehen. Wer sich nicht nach seinem Geldbeutel streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt; d. h. richte dich bei deinen Ausgaben nach der Einnahme, damit du keine Schulden auf den Hals bekommst, vielmehr etwas erübrigen und als Notpfennig bei Seite legen kannst, sei es nun für dich und deine Kinder oder für die Armen. Folgst du diesem guten Rate nicht, so können dir zuletzt die Füße unbedeckt bleiben, und du kannst als Bettler die Hände nach Almosen ausstrecken.

Die Decke ist aber nicht allein der Beutel, sondern auch der Stand und Beruf, darin der Mensch sich befindet. Nach seinem Stand und Beruf soll man nicht mehr sein und vorstellen wollen, als man wirklich ist, nicht hochmütig sich seines Standes schämen und dadurch lächerlich werden. Das gilt namentlich denen, die nach dem Sprichwort handeln: Kleider machen Leute. Über Luxus und Kleiderpracht geht häufig nicht bloss Geld und Gut, sondern auch guter Name und gutes Gewissen verloren.

Lass dir das gute Sprichwort durch ein noch besseres Bibelwort erklären: „Haltet fest an der Demut; denn Gott widersteht den Hoffärtigen; aber den Demütigen gibt er Gnade.“

126. Gleichnis von den Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riss hast, denkst du oft: „Pah! das sieht man nicht, und

die Leute haben anderes zu tun, als immer alles an mir auszumustern.“ — Du gehst dann frank und frei herum, und es kann oft sein, du hast recht; es sieht niemand den Flecken und den Riss.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schönes Halstuch oder ein frisches Hemd mit weisser Brust oder gar eine goldene Nadel u. dgl., da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts tun, als deine Herrlichkeit betrachten. So meinst du; aber es ist auch gefehlt; kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht.

Das eine Mal meinst du, man sehe dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt habe auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt. Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, so meinst du, es kenne dich kein Mensch, und keiner sehe nach dir um, und es sei stockdunkel. Wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, so redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein habe Augen, jedes Kind kenne dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Allein das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen; ein Auge aber sieht alles, das ist Gottes. Darum halte dich selber — vor deinem Gott über dir und deinem Gewissen in dir — in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu fürchten, dass dich alles sieht, und dir dabei etwas vorzulügen, und das andere Mal zu zürnen, dass dich niemand sieht.

127. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert, und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum; frisch und grün streckte er seine Zweige aus; auf ihnen sangen die Vögel des Himmels, und im Schatten ruhte der müde Wanderer. Er wurde vom Frühling belaubt und vom Herbst entblättert, bis die Axt ihn fällte, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstatt verarbeitet wurde.

In beiden schläft der Mensch in Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege; keine Not sieht ihn an; rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch; auch hier trifft ihn kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist's als der in der Wiege; denn er ist traumlos und kalt; aber sicher und geborgen hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst; man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach waren wir noch, als wir auf dem Schosse der Mutter sassen; von ihr verlangten wir, was wir brauchten. Sie legte uns sanft in die Wiege. — Starr und bleich, gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode; man legt uns hinein in den Sarg; denn wir selber können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Tränen der Freude glänzen im Vater- und Mutterauge, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt. Tränen des Schmerzes glänzen im Auge des Kindes, wenn es am Sarg der Eltern steht; Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg; Tränen gibt es hier wie dort.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen der Eltern an der Wiege ihres Kindes. Mit ihnen hoffen sie durch das Leben zu gehen, ein Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen; aber die Hoffnung, es werde in jenem Leben sich dauerhafter knüpfen, erfüllt und tröstet die Herzen der Trauernden.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf; um Glück und Segen für ihr Kind beten sie zu Gott. Auch am Sarge beten wir, beten für den Toten um Himmelsfrieden und Seligkeit, für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg, immer werdet ihr Menschen bergen; oft, ach, steht ihr nahe aneinander. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen; die eine — Wiege für die Erde, die andere — Wiege für den Himmel.

128. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.

Wir haben hier ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit so-gleich in die Augen springt. Wer auf guten Rat nicht hört, denselben nicht befolgt, dem kann auch von seiten wohlwollender

Menschen keine Hilfe zu teil werden. Es gibt aber Lagen und Verhältnisse im Menschenleben, wo jeder ohne Ausnahme des guten Rates bedürftig ist, weil eigene Kenntnisse, Einsichten und Erfahrungen nicht ausreichen. Wird nun in solchen Fällen die von aussen angebotene Belehrung nicht angenommen und befolgt, so kann natürlich auch keine Hilfe stattfinden; denn wo nichts ist, da kann nichts werden. Findet dagegen der gute Rat ein bereitwilliges Ohr und geneigtes Herz, so erfolgt gewiss in den meisten Fällen auch Hilfe, d. h. Rettung und Besserung. Wie der Kranke, der die Gesundheit des Leibes entbehrt, beim Arzt Rat und Hilfe suchen und dessen Vorschriften genau befolgen muss, so muss auch derjenige, dem es im allgemeinen oder in einem bestimmten Falle an Einsicht und Kenntnis fehlt, den Weisungen eines Besserunterrichteten völlig Gehör geben. Es kann ihm sonst ebensowenig geholfen werden wie dem Kranken, der nicht nach den Vorschriften des Arztes, sondern nach eigenen Launen und Willensregungen lebt. Dieses lehrt ausser der Vernunft auch die Geschichte und die tägliche Erfahrung. Wir sehen es, wie so mancher, der in der Jugend sich nicht erziehen und bilden lassen will, für das ganze spätere Leben elend und unglücklich wird, und wie ganze Völker zu Grunde gehen, weil sie für guten Rat nur ein taubes Ohr haben. So erzählt uns die Bibel, dass die Juden oftmals in die Gewalt fremder Völker fielen, weil sie auf den Rat der Propheten nicht hörten. Die Fabel aber vom unerfahrenen Mäuschen und Lämmchen und andere führen uns die Wahrheit des aufgestellten Satzes sehr klar und anschaulich vor. — Der Dichter Claudius schreibt an seinen Sohn Johannes: „Mein Sohn, es ist nicht gleichgültig, ob der Mensch rechts oder links gehe. Lass dir nicht weis machen, dass er sich selbst raten könne.“ — Göthe sagt: „Es ist eben, als wenn man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Rat erholen kann.“ Hören wir also willig auf den guten Rat anderer, namentlich wenn es Dinge betrifft, in welchen wir noch gar keine oder nur geringe Einsicht haben, nach den Worten des weisen Mannes: „Der Weg des Toren ist der rechte Weg in seinen Augen; wer aber weise ist, höret auf Rat.“ Spr. Sal. 12, 5.

129. Der Mensch und die Weiten der Erde.

Klein ist der Mensch, und unendlich ist der Raum. Unendlich erscheinen dem Menschen schon die Räume der Erde. Wie soll er, der zum Herrn der Erde bestimmt ist, die weiten Auen und Wälder, Wüsten und Meere durchmessen? — Seiner eigenen Füße Kraft und Schnelle

reichen nicht aus. Er zwang das edle Pferd; Kamel und Elefant traten in seinen Dienst; der trotzigste Stier selbst ward gezwungen, geduldig den beladenen Karren zu ziehen.

Bald blieb auch das Meer keine Schranke mehr; auf schwachen Brettern, kunstreich zusammengefügt, nahm der Mensch den Kampf mit dem Elemente auf und ward Sieger.

Aber nicht bloß Naturkörper, sondern auch Naturkräfte wurden zum Dienste gezwungen. Der Dampf, der stürmende, flüchtige, riesenstarke Sohn des Feuers und des Wassers, ward dienstbar, und selbst die Blitze des Himmels fing der Mensch ein und machte sie zu seinen Dienern. Der Dampf fährt jetzt in rasender Eile den Menschen und seine Güter über den Erdball und durch das Weltmeer, und wie ein allgegenwärtiger Geist erzählt die Blitzkraft, die Elektrizität, unsere Gedanken den fernsten Brüdern; die alte und die neue Welt, fast tausend Meilen geschieden, halten Zwiesprache wie zwei Freunde in einem Hause. Ja, die Erde ist ein großes Wohnhaus des Menschen geworden, und sie wird es mehr und mehr werden.

Man begnügt sich jetzt nicht mehr damit, auf ebenen Boden die Eisenstraße zu legen; hohe Gebirge werden von der Lokomotive und ihrer Wagenkette überstiegen; Tunnels führen durch die Tiefen der Erde. In Europa haben schon früher drei Eisenbahnen die Alpen überschritten, am Semmering, am Brenner und am Mont Genis; dazu ist nun noch eine vierte gekommen, die den berühmten St. Gotthard erklettert und zum Teil durchschneidet. Die Amerikaner aber haben einen Eisenring geschlagen von Ozean zu Ozean, von New-York nach St. Franzisko, 600 Meilen weit. Die Lokomotive durchheilt die Prärien, wo Büffel und Indianer haufen und ihr vergebens Halt zu gebieten suchen, fährt über schneebedeckte Höhen, übersteigt Abgründe und durchheilt Tunnels, und durch alle diese Hemmnisse trägt sie die kühnen Reisenden, die sich ihr anvertraut haben, in zehn Tagen durch einen ganzen Kontinent.

Überall sind die Eisenbahnen von Telegraphen begleitet; aber letztere haben auch einen Weg gefunden, wo die erstern nimmer gelegt werden konnten; auf dem Grunde des Ozeans, in Tiefen von 3000 m, liegen die Drähte, in denen die Gedanken der Menschen hinüber und herüber eilen. Nicht lange wird es währen, so umspannt der leitende Draht den ganzen Erdball.

So verlieren Raum und Zeit mehr und mehr ihre hemmende Bedeutung für den Menschen; er wird mehr und mehr „der Herr der Erde!“

130. Geringes ist oft die Wiege des Großen.

Nach den gewöhnlichen Berechnungen der Menschen kann nur aus Großem Großes entstehen, und wo bedeutende Erfolge hervortreten

sollen, da müssen auch bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es ist wahr, nur nach der Ursache kann sich die Wirkung richten, und was in jener nicht liegt, kann nicht zum Vorschein kommen. Aber auch scheinbar Unbedeutendes und Geringes ist manchmal die Wiege des Großen. Wichtig ist es, auf diese Erscheinung im Leben zu achten; denn, sei unser Leben noch so fern von dem Schauplatz großer Ereignisse, selbst der einfachste, stille Lebensgang ist reich an Aufforderungen zu ernstern Gedanken.

Geringes ist oft die Wiege des Großen; das bestätigt schon die sinnliche Natur. Hoffnungsreiche Saaten schießen auf in stolzer Fülle, wo das Auge vorher nichts bemerkte als den Säemann, der vertrauend das Geringe und Unscheinbare austreute. Hoch in die Lüfte bringt mit seinem Wipfel der Eichbaum, und weit umher breiten seine tausend Arme Schatten aus; und wie klein ist die Frucht, die ihn vor seiner Entwicklung umschloß! Was vermag der menschliche Leib, wenn er zur vollen Kraft gediehen ist! Welche Arbeiten verrichtet, welche Massen bewegt, welche Gewalt offenbart er! Und gleichwohl, wie hilflos und ohnmächtig ist der Neugeborne! Mit dem inneren Menschen ist es ebenso. Seine Gedanken bahnen sich einen Weg in die Geheimnisse der Natur; sein Scharfsinn findet das Entlegenste; seine Kenntnisse umfassen Tausendfältiges und vermehren sich gleichwohl immer noch; sein Gemüt fühlt das Zarteste und duldet das Härteste; sein Wille besiegt Neigungen und bändigt Leidenschaften.

Ein Gleiches gilt von unsern Schicksalen. Auch da entsteht Großes aus Kleinem, und oft weist keine Menschenhand den Weg nach, auf welchem man bis zum Anfang der Ereignisse gelangen kann, die sich jetzt durch unser Leben flechten. Daß wir an diesem Orte wohnen, in diese Verbindung getreten sind, in diesem Berufe leben, hier unsere Wünsche erfüllt sehen, dort unsere Unternehmungen mißlingen — wie oft liegt der Grund in etwas Geringfügigem! Ein buntes Festkleid war die Veranlassung zu Josephs eigentümlichem Schicksal, zu seiner Größe, zur Errettung seiner Familie. Daß die Tochter des ägyptischen Königs keinen Augenblick früher oder später im Nilstrom badete, das veranlaßte die bessere Erziehung des Knäbleins Moses und damit eine großartige Wendung in der Lage des Volkes Israel.

Auch ein Blick auf das Allgemeine wird uns hinlänglich überzeugen, wie oft etwas Kleines die Wiege des Großen ist. Ein unbedeutender Zufall, wie es die Welt nennt, half nicht selten entdecken, was man lange vergebens gesucht hatte. Die wichtigsten Erfindungen sind manchmal auf einen kleinen, leicht zu übersehenden Umstand zurückzuführen; zuweilen gab ein übereiltes Wort den Grund zu erbitterter Feindschaft und selbst zu langwierigen Kriegen. Und wie klein war anfänglich das Senfkörnlein des Christentums, das sich später zu so großer

Macht und Ausdehnung entfaltet hat! Kurz, wo wir hinblicken, begegnen uns Beweise, daß scheinbar geringfügige Ursachen überraschend große Wirkungen herbeizuführen im Stande sind.

131. Wie erhalten wir unsern Körper gesund?

Ein gesunder Leib ist ein hohes Gut und mehr wert als der größte Reichtum. Es ist daher sehr klug von uns gehandelt, wenn wir uns die Gesundheit unsers Körpers zu erhalten suchen. Wodurch geschieht das?

Viele Krankheiten entstehen durch den Wechsel der Witterung. Solche Störungen der Gesundheit beweisen aber, daß der Körper verweichlicht und geschwächt ist. Wir müssen daher denselben abzuhärten suchen, was durch körperliche Arbeit und Leibesübungen, durch Baden in kaltem Wasser und besonders durch Gewöhnung an leichtere Kleidung geschieht. Täglich sollten wir uns eine Zeit lang in frischer Luft bewegen und durch kein Unwetter uns bestimmen lassen, von dieser Regel abzuweichen.

Ein anderes, wichtiges Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist die Mäßigkeit. „Überfülle dich nicht mit allerlei lieblich schmeckender Speise und iß nicht zu gierig“, sagt die Schrift. Wir müssen aber nicht bloß im Genuß von Speise und Trank, sondern in allen Dingen, besonders auch im Genuß unserer Vergnügungen, mäßig sein.

Endlich müssen wir alles vermeiden, was auf unsere Gesundheit einen schädlichen Einfluß ausübt. Ein verständiger Mensch merkt bald, welche Speise ihm zusagt und welche ihm schädlich ist, wie schwere Arbeiten er seinem Körper ohne Nachteil für die Gesundheit auferlegen darf und wieviel Zeit der Ruhe und Erholung er bedarf; hat er aber solche Einsicht, so soll er auch die Willenskraft haben, seine Lebensweise danach einzurichten.

Wer diese Mittel anwendet, der wird damit vieles zur Erhaltung des höchsten der irdischen Güter beitragen und zugleich die sicherste Grundlage der meisten Lebensfreuden bewahren.

IV. Abschnitt: Reden, Briefe, Geschäftsaufsätze etc.

A. Reden.

132. Niklaus von der Flüh an die streitenden Eidgenossen zu Stanz 1481.

„Liebe Herren, treue Eidgenossen! Hier komme ich alter, schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu euch zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht; ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich euch; von dem Gott, welcher eure Väter gerettet in Landesnöten und Sieg auch euch gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's euch. Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollet ihr euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, lasst nicht von euch gesagt werden in den umliegenden Landen! In guten Treuen rate ich, dringendst bitte ich: Ihr von den Städten, dass ihr Bürgerrechte löset, welche euern alten Eidgenossen schmerzlich sind; ihr von den Ländern, dass ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmet. Alle Eidgenossen, in Missverständnis, das unter Brüder wohl kommen mag, bleibt gemäss der Billigkeit bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei! In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten verteilt! Ferner erweitert nicht zu sehr den euch umschliessenden Zaun; meidet fremde Händel, seid friedsame Nachbarn! Und wer euch unterdrücken wollte, der finde Männer. Fern von euch, dass einer um das Vaterland Geld nehme! Vor Parteiung hütet euch; sie würde euch zerstören! Liebet euch unter einander, o Eidgenossen! Und der Allmächtige walte über euch, gütig wie bisher!“

133. Der Geschichtschreiber Hottinger an die schweizerischen Jünglinge.

„Jünglinge des Vaterlandes! Ein edler Sinn ist unter euch angefacht; ihr beginnt immer klarer in Tätigkeit und Geistesbildung die Bestimmung euers Alters zu erkennen, und kleiner wird von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die voll kurzichtigen Wahnes von der forteilenden Zeit die Rückkehr zu veralteten

Vorrechten fordern, um in Übermut und Müssiggang von dem Verdienste besserer Väter zu schwelgen. Noch werdet ihr jetzt mehr nach euerm Wissen beurteilt; die Zeit kommt, wo man nach euerm Tun euch richten wird. Dieses ist die schwere Probe des männlichen Alters. Ihr werdet sie zuverlässig nur dann mit Ehre bestehen, wenn mit euerm Eifer die Selbstverleugnung, mit euerm Talente Bescheidenheit gepaart ist; wenn ihr durch die Formen zur Sache zu dringen versteht und vor allem aus nie den Rat der Erfahrung gering schätzt. In manchen Kenntnissen steht ihr über den Vätern, in manchen werden über euch die Söhne stehen. Die Wissenschaft schreitet unaufhaltsam vorwärts; doch der edle Charakter bleibt in allen Jahrhunderten sich gleich, und seine Kraft ist die höhere.“

134. Rede eines Hauptmanns an die neu eintretende Mannschaft.

Schweizerjünglinge!

Der heutige Tag, an welchem ihr in die waffenfähige Mannschaft unsers Vaterlandes eingereiht werdet, soll für euch ein Tag des Stolzes auf die männliche Ehre sein. Bei den alten freien Völkern war der Eintritt der Jünglinge in die Scharen der Krieger von einer hohen und ernsten Feierlichkeit begleitet; denn jene kriegerischen Völker kannten keinen höhern Ruhm als den Waffenruhm, und die höchste Würde des Mannes bestand in seiner Wehrhaftigkeit und Tapferkeit. Jetzt zwar leben die Völker milder und friedlicher neben einander; aber kein Volk kann sich selbständig und frei fühlen, wenn nicht seine Männer und Jünglinge waffenfähig und im Kriegswesen geübt sind, und das rechte Gefühl der Freiheit wohnt nur in der Brust des Mannes, der die Waffen zu führen weiss.

Waffenfähige Jünglinge! Ihr wisset, wie viel bei den die Schweiz umwohnenden Völkern für das Kriegswesen getan wird. Dort muss der Jüngling sich eine Reihe von Jahren ausschliesslich dem Kriegshandwerk widmen; dort sind stehende Heere, geübte Mannschaften, erfahrene Offiziere.

Wir Schweizer erachten die Waffenführung als eine allgemeine Pflicht, als einen Dienst, den jeder dem Vaterlande schuldig ist. Wir haben keine eigentlichen Soldaten; wir haben bürgerliche Vaterlandsverteidiger. Unser Wehrstand ist kein besonderer; er ist Nährstand zugleich. Um aber in dieser Doppelstellung zu genügen, müssen wir die Zeit friedlicher Waffenübung beschränken.

Wodurch nun wird es möglich, doch auch in kurzer Zeit zum Waffendienst geschickt zu werden? Dadurch, dass die Mannschaft mit der grössten Aufmerksamkeit, Bereitwilligkeit und mit dem höchsten Fleiss und Ernst den bestimmten Exerzitien sich widme.

Also muss ich euch, biedere Jünglinge, aufs dringlichste ermahnen, dass ihr Sinn, Verstand und körperliche Kraft frisch und rasch bei unsern Übungen gebrauchet. Was ihr aber noch besonders lernen sollet, das ist der pünktlichste und genaueste Gehorsam gegen die Befehle eurer Vorgesetzten; ihr müsst militärische Disziplin achten und üben lernen! Ohne strenge militärische Zucht und Ordnung ist keine gemeinsame Waffenbildung möglich. Was aber bei rohen und unfreien Menschen nur durch Zwang und körperliche Strafen erzielt wird, das soll sich bei euch aus verständiger Überlegung, aus freiem Willen, aus Liebe zum Vaterlande und aus ernster Achtung der Waffen ergeben. Ihr sollet durch euer ganzes Wesen und Betragen zeigen, dass ihr einem freien Volke angehört, und dass ihr würdig seid, freie Krieger zu heissen.

Lasset euch, Schweizerjünglinge, nicht irre machen durch die unehrenhafte Rede derer, die unser schweizerisches Wehrwesen gering anschlagen, ja die ganze Waffenübung und Waffenführung als etwas Unerhebliches schmähen! Niemand kennt Zeit und Stunde, da das Schweizervolk aufgerufen werden kann, zu zeigen, dass es noch würdig sei, ein freies Volk zu heissen; da es aufgerufen wird, feindlichem Andrang von aussen oder verderblichen Zwisten im Innern zu wehren.

Wohlan denn, ihr Jünglinge, lasset uns mit Lust, Eifer und Kraft unsere Übungen beginnen, damit das Vaterland bald um eine Schar treuer und tüchtiger Verteidiger stärker und stolzer werde!

B. Briefe von geschichtlich bekannten Personen.

135. Rengger an Usteri*).

Bern, den 29. Januar 1794.

Innigst geliebter Freund! Es ist vorüber. Die bitterste, schrecklichste Stunde meines Lebens ist vorüber, um sich in täglich erneuten Schlägen tausendfach zu wiederholen. Wagner schreibt dir zwar; aber es ist ein Bedürfnis für mein zerrissenes Herz, dir selbst ein paar Worte

*) Rengger, Minister zur Zeit der Helvetik; Paul Usteri, Staatsrat in Zürich.

zu sagen. Vorgestern morgens um halb ein Uhr hatte er ausgelitten, und die Erinnerung seiner letzten Stunden fällt schrecklich auf mein Herz. Ich habe noch keinen Augenblick der Ruhe und keine ungetrübte Aussicht in die Zukunft genossen. Ich habe verloren, was selbst du mit meinen wenigen Auserwählten nicht ersetzen kannst. Aber nicht weniger sollst du mich, wenn es sein kann, noch näher an dein Herz rücken und neuen Trost in deiner Liebe finden lassen. Es ist ein edler, edler Mensch gestorben, und dieser Mensch war mein Vater, und dieser Mensch war mein innigster Freund! Wie freue ich mich, daß du ihn noch gekannt hast!

136. Usteri an Rengger.

Zürich, den 31. Januar 1794.

Liebster Freund! Es lebe in segnendem Andenken aller, die ihn kannten, dein entschlafener, teurer und edler Vater! Wenn ein guter Mensch stirbt; wenn das Verhältnis der mit ihm zunächst verbundenen Hinterlassenen zu ihm — das Verhältnis der reinsten, edelsten Freundschaft — immer heiter und immer vorwurfslos war, — o, so müssen diese beiden schönsten menschlichen Gedanken in der Zurückgebliebenen Herzen so frohe, erweckende Stimmung, so süße Nührung hervorbringen, daß sie mit Überwindersblicken herabsehen auf die niedrigen und eigennütigen Empfindungen, die eigenen Verlust beklagen, während sie schwächend und kraustraubend den Verlust zu vergrößern bemüht sind. — Freue dich, liebster Freund, daß du zu diesen seltenen Glücklichen gehörst. Du wirst an deinen Vater denken in den schönsten Stunden deines Lebens, und sie werden dir schöner werden; du wirst an ihn denken, wo du Mut bedarfst und Kraft — und Kraft wird dir werden. — Schreibe mir recht bald deine Entwürfe und Pläne, mein Lieber! Du kannst denken, wie sehr mich alles das interessiren muß. — Wäre es möglich, daß uns das Schicksal einander näher brächte?

137. Schiller an seine Schwester, Hofrätin Reinwald in Meiningen.

Jena, den 25. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Luise ernstlich krank geworden, und unsere arme, liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Luise oder auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst du es möglich machen, glaubst du, daß deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden.

Überlege, liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie tun, als mit Geld helfen, und Gott weiß es, daß ich es mit Freuden tue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammenstürzen muß. Ich kenne dein kindliches, liebevolles Herz; ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, besser als ich, was unter diesen Umständen nötig ist.

138. Matthias Claudius an seinen Sohn.

„Gold und Silber habe ich nicht;
was ich aber habe, gebe ich dir.“

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleib an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher.

Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse!

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir dann vergebliche Mühe und tue dir kein Leid und befinne dich dein!

Halte dich zu gut, Böses zu tun!

Hänge dein Herz an kein vergängliches Ding!

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort!

Bleibe dem Glauben der Väter getreu und hasse, die darüber nur leer Geschwätze treiben!

Scheue niemand so viel als dich selbst! Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und an ihrer Weisheit. Nimm es dir vor, Sohn, nichts wider seine Stimme zu tun, und was du sinnest und vorhast, schlag' zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rat! Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldig Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrest, löset er gemach seine Zunge und wird vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Recht, Freiheit, Tugend geredet wird, da höre fleißig! Jedoch traue nicht flugs und allerdings; denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden könnten und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und von den Treibern, und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß!

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht! Dünket er sich noch, und sei er noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig! Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will; sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu tun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen!

Denke oft an heilige Dinge! und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist!

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen! Doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen! sonst hast du deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird!

Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre!

Gehorche der Obrigkeit und laß die andern über sie streiten!

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich!

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen tue mit Fleiß!

Schmeichle niemand und laß dir nicht schmeicheln!

Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient!

Werde niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob alle deine Gläubiger wären!

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer!

Mache niemand graue Haare! Doch wenn du recht tust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr! Und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger!

Sage nicht alles, was du weißt; aber wisse immer, was du sagst!

Hänge dich an keinen Großen!

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach! Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen!

Wenn du Not hast, so klage sie dir und keinem andern!

Habe immer etwas Gutes im Sinne!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht!

Stehe deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir!

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut, und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!

Dein treuer Vater.

C. Briefe aus dem fäglichen Leben.

139. Nachrichtschreiben.

Sonnenfeld, den 3. April 18..

Liebe Schwester!

Ich habe dir eine freudige Nachricht mitzuteilen. Gestern Abend nämlich, als wir eben zu Tische sassen, trat ein hochgewachsener, wohlgekleideter junger Mann in unsere Stube, der zuerst einige Sekunden unbeweglich an der Türe stehen blieb, dann vortrat und lächelnd fragte: „Darf ich mithalten?“ Jetzt erkannten wir auch sogleich unsern Anton, den wir nach seinem letzten Briefe erst in acht Tagen aus der Fremde zurück erwarteten. Denke dir unsre Überraschung und Freude! Wie sprangen wir auf, ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken! Wilhelm und ich jauchzten in hellem Jubel, die Mutter schluchzte vor freudiger Rührung, und auch in den Augen des Vaters glänzten Freudentränen. Fast hätten wir vergessen, den Bruder zum Abendbrot einzuladen. Die Mutter war es, die sich zuerst daran erinnerte, Anton könnte noch andere Bedürfnisse haben, als auf unsre ungestümen Fragen zu antworten. Wir nahmen ihm also Stock und Reisetasche ab und führten ihn zu Tische. Nachdem er sich gestärkt hatte, erzählte er uns viel Interessantes aus seinen Reiseerlebnissen, namentlich von Paris und London und von seiner Fahrt auf dem Meere. Als dann die Post den Koffer brachte, ging Anton gleich daran, seine Sachen auszupacken. Er hat jedem von uns ein Geschenk mitgebracht. Auch dich, liebe Schwester, hat er nicht vergessen; doch darf ich nicht verraten, was er für dich ausgewählt hat.

Nun fehlst nur du noch, teure Sophie, damit sich des Vaters sehnlicher Wunsch erfülle, wieder einmal die ganze Familie vereinigt zu sehen. Da nun die Ferien am Gymnasium mit dem 20. d. zu Ende gehen und Wilhelm alsdann verreisen muss, so lässt dich der Vater fragen, ob du nicht von deiner Herrschaft einen kurzen Urlaub zu einem Besuch im Elternhause erbitten könntest. Wir hoffen zuversichtlich, es werde möglich sein, und sehen mit Ungeduld deiner zusagenden Antwort entgegen. Ganz besonders freut sich Anton auf die Ankunft der Schwester. Du wirst dich wundern, wie gross und stark er geworden ist.

Auf baldiges Wiedersehen also! In der freudigen Erwartung
deines nahen Besuches grüsst dich im Namen aller
dein Bruder

Otto.

140. Dankschreiben.

Mein verehrter Herr Lehrer!

Seit ich mit meinen lieben Eltern in Seeheim wohne, ist kein Tag verflossen, an welchem ich nicht an Sie dachte. Wie herzlich dankbar bin ich Ihnen für die freundlichen und liebevollen Worte, welche Sie mir bei meinem Abschiedsbesuche auf den Weg mitgaben! Gewiss, auch ferne von Ihnen werde ich durch mein Betragen zu beweisen suchen, dass Ihre Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen meinem Herzen unauslöschlich eingepägt sind. Möge Gott, der Allmächtige, Ihnen alles reichlich vergelten, was Sie an mir getan haben!

In meiner neuen Heimat gefällt es mir sehr gut. Hier ist viel mehr Leben, Verkehr und Verdienst als in Felsach. Mehrere hundert Arbeiter finden das ganze Jahr hindurch Beschäftigung in den Färbereien, Stickfabriken und Eisenwerkstätten unserer Gegend. Auch halten sich, wie ich mir sagen liess, während der Sommermonate immer viele Fremde hier auf, um die frische Seeluft und die herrliche Aussicht zu geniessen. Zu den Fenstern unserer Wohnstube hinaus fällt der Blick gerade auf den schönen See, und ich konnte mich in den ersten Tagen unseres Hierseins kaum satt sehen an den wechselnden Farben der weiten Wasserfläche und an den zahlreichen Dampf- und Segelschiffen, Fischerbarken und Gondeln, welche dieselbe durchfurchen.

Machen Sie uns doch recht bald einen Besuch und sehen Sie dann selbst, wo wir nun wohnen und wie wir uns eingerichtet haben. Meine Eltern laden Sie herzlich dazu ein und tragen mir viele Grüsse an Sie und die Ihrigen auf.

In der Hoffnung, dass Sie uns im Laufe dieses Sommers ganz gewiss mit einem Besuche erfreuen werden, verbleibe ich
Ihr dankbarer

Seeheim, den 12. Mai 18..

Adolf Treu.

141. Glückwunsch.

Weildorf, den 20. August 18..

Inniggeliebter Vater!

Morgen ist der festliche Tag, an welchem es mir stets eine heilige Pflicht war, dir meine innigsten Glückwünsche darzubringen und dir von ganzem Herzen für die unzähligen Wohltaten zu danken, welche ich von dir empfangen habe. Jetzt, da ich in

der Ferne weile, kann ich nicht, wie früher, durch einen Händedruck bestätigen, was ich dir zu deinem Geburtstag gelobe. Aber ich weiss ja, du nimmst es nicht für ein leeres Wort, wenn ich dir sage: Vater, ich will alle meine Kräfte anstrengen, um etwas Rechtes zu werden und einst dir und der Mutter im Alter eine Stütze zu sein, und es ist mein ernster Vorsatz, mich immer so zu verhalten, dass ihr Freude und Ehre an mir erleben könnet. Möge der Himmel dir auch ferner Gesundheit und alles Gute schenken und dich vor Leid und Unglück gnädig bewahren!

Beiliegende Handzeichnung schicke ich dir als Geburtstagsgeschenk. Sie soll dir beweisen, dass ich die Zeichenstunden, die mich mein Meister besuchen lässt, mit Fleiss und Ausdauer benütze. Bald werde ich dir zeigen können, dass ich auch in meinem Handwerk schon etwas Ordentliches gelernt habe. Seit ich ausschliesslich in der Werkstätte beschäftigt werde, und der Meister mir auch schon etwas bessere Arbeit anvertraut, gewinne ich immer grössere Lust an meinem Berufe. Und so hoffe ich denn, dass es mit mir noch zu einem guten Ziele kommen soll.

Empfange zum Schlusse nochmals die wärmsten Glückwünsche von deinem gehorsamen und dankbaren Sohn

Friedrich.

142. Einladungsschreiben.

Buchau, den 6. Juni 18 . . .

Meine teuerste Amalie!

Kannst du dir wohl denken, mit welchen Gefühlen der Freude ich deine lieben Zeilen vom 2. d. gelesen habe? Also endlich, nach langen, schmerzvoll durchlebten Wochen, ist deine Krankheit gewichen, und du bist, Gott sei Dank! bereits so weit erstarkt, dass du deine Freundin mit einem kurzen Briefchen erfreuen, ja sogar deiner lieben Mutter wieder in der Haushaltung etwas behilflich sein kannst. Trage nun aber ja auch recht Sorge zu der wiedergewonnenen Gesundheit! Du hast jetzt erfahren, wie wenig es oft braucht, um auf das Krankenlager gefesselt zu werden, und wieviel, um demselben wieder zu entrinnen. Auch wird dir niemand mehr den Spruch erklären müssen: Dem Gesunden fehlt vieles, dem Kranken nur eines.

Du schreibst, der Arzt habe deinen Eltern angeraten, dich zur völligen Genesung auf zwei bis drei Wochen an einen höher gelegenen, waldreichen Ort zu bringen, und da sei nun eure Wahl auf Tannenburg gefallen, wo deine Tante Adolfine wohnt.

Nun muss ich dich aber wirklich fragen: Hast du denn das freundliche, waldumkränzte Buchau so ganz vergessen, dass du ihm irgend eine andere Gegend vorziehen konntest, und solltest du nicht wissen, wie gerne meine Eltern dich bei uns haben? Sieh, so gerne ich deiner Tante deine Gesellschaft gönnen möchte, müsste ich dir doch ernstlich zürnen, wenn du dich nicht entschliessen solltest, die gänzliche Wiederherstellung deiner Gesundheit bei uns zu suchen. Allerdings würdest du hier manche Bequemlichkeit vermissen, die dir vielleicht zum Bedürfnis geworden ist; allein du weisst auch, dass wir alles aufbieten würden, um dir deinen Aufenthalt bei uns so angenehm als möglich zu machen.

Also nicht wahr, beste Amalie, du schlägst dir Tannenburg aus dem Kopf und kommst zu deiner dich herzlich liebenden Freundin
Matilde.

143. Antwort.

Sommerau, den 10. Juni 18..

Liebste Matilde!

Du hast mir und den Meinigen durch deine freundliche Einladung eine grosse Überraschung und eine unbeschreibliche Freude bereitet. Meine Eltern haben mir auch sogleich erlaubt, euer liebenswürdiges Anerbieten anzunehmen, und sie sprechen euch auch ihrerseits den besten und herzlichsten Dank dafür aus. Nur bitten sie angelegentlich, dass ihr euch keinerlei Opfer an Zeit und Geld für mich auferlegen und euch meinerwegen in euren Geschäften und in eurer Hausordnung in keiner Weise stören lassen möchtet. Ihre Bitten sind auch die meinigen; denn du begreifst, liebe Freundin, dass es mir keine Stunde wohl in eurem Hause wäre, wenn ich sehen müsste, wie um meinerwillen ein ungewöhnlicher Aufwand gemacht würde. In der Hoffnung also, es werde dies nicht geschehen, treffe ich meine Vorbereitungen zur baldigen Abreise nach Buchau, wo ich schon einmal in deiner Gesellschaft so glückliche Tage verlebt habe. Den Tag meiner Ankunft werde ich dir noch besonders anzeigen; jedenfalls komme ich nicht vor Schluss der Heuernte.

Inzwischen werde ich nicht ermangeln, deiner Mahnung in Bezug auf meine Gesundheit gewissenhaft nachzukommen. Bin ich einmal bei dir, so wird mir unter deiner Hut und Aufsicht nichts Schlimmes widerfahren können.

Empfange den innigsten Dank und die herzlichsten Grüsse von deiner
Amalie.

144. Traueranzeige.

Wiesen, den 4. Februar 18..

Geliebte Tante!

Betrübten Herzens theile ich Ihnen im Auftrage meiner Eltern die Trauerkunde mit, dass unsre liebe Grossmutter gestern abend nach nur achttägiger Krankheit sanft ins Jenseits entschlummert ist. Den 26. vorigen Monats wurde sie von einem anscheinend leichtern Unwohlsein befallen; aber bald erklärte der Arzt den Zustand der hochbetagten Frau für bedenklich. Es trat ein so rasches Schwinden ihrer Kräfte ein, dass wir schon vorgestern auf das Schlimmste gefasst sein mussten. Sie selbst fühlte ihr Ende mit schnellen Schritten herannahen. Ihre letzten Worte waren ernste Mahnungen an uns Kinder, den Eltern gehorsam und in all unserm Tun und Lassen brav und redlich zu sein. Sie werden uns unvergesslich sein, diese Abschiedsworte unserer guten, heissgeliebten Grossmutter. Am Lager der teuren Entschlafenen haben wir gelernt, dass diejenigen, welche fromm und tugendhaft gelebt haben, dem Tode ruhig ins Angesicht schauen können. Und so wird uns denn die Erinnerung an ihren Hingang eine stete Aufforderung sein, den Pfad der Tugend zu wandeln.

Nächsten Donnerstag, nachmittags 2 Uhr, wird die irdische Hülle der Verblichenen der Erde übergeben werden. Der Gang zum Friedhof wird ein schwerer für uns sein. Ihnen, liebste Tante, wird die schlimme Witterung und die grosse Entfernung von uns wohl nicht erlauben, an dem Leichenbegängnis teilzunehmen. Aber wir sind überzeugt, dass Sie an unsrer Trauer den innigsten Anteil nehmen und die Hingeschiedene in freundlichem Andenken behalten werden.

Mit tiefer Wehmut grüsst Sie im Namen meiner lieben Eltern und Geschwister

Ihre tiefbetrübte Nichte

Berta Weiss.

145. Beileidsbezeugung.

Wald, den 6. Februar 18..

Meine teuren Anverwandten!

Die schmerzliche Nachricht von dem so unerwartet schnellen Hinschied eurer unvergesslichen Mutter und Grossmutter hat mich

in die tiefste Betrübnis versetzt. Vergangenen Herbst noch, als ich die liebe Verstorbene zum letzten Male sah, war sie trotz ihres hohen Alters noch so gesund und rüstig, dass es mir fast nicht möglich ist, sie schon unter den Heimgegangenen zu denken. Also hat der Himmel sie abgerufen, die gute, würdige Frau, die unserm Herzen so teuer war! Aus einem Leben, ununterbrochener Arbeit und Pflichterfüllung geweiht, hat er sie eingeführt zur ewigen Ruhe, wo sie den Lohn der Redlichkeit empfangen soll.

Euer Schmerz um ihren Verlust ist ein gerechter; aber ihn lindert das Bewusstsein, dass alle ihn teilen, welche die Verewigte gekannt haben. Euch richtet der erhebende Gedanke auf, dass sie zu denen gehört, deren Andenken im Segen bleibt, und euch tröstet die zuversichtliche Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits.

Leider kann ich nicht mit euch der Verblichenen die letzte Ehre erweisen. Seid aber nichtsdestoweniger meines innigsten Beileides versichert! Den mitfolgenden Kranz bitte ich als Zeichen meiner Mittrauer auf den frischen Grabeshügel zu legen, welchen nächstes Frühjahr zu besuchen hofft

eure teilnehmende

Elise Ruf.

146. Auftrag.

Hochfeld, den 28. April 18 . .

Freund Walder!

In No. 101 der „Volkszeitung“ lese ich die Anzeige, daß bei Herrn Sattlermeister Braun in Stein eine noch fast neue, in gutem Zustand befindliche, einspännige Chaise um billigen Preis zu kaufen sei. Nun beabsichtigte ich seit längerer Zeit, einen Einspänner anzuschaffen, und da du in der Nähe des Herrn Braun wohnst, so möchte ich dich als Sachverständigen gebeten haben, dir die Chaise genau zu besehen und mir über die Beschaffenheit und den Preis derselben beförderlich Nachricht zu geben.

Im Falle einer günstigen Antwort würde ich selber nach Stein kommen, um den Handel abzuschließen.

Indem ich dir für deine Bemühungen meinen verbindlichsten Dank ausspreche, verbleibe ich freundschaftlich grüßend

dein

Eduard Bühler.

147. Erkundigung.

Schöntal, 9. VII. 18 .

Wertgeschätzter Freund!

Durch Brief vom 7. d. hat ein Herr Ulrich Roth, Gastwirt zur „Linde“ in Kronbühl, ein bedeutendes Quantum Wein auf Kredit bei mir bestellt und sich dabei auf dich berufen. Da Herr Roth mir in der That gänzlich unbekannt ist, so bitte ich dich um den Freundesdienst, mir wo möglich umgehend zu berichten, ob man demselben bis auf den Betrag von 400 Franken kreditiren darf. Meiner vollständigen Verschwiegenheit kannst du dich versichert halten.

Für deine Gefälligkeit dir zum voraus bestens dankend, erklärt sich zu Gegendienstleistungen jederzeit gerne bereit und zeichnet mit freundlichen Grüßen

dein

Karl Isler, Weinhändler.

148. Antwort.

Kronbühl, den 10. Juli 18 . .

Mein lieber Freund!

Es gereicht mir zum Vergnügen, dir in Beantwortung deines Gesetzten über Herrn Roth zur „Linde“ dahier nur Vorteilhafteres mitteilen zu können. Derselbe lebt in guten ökonomischen Verhältnissen und ist als ein rechtschaffener und solider Mann hier allgemein geachtet. Ich kann dir also wirklich empfehlen, mit Herrn Roth in Geschäftsverkehr zu treten; jedenfalls darfst du ihm unbedenklich bis auf den genannten Betrag Kredit gewähren.

Mit freundschaftlichem Gruße

dein stets dienstwilliger

Ernst König.

149. Erkundigung.

Obersteg, den 8. September 18 . .

Geehrter Herr!

Entschuldigen Sie, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit einer Bitte zu belästigen.

Gestern hat sich ein gewisser Johann Stark von Breitenbach für die Stelle eines Fahrknechtes bei mir angemeldet, dabei aber nur ein einziges, von Ihnen ausgestelltes Zeugnis vorgewiesen, das nicht unbedingt anerkennend lautet. Da mir im übrigen der junge Mann einen ziemlich günstigen Eindruck gemacht hat, so erlaube ich mir hiemit,

Sie um einiges Nähere über die Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und den Charakter desselben zu ersuchen.

* Mit der Zusicherung, daß ich von Ihren gefälligen Mittheilungen keinen ungeeigneten Gebrauch machen werde, verbinde ich zum voraus meinen höflichsten Dank und zeichne achtungsvoll

Ihr ergebener

Georg Deutsch, Müller.

150. Antwort.

Geehrter Herr Deutsch!

Auf Ihre Anfrage vom 8. d. kann ich Ihnen mittheilen, daß das, was ich in meinem Zeugnisse über die Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und den Fleiß meines früheren Knechtes Joh. Stark gesagt habe, vollkommen wahrheitsgemäß ist. Besonders muß anerkannt werden, daß er sich auf die Behandlung von Pferden vortrefflich versteht. Da er aber in der letzten Zeit seines Hierseins den andern Dienstangestellten gegenüber ein äußerst unverträgliches Wesen zeigte, so sah ich mich genötigt, ihn nach kaum dreivierteljähriger Dienstzeit zu entlassen.

Möglicherweise ist ihm dies eine heilsame Lektion gewesen, und so möchte ich Ihnen nicht durchaus abraten, einen Versuch mit ihm zu wagen.

Ihr achtungsvoll ergebener

Niederberg, den 10. September 18 . .

A. Stern, Gutsbesitzer.

151. Mahnung.

Stalden, den 2. November 18 . .

Hochgeehrter Herr!

Da ich nächster Tage eine größere Zahlung zu leisten habe und nicht ausreichend bei Kasse bin, so nehme ich mir die Freiheit, Sie höflich an die Rechnung zu erinnern, welche ich Ihnen den 1. August l. J. auf Ihren Wunsch zugestellt habe. Gestatten Sie mir dabei die ausdrückliche Bemerkung, daß ich mir diese Erinnerung nicht erlauben würde, wenn ich mich nicht in einer wirklichen Notlage befände, und haben Sie die Gewogenheit, mich auch ferner mit Ihren geschätzten Aufträgen zu beehren.

Mit der Versicherung vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

J. A. Kurz, Schneidermeister.

152. Aufkündigung.

Kirchheim, den 1. Mai 18 . .

Geehrtester Herr Wagner!

Große und dringend nötige Reparaturen, welche nächsten Sommer in meinem Hause vorzunehmen sind, werden mir so erhebliche Auslagen verursachen, daß ich mich leider genötigt sehe, das mit Martini 1876 Ihnen geliehene Kapital von 1200 Franken auf Jacobi I. J. zu kündigen.

In der angenehmen Hoffnung, daß Ihnen aus dieser Kündigung keine Verlegenheit erwachsen werde, zeichne ich mit Wertschätzung und achtungsvollem Grusse

Ihr

Hermann Blumer zur „Felsenburg“.

153. Bestellung.

Geehrter Herr Frei!

Soeben lese ich in Nr. 67 der „Thurgauer Zeitung“, daß Sie eine Partie guter, weißer Saatkartoffeln, à 12 Rp. per Kilo, zum Verfaufe bereit halten. Da ich noch solche nötig habe, so ersuche ich Sie, mir beförderlichst 80 Kilo schöne, gesunde Kartoffeln nach der Station Wald zu liefern. Den Betrag der Sendung werde ich Ihnen sogleich nach Empfang derselben übermitteln.

Mit freundlichem Grusse

Sichbühl, den 19. März 18 . .

Paul Kündig, Landwirt.

154. Abbestellung.

Herr Pfister!

Da die vor drei Wochen von mir bestellten Baumpflänzlinge immer noch nicht eingetroffen sind, der Termin der Lieferung aber bereits um zehn Tage überschritten ist, so zeige ich Ihnen hiemit an, daß ich die Bäumchen nun nicht mehr gebrauchen kann und die Sendung also, falls sie inzwischen abgegangen sein sollte, wieder zu Ihrer Verfügung steht.

Achtungsvoll zeichnend

Maibach, 25/X. 18 . .

A. Felder, Bezirksrat.

D. Geschäftsaussätze.**155. Zeugnis.**

Georg Weber von Esslingen, Königreich Württemberg, hat zwei Jahre in meiner mechanischen Werkstätte gearbeitet

und sich während dieser Zeit durch seine Geschicklichkeit, seinen ausdauernden Fleiss und sein gutes Betragen meine vollste Zufriedenheit erworben.

Indem ich ihm mit Vergnügen dieses wohlverdiente Zeugnis erteile, wünsche ich ihm zu seinem weitem guten Fortkommen das beste Glück.

Zürich, den 10. April 18..

Hugo Schnell, Mechaniker.

156. Zeugnis.

Maria Tanner von Herisau, Kt. Appenzell, hat fünf Jahre in meinem Hause als Magd gearbeitet und durch Fleiss, Treue und ein in jeder Beziehung musterhaftes Betragen das beste Zeugnis verdient. Solches bescheinigt der Wahrheit gemäss

Frauenfeld, den 1. Juni 18..

Oskar Schmid, Kaufmann.

157. Zeugnis.

Leopold Kern von Freiburg i. Br. ist während drei Monaten als Gärtner in meinem Dienst gestanden und hat in beruflicher Hinsicht billigen Anforderungen genügt, während sein sittliches Verhalten zu wünschen übrig liess.

Villa Freieck bei Basel, den 3. Juli 18..

Eugen Reichenbach.

158. Anweisung.

Herr Kaufmann Otto Stein in St. Gallen beliebe, dem Überbringer dieser Anweisung, Herrn Gustav Rieder, Geschäftsagent in Wyl, den Betrag von Fr. 85 (fünfundachtzig Franken) auszubezahlen und mir denselben in Rechnung zu bringen.

Au, den 30. Januar 18..

F. R. Schwarz, Färber.

159. Anweisung.

Herr Arnold Graber in Zell wird hiemit ersucht, meine bei ihm aufbewahrten Möbel dem Vorweiser dies, Fuhrmann Kaspar Steiger von Neuhaus, zur Beförderung an mich zu übergeben.

Hinterhausen, den 12. Dezember 18..

Robert Stahl.

160. Empfangschein.

Heute aus der Bibliothek des hiesigen Unterhaltungsvereins empfangen zu haben:

Nr. 29: Auerbachs Volkskalender, Jahrg. 1868, und
 „ 135: Uli, der Pächter, von Jeremias Gotthelf,
 bescheint

Burgfelden, den 28. November 18..

Karolina Brugger.

161. Empfangschein.

Der Unterzeichnete bezeugt, dass ihm unter heutigem Datum von Herrn Fürsprech Ziegler in Amrisweil der Betrag von Fr. 140 (einhundert und vierzig Franken) zur Übermittlung an Herrn Friedrich Kolb, Flaschner in Tablat, eingehändigt worden ist.

Amrisweil, den 16. März 18..

Richard Streng, Kommissionär.

162. Quittung über bezahlten Mietzins.

Von Herrn Vinzenz Keller heute den Mietzins für das Quartal vom 1. Februar bis 1. Mai l. J. mit Fr. 90 (neunzig Franken) richtig empfangen zu haben,

bescheint dankend

Neukirch, den 20. April 18..

Albert Jung, Notar.

163. Quittung über einen Kapitalzins.

Herr Daniel Gross, Landwirt in da, hat mir heute von Fr. 800 Kapital den mit Lichtmess d. J. fälligen Jahrzins à 4 $\frac{0}{10}$ mit Fr. 32 (zweiunddreissig Franken) richtig bezahlt.

Dürndorf, den 3. Februar 18..

Alfred Kopp, Gerber.

164. Quittung über eine Kapitalrückzahlung.

Ich bescheinige hiedurch, dass mir Herr Fridolin Ulmer, Schlosser in hier, das gegen Schuldschein vom 24. Juli 1875 ihm dargeliehene Kapital von Fr. 1000 (eintausend Franken), nebst dem letzten Jahrzins à 4 $\frac{1}{4}$ $\frac{0}{10}$, heute zurückbezahlt hat.

Unterau, den 25. Juli 18..

Julius Ammann.

165. Quittung über eine Terminzahlung.

Herr Gottfried Kaiser, Maurer in Langdorf, hat mir heute an die Kaufsumme von Fr. 600, die er mir unterm 1. November 1876 für einen Acker schuldig geworden, den dritten Jahresternin im Betrage von Fr. 150, nebst einem vierprozentigen Jahrzins von Fr. 300, im Betrage von Fr. 12, also zusammen Fr. 162 (einhundertzweiundsechzig Franken) richtig bezahlt.

Kurzdorf, den 3. November 18..

Felix Herzog, Bäcker.

166. Schuldschein

für

Fr. 200, zweihundert Franken, welche der Unterzeichnete heute bei der Spar- und Leihkasse in Neustadt entlehnt hat, mit dem Versprechen, diese Summe auf Martini l. J. mit $4\frac{1}{4}$ Prozent Zins zurückzuzahlen.

Oberdorf, den 1. Mai 18..

Franz Huber, Schuhmacher.

167. Schuldschein.

Der Unterzeichnete bescheint hiemit, heute von Hrn. Alfred Kopp, Gerber in hier, Fr. 800 (achthundert Franken) leihweise empfangen zu haben. Er verspricht, diese Summe jährlich mit Lichtmess à $4\frac{1}{4}\frac{0}{0}$ zu verzinsen und dieselbe nach erfolgter vierteljährlicher Aufkündigung zurückzubezahlen.

Dürndorf, den 2. Februar 18..

Daniel Gross, Landwirt.

168. Schuldschein.

Daß ich unter heutigem Datum dem Herrn A. Schrott, Frucht-
händler in Büren, für gelieferte Saatfrüchte den Betrag von Fr. 350
— schreibe dreihundert und fünfzig Franken — schuldig geworden sei,
bescheinige ich mit dem Versprechen, genannte Summe den 1. Oktober l. J.
samt Zins à 4% zu entrichten.

Wylen, den 20. März 18..

Joseph Weis, älter.

169. Obligation mit Bürgschaft.

Ich anerkenne hiemit, daß mir Herr Julius Ammann dahier unter heutigem Datum die Summe von Fr. 1000 — sage eintausend Franken — geliehen hat. Zugleich verspreche ich, dieses Kapital alljährlich auf den 25. Juli zu $4\frac{1}{4}\%$ zu verzinsen und dasselbe nach vorausgegangener sechsmonatlicher Auffündung zurückzubezahlen.

Unterau, den 24. Juli 18..

Fridolin Ulmer, Schlosser.

Für obige Verpflichtungen des Herrn Fridolin Ulmer, Schlosser in hier, haftet als Bürge und nötigenfalls als Selbstzahler:

Unterau, den 24. Juli 18..

Ludwig Schulz, Kantonsrat.

170. Bürgschein.

Ich bescheine hiemit, für die Fr. 800 (achthundert Franken), welche Herr Alfred Ropp, Gerber in Dürndorf, heute dem Landwirt Daniel Groß daselbst angeliehen, als Bürge und nötigenfalls als Selbstzahler haften zu wollen.

Erlenbach, den 2. Februar 18..

Walther Häberlin, Major.

171. Bürgschein.

Die Unterzeichneten verbürgen sich dem Herrn Karl Suter in Kreuznach solidarisch für die Summe von fünfhundert Franken, welche er heute dem Glaser Rudolf Lang daselbst vorgestreckt hat, in dem Sinne, daß sie für Kapital und Zins als Selbstzahler eintreten würden, wenn Rudolf Lang nicht im stande sein sollte, seinen Verpflichtungen gegen den genannten Kreditor nachzukommen.

Kreuznach, } den 1. Juli 18..
Neudorf, }

Leopold Sturm, Friedensrichter.

Viktor Eberhard, Maler.

172. Vollmacht

für Herrn Fürsprech Graf in Rorschach, um den 12. d. M. in meinem Namen der Fertigung des Kaufvertrages mit Herrn Max Zeller in Arbon beizuwohnen.

St. Gallen, den 8. Januar 18..

Joseph Freund.

173. Vollmacht.

Ich erteile anmit dem Herrn Geschäftsagenten Emil Oswald in Kappel die Vollmacht, mein in Lindenfels gelegenes Heimwesen zu verkaufen oder zu verpachten. Dabei erkläre ich, alles, was mein Bevollmächtigter in dieser Sache tun wird, so anzusehen, als wäre es von mir selbst ausgegangen.

Adorf, den 18. September 18..

Theodor Walser.

174. Sicherungsschein (Revers).

Herr Lorenz Guhl hat mir aus nachbarlicher Gefälligkeit gestattet, während der Ernte über seine in der „Breite“ gelegene Wiese zu fahren. Ich erkläre nun, diese Vergünstigung zu keiner Zeit als ein Recht ansehen, sondern darauf verzichten zu wollen, sobald es Herrn Guhl belieben wird, dieselbe zurückzunehmen.

Burg, den 10. Juli 18..

Gustav Lenz.

175. Abtretung.

Unterzeichneter bezeugt, daß er die Summe von neunhundert Franken, welche Herr Edgar Weit in Wülen laut Obligation vom 10. November 1877 ihm schuldet, im Einverständnis mit dem Schuldner heute an Herrn Georg Britt in Ermatingen abgetreten habe, so daß also sämtliche im genannten Schuldschein erwähnten Gläubigerrechte mit heute an Herrn Britt übergehen.

Steckborn, den 3. Februar 18..

Karl Rauch.

Mit der Abtretung des oben bezeichneten Kapitalguthabens an Herrn Georg Britt in Ermatingen einverstanden zu sein, bescheinigt Wülen, den 10. November 18..

Edgar Weit.

176. Lehrvertrag.

Zwischen Heinrich Spengler in Bürglen und Johann Kreis, Sattlermeister in Weinfeld, ist unter heutigem Datum nachfolgender Lehrvertrag abgeschlossen worden:

1. Heinrich Spengler gibt seinen Sohn August dem Sattlermeister Joh. Kreis, vom 1. April l. J. an, auf die Dauer von zweieinhalb Jahren in die Lehre.

2. Sattlermeister Kreis verpflichtet sich:
 - a) den August Spengler in allem, was zum Sattlerhandwerk gehört, nach bestem Wissen und Können zu unterrichten, und ihn nur zu solchen Arbeiten anzuhalten, welche in den Beruf einschlagen;
 - b) ihn zum Besuch der Fortbildungsschule und des Gottesdienstes anzuhalten;
 - c) ihm Logis und gute bürgerliche Kost zu geben.
3. Das Lehrgeld beträgt zweihundert Franken und ist in folgenden Terminen zu bezahlen:
 - a) Fr. 50 beim Antritt der Lehrzeit;
 - b) „ 50 den 1. Januar 1880;
 - c) „ 50 den 1. Oktober 1880 und
 - d) der Rest den 1. Juli 1881.
4. Für Kleider und Wäsche hat der Lehrling selbst zu sorgen.
5. Der Lehrling verspricht Gehorsam, Fleiss und Treue, wozu ihn sein Vater noch besonders anhalten will.
6. Sollte der Lehrling ohne triftigen Grund aus der Lehre laufen, so hat sein Vater keinen Anspruch auf Rückerstattung des bereits bezahlten Lehrgeldes. Sollte aber der Meister vor Ablauf der Lehrzeit sterben, so sind seine Erben verpflichtet, den Lehrling unter denselben Bedingungen bei einem andern tüchtigen Meister auslehren zu lassen.

Dieser Vertrag ist doppelt ausgefertigt, von beiden Teilen unterzeichnet und jedem ein Exemplar eingehändigt worden.

Weinfelden, den 15. März 1879.

Der Lehrmeister: Johann Kreis.

Der Vater des Lehrlings: Heinrich Spengler.

177. Kaufvertrag.

Zwischen Konrad Egloff, Landwirt in Güttingen, als Verkäufer, und Eduard Bachmann, Schlossermeister in da, als Käufer, wurde heute folgender Kaufvertrag abgeschlossen:

Ersterer verkauft an letztern einen in der „Rüti“ liegenden, 18 Ar messenden, im Kataster unter Nro. 1420 eingetragenen Acker, welcher gegen Morgen an die Flurstrasse, gegen Mittag an eine Wiese des Käufers, gegen Abend an einen Acker des Emil Frei und gegen Mitternacht an die Landstrasse stösst.

Der Verkäufer hat den Acker, der unverpfändet ist, im Jahre 1870 von seinem Vater ererbt.

Der Kauf wurde abgeschlossen zu dem Preise von Fr. 480 (schreibe vierhundert und achtzig Franken) unter folgenden nähern Bedingungen:

1. Das Kaufobjekt wird mit den bisherigen Rechten und Beschwerden abgetreten.
2. Der Kaufantritt findet sofort statt.
3. Die Kaufsumme ist von Martini dieses Jahres an zu $4\frac{1}{2}\%$ zu verzinsen und in 6 gleichen Jahresterminen — jeweils mit dem betreffenden Zinse — abzuzahlen. Der erste Termin wird auf Martini 1880, mithin der letzte auf Martini 1885 fällig.
4. Der Verkäufer behält sich auf dem verkauften Grundstück das Unterpfansrecht bis zu dem Zeitpunkte vor, da die letzte Termin- und Zinszahlung geleistet sein wird.
5. Die Kosten der ämtlichen Fertigung sind vom Käufer zu tragen.

Vorstehender Kaufvertrag ist in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt worden.

Göttingen, den 28. Oktober 1879.

Der Verkäufer: Konrad Egloff.

Der Käufer: Ed. Bachmann.

Anhang.

178. Sprichwörter und Sprüche*).

I. Einfache und zusammengezogene Sätze.

a. 1) Der Schein trägt. 2) Der Klügere gibt nach. 3) Unkraut verdirbt nicht. 4) Das Glück ist kugelrund. 5) Die Erfahrung ist Meister. 6) Lehrjahre sind keine Meisterjahre. 7) Aufhören ist eine Kunst. 8) Träume sind Schäume.

b. 1) Zutrauen erweckt Zutrauen. 2) Liebe erzeugt Gegenliebe. 3) Eine Hand wäscht die andere. 4) Übung macht den Meister. 5) Zorn gebiert Zorn. 6) Beharrlichkeit trägt den Sieg davon. 7) Das Werk lobt den Meister. 8) Kleider machen Leute. 9) Das Kleid macht nicht den Mann. 10) Vorgen macht Sorgen. 11) Zeit heilt alle Wunden. 12) Schweigen bricht Freundschaft. 13) Geduld überwindet alles. 14) Not bricht Eisen. 15) Ein Undankbarer schadet zehn

*) Zur Erklärung des Inhalts und zu grammatischen Übungen.

Armen. 16) Dem Blinden hilft keine Brille. 17) Seines Handwerks soll sich niemand schämen. 18) Seines Fleißes darf sich jeder rühmen. 19) Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. 20) Eigner Herd ist Goldes wert.

c. 1) Überm Bache wohnen auch Leute. 2) Das Leichtste schwimmt oben. 3) Ehrlich währt am längsten. 4) Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. 5) Hochmut kommt vor dem Fall. 6) Man lernt nie aus. 7) Auf den Abend soll man den Tag loben. 8) Verlorne Ehr' kommt nimmermehr. 9) Eile mit Weile. 10) Unkraut wächst ungesät. 11) Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. 12) Eine Eiche fällt nicht von einem Streiche. 13) Um eines Baumes willen muß man nicht den Wald haßen. 14) Durch Schaden wird man klug.

d. 1) Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. 2) Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. 3) Unrecht Gut gedeihet nicht. 4) Ein rändig Schaf steckt die ganze Herde an. 5) Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. 6) Hunger ist der beste Koch. 7) Goldene Ketten sind auch Ketten. 8) Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhefissen. 9) Eine große Küche macht ein kleines Haus. 10) Des Glückes Sonne bringt selten lange Wonne. 11) Jeder ist seines Glückes Schmied. 12) Undank ist der Welt Lohn. 13) Freundes Stimme ist Gottes Stimme. 14) Ein guter Sohn ist seiner Eltern Freude. 15) Sterben ist aller Menschen Los. 16) Die Sünde ist der Leute Verderben. 17) Müßiggang ist aller Laster Anfang. 18) Arbeit ist des Bürgers Zierde; Segen ist der Mühe Preis. 19) Lotteriezettel sind Eingangszettel ins Bettelhaus. 20) Der Glaube ohne Werke ist tot. 21) Aller Anfang ist schwer. 22) Keine Antwort ist auch eine Antwort. 23) Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil. 24) Die Art im Haus erspart den Zimmermann.

e. 1) Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Türe zu. 2) Seide und Samt löschen das Feuer in der Küche aus. 3) Stillter Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. 4) Den sichersten Gewinn trägt Fleiß und kluger Sinn. 5) Lust und Liebe sind Fittige zu großen Taten. 6) Der Jugend schönste Blüte sind Demut, Unschuld, Güte. 7) Kleine Feinde und kleine Wunden verachtet kein Weiser. 8) Ämter bringen Würde und Bürde. 9) Versprechen und Halten geziemt Jungen und Alten. 10) Den Menschen macht sein Wille groß und klein. 11) Adel sitzt im Gemüte, nicht im Geblüte. 12) Mit Zeit und Weile kommt man nach Rom. 13) Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen! 14) Nur durch Hindernisse, Anstrengung und Leiden werden Menschen groß.

II. Satzverbindung.

a. 1) Gut macht Freunde; Not bewährt sie. 2) Der Mensch denkt; Gott lenkt. 3) Friede ernährt; Unfriede verzehrt. 4) Alte soll man ehren; Junge soll man lehren. 5) Leere Töpfe klappern am meisten, und leere Köpfe plappern am meisten. 6) Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg; sich selbst besiegen ist der aller schönsten Sieg. 7) Almofengeben armet nicht; Kirchengehen säumet nicht; Wagenfchmierer hindert nicht. 8) Getheilte Freud' ist doppelt Freude; getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

b. 1) Der Wahn ist kurz; die Reu ist lang. 2) Lehre bildet Geister; doch Übung macht den Meister. 3) Die Eintracht baut ein Haus; die Zwietracht reißt es nieder. 4) Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißt sie nieder. 5) Den Geschickten hält man wert; den Ungeschickten niemand begehrt. 6) Großsein tut es nicht allein; sonst holte die Ruh den Hasen ein. 7) Die Erfahrung ist ein teurer Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen. 8) Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel größtes aber ist die Schuld.

c. 1) Junges Blut, spar' dein Gut; Armut im Alter wehe tut. 2) Man muß sich nach der Zeit richten; die Zeit richtet sich nicht nach uns. 3) Krieche nicht; denn du hast gesunde Füße. 4) Bis Abend glänzt kein Morgenrot; drum spare bei Zeiten für Alter und Not. 5) Gott will, wir sollen glücklich sein; drum gab er uns Gesetze.

III. Satzgefüge.

a. 1) Wer andern Kummer macht und Schmerz, setzt einen Wurm sich selbst ins Herz. 2) Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. 3) Wer des Wolfes schonet, gefährdet die Schafe. 4) Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. 5) Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. 6) Wer im Frühjahr nicht säet, wird im Spätjahre nicht ernten. 7) Was nicht ist, kann werden. 8) Wer den Heller nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. 9) Der das Auge gemacht, sollte der nicht sehen? 10) Wer die Leiter hinauf will, muß bei der untersten Sprosse anfangen. 11) Wer den Kern will, muß die Schale brechen. 12) Wer A sagt, muß auch B sagen. 13) Was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht.

b. 1) Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. 2) Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 3) Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. 4) Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. 5) Was der Mensch säet, das wird er ernten. 6) Was Hände bauten, können Hände stürzen. 7) Wer nicht vorwärts strebt, dem ist es nicht ernst mit sich selber.

e. 1) Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. 2) Wo Glück aufgeht, da geht Demut unter. 3) Wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, da hört der innere Wert auf. 4) Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. 5) So weit die Sonne leuchtet, lebt niemand schattenlos. 6) Wo das Nas ist, daselbst versammeln sich die Adler. 7) Wenn das Kalb ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu. 8) Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. 9) Schaff', weil es Tag noch ist; steh', weil du fest noch bist. 10) Es irrt der Mensch, so lang er strebt. 11) Kommt Zeit, kommt Rat. 12) Man muß das Bäumchen biegen, dieweil es jung ist. 13) Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. 14) Lehre nicht andere, bis du selber gelehrt bist!

d. 1) Wie man in den Wald ruft, so hallt es wieder heraus. 2) Wie man sich bettet, so schläft man. 3) Wie gewonnen, so zerronnen. 4) Müßiggang verzehrt den Leib, wie Rost das Eisen. 5) Wie man sich in der Jugend gewöhnt, so bleibt man im Alter. 6) Trägheit kommt so langsam vorwärts, daß die Armut sie bald einholt. 7) Wie man die Ausfaat hier bestellt, so erntet man in jener Welt. 8) Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten. 9) Je mehr man einen Schlüssel braucht, desto blanker bleibt er. 10) Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzet, desto größer wird er. 11) Wachtet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. 12) Man isset, daß man lebe, und lebt nicht, daß man esse. 13) Gott hat die Geheimnisse der Zukunft für den Menschen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei.

e. 1) Wenn Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein. 2) Fürchte nicht der Dornen Stechen, willst du schöne Rosen brechen. 3) O, hättest du von Menschen besser stets gedacht, du hättest besser auch gehandelt. 4) Es ließe sich alles trefflich schlichten, könnte man die Sache zweimal verrichten. 5) Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz. 6) Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. 7) Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln. 8) Soll ich dir die Gegend zeigen, mußt du erst den Berg besteigen. 9) Der Frosch hüpf wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß' auf goldenem Stuhl. 10) Die Finsternis sei noch so dicht, dem Lichte widersteht sie nicht. 11) Ob auch alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. 12) Und dräut der Winter noch so sehr mit trozigen Geberden, und streut er Schnee und Eis umher, es muß doch Frühling werden. 13) Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.

f. 1) Der Mann ist aller Ehren wert, der alle Dinge zum Besten kehrt. 2) Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. 3) Hunde,

die viel bellern, beißen nicht. 4) Die Lügen sind ein böser Samen, aus dem nie gute Früchte kamen. 5) Die Freuden, die wir andern bereiten, sind die edelsten von allen. 6) Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen. 7) Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

IV. Mehrfach zusammengesetzte Sätze und Perioden.

1) Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle. 2) Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber tut. 3) Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'. 4) Täten wir nur, was wir sollten, täte Gott auch, was wir wollten. 5) Wohltaten, still und rein gegeben, sind Tote, die im Grabe leben; sind Bäume, die im Sturm bestehen; sind Sterne, die nicht untergehen. 6) Wen das Glück zu stürzen denkt, der wird erst von ihm erhoben; wen der Neid zu schwärzen sucht, den beginnt er erst zu loben. 7) Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast! Ein jeder Stand hat seinen Frieden; ein jeder Stand hat seine Last. 8) Seit der Sonne goldner Strahl unsrer Erde leuchtet; seit der Regen Berg und Thal und die Ebnen feuchtet: stand es immer auf der Welt, wie es jezo stehet; alles wechset, steigt und fällt, bis die Welt vergehet. 9) Wo sich Gottes Flamme in ein Herz gesenkt, das am alten Stamme treu und liebend hängt; wo sich Männer finden, die für Ehr' und Recht mutig sich verbinden: weilt ein frei Geschlecht. 10) Was die Schickung schiekt, ertrage! Wer ausharret, wird gekrönt; reichlich weiß sie zu vergelten, herrlich lohnt sie stillen Sinn. Tapfer ist der Löwenfieger; tapfer ist der Weltbezwinger; tapfrer, wer sich selbst bezwang. 11) Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist; zu glücklich, wem sie noch die auß're Schale weist.

V. Abgekürzte Ausdrucksweisen.

1) Jung gewohnt, alt getan. 2) Mittelmaß, die beste Straß. 3) Heute mir, morgen dir. 4) Ein Mann, ein Wort. 5) Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. 6) Aus den Augen, aus dem Sinn. 7) Frisch begonnen, halb gewonnen. 8) Erst die Arbeit, dann der Lohn. 9) Besser spät, als gar nicht. 10) Keine Rosen ohne Dornen. 11) Trau, schau, wem? 12) Ende gut, alles gut.

VI. Sprichwörtliche Redensarten.

1) Öl ins Feuer gießen. 2) Vom Regen unter die Traufe kommen. 3) Auf beiden Achseln tragen. 4) In einen sauren Apfel

beißen. 5) Das Kind mit dem Bade ausschütten. 6) Sich die Finger verbrennen. 7) Sich mit fremden Federn schmücken. 8) Zwei Fliegen auf einen Schlag fangen. 9) Einem durch die Finger sehen. 10) Auf feinen grünen Zweig kommen. 11) Ein langes Gesicht machen. 12) Wie auf Nadeln sitzen. 13) Den Nagel auf den Kopf treffen. 14) Gegen den Strom schwimmen. 15) Einem Sand in die Augen streuen. 16) Das fünfte Rad am Wagen sein. 17) Sich etwas hinter die Ohren schreiben. 18) Die Rechnung ohne den Wirt machen. 19) Tauben Ohren predigen. 20) Eine Gelegenheit vom Zaune brechen.

179. Rätsel.

1) Korn wird in ihnen rein gemacht, und eines gibt mit ihnen acht; doch wer mit ihnen Wasser schöpft, der hat Erstaunliches vollbracht.

2) Eine nennt im Garten sich wie am Himmel die vielen, nickt und neigt sich, wenn mit ihr die Gleichgenannten spielen.

3) Sie trägt ein bittres Laub; sie trägt viel süsse Kräuter; auf ihr geht, unter ihr die Kuh mit vollem Euter.

4) Die erste Silbe habt ihr allerwegen: sie flammt euch aus der Feuersbrunst entgegen; sie strömt euch aus der Überschwemmung zu; die zweite liebt der Wächter und die Kuh. Das Ganze ist bedeckt mit Eis und Schnee und doch dabei ein wasserloser See.

5) Das Tiefste, das Erste, das Unterste nennt, wer mich in der einzigen Silbe erkennt; auch bin ich die schönste, die gleichste Figur, doch ohne den ersten der Buchstaben nur.

6) Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich: Mit einem A den Kriegern gefährlich, mit einem E nach Bösem begehrlieh, mit einem J ganz offen und ehrlich, mit einem U dem Waller beschwerlich.

7) Von Perlen baut sich eine Brücke hoch über einen grauen See; sie baut sich auf im Augenblicke, und schwindelnd steigt sie in die Höh'. Der höchsten Schiffe höchste Masten ziehn unter ihrem Bogen hin; sie selber trug noch keine Lasten, und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet, so wie des Wassers Flut versiegt. — So sprich, wo sich die Brücke findet, und wer sie künstlich hat gefügt.

8) Mit K nährt's, mit M gährt's, mit P fährt's; mit R zerfrisst es Stahl und Wehr, und ohne Kopf zieht's kalt einher.

9) Welcher Vogel ist es, den, so laut er girrt, doch ein Gleichbenannter schwerlich hören wird?

10) Bäume sind es, an denen ich hange; Tücher sind es, in denen ich prange; Bänder sind es, welche ich halte; Blumen sind es, die ich entfalte, wenn mich der Stickerin Finger führt, und mein Stachel den Grund berührt.

11) Den Knaben bin ich oft zum Spiele gut; dem Zornigen dien' ich zur Kühlung seiner Wut; den Angegriffnen kann ich schützen, den müden Greisen unterstützen.

12) Ich bin der beste Koch, das kann ich wohl beweisen; es lobt, bei wem ich bin, ein jeder meine Speisen. Doch wo man Essen gibt und teilet Spenden aus, da lauf' ich ganz gewiss dem Wirt zum Haus hinaus.

13) Meine beiden ersten fliegen; meine beiden letzten pflügen, und durch beider letzten List kommen oft die ersten beide, sich zum Gram und uns zur Freude, dahin, wo mein Ganzes ist.

14) Vers bin ich zur Hälfte, zur Hälfte nur Tand; errätst du mein Ganzes, so hast du Verstand.

15) Gott ist es unbekannt; die Herrchen nach der Mode besitzen es im Kopf; auch speist es jeder Tote; doch ässen's Lebende, sie müssten Hungers sterben; stirbt auch der ärmste Mann, so finden's seine Erben.

16) Mit den beiden letzten Silben ging ein Wilder auf die Jagd, als noch kaum auf blauen Bergen Morgenrot von ferne tagt. Lange war er nicht gezogen, sieh, da kamen schnell heran die zwei ersten Silben; freilich war's um's Jagen da getan. Denn sie trafen die zwei letzten und beraubten sie der Kraft; nicht durch ungestümen Angriff, langsam wurden sie erschlafft! Endlich zeigte sich das Ganze, reizend, hoffnungsvoll und schön, und es flohen die zwei ersten, wurden bald nicht mehr gesehn. Die zwei letzten aber wurden wieder stark durch diese Ruh, und es schleppte reiche Beute Oronal der Hütte zu.

17) Ein Baum mit einem Dutzend Äste, auf jedem Ast vier Nester feste, und sieben Junge in jedem Neste.

18) Kennst du den Gast, der aus der Ferne alljährlich zu

uns wiederkehrt, dem man so willig und so gerne bei uns das Bürgerrecht gewährt? Man nennt mit Recht ihn hochgeboren, und dennoch muss er barfuss gehn. Der Schlangenbrut ist Tod geschworen, wo dieser Fremdling sich lässt sehn. Ein Bild der Treue ist sein Leben; die Seinen schützt er in der Not; wenn sie die Flammen rings umgeben, so stirbt auch er den Feuertod.

19) Im Felde sucht's der Kriegerstand, um Lorbeern zu erringen; im Frieden weiss des Mädchens Hand aus Blumen es zu schlingen; dort trabt es durch der Wüste Sand und hebt umsonst die Schwingen.

20) Mit dem Spaten in der Hand ein Mann in seinem Garten stand. Der Schweiss rann ihm vom Angesicht; was er getan — du weisst es nicht? Du weisst es doch. Rasch umgedreht das Wort, dann hoch auf Felsen steht ein zweites aus der Ritterzeit, spricht von entschwundner Herrlichkeit.

